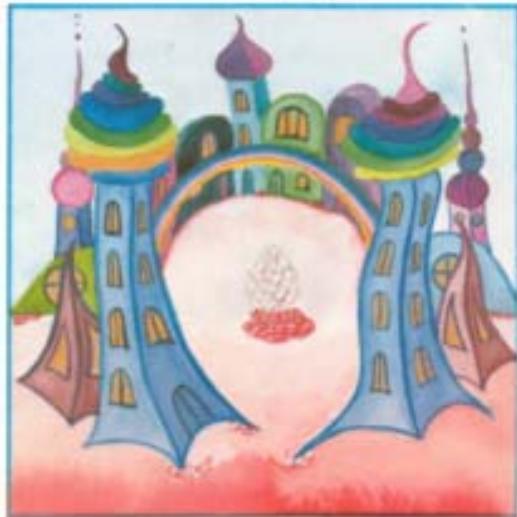


FANTASY

ARAQUIN



MA ROCKTH
LAUTENSCHLAG

Medea

Fantasy

Marockh Lautenschlag

Araquin

3. Auflage 1984
Medea Frauenverlag
Titelbild: Laura Beo
ISBN 3-922764-03-7
edition callisto V 1.0

Leise schloss Sleave die Tür hinter sich.

Die Luft in der großen Halle war voll von Rauch und dem Geruch nach Wein und Schweiß. Es war ein Abend wie tausend andere auch, und wie es aussah, sollte es so bis an ihr Lebensende bleiben. Dennoch schien es ihr, als würde es heute Abend nicht gut gehen. Sie war eine Spur ängstlicher als sonst, bemüht, leise aufzutreten, um nicht bemerkt zu werden, und ihr Herz klopfte in einem lauten, hämmernden Takt bis in ihre Kehle hinauf. Eines der Mädchen stieß sie an und deutete mit dem Kopf zu den großen Weinkrügen hin, die an der langen Wand standen. Wortlos eilte sie weiter, ihr halblanger, fleckiger Kittel umflatterte die nackten Beine. Mit einem gequälten Gesichtsausdruck nahm Sleave einen der schweren Krüge und begann, die Becher der anwesenden Gäste aufzufüllen.

Ihr Blick wanderte den Tisch entlang - Männer aus dem Dorf und der näheren Umgebung. Einige Fremde, alle den Ring mit dem Königszeichen am Mittelfinger, bis auf einen, der an einer langen Kette einen Wappentaler trug, den Sleave nicht kannte. Ihr Blick suchte die anderen Dienerinnen, die verstreut zwischen den Gästen saßen oder mit Gläsern und Tabletts durch die Halle liefen. Ihr Kopf schmerzte. Bei dem Gedanken, dass sie die rauchige Luft und die vielen, lärmenden Stimmen um sich herum noch die ganze Nacht ertragen sollte, fühlte sie Übelkeit in sich aufsteigen, und sie hatte Mühe, den schweren Krug hoch genug zu heben, um den Wein ordentlich einzuschenken.

Vom Tischende, wo der Lord mit seinen engsten Freunden saß, kam Gesang. Würfelbecher klapperten, und über allem lag das ständige Summen der streitsüchtigen, betrunkenen Stimmen. Ab und zu brach eines der Mädchen in ein hohes Lachen aus, so dass alle in ihre Richtung sahen, nur Sleave senkte den Kopf. Sie kannte die fetten, von Speiseresten klebrigen Finger der Gäste, die sich so ganz nebenbei zwischen Kittel und Haut schoben, das vertrauliche Zwicken, das ziellos irgendwo hintraf und schmerzhafte, blaue Flecken bei den Mädchen hinterließ.

Sleave seufzte. Der Weinkrug war fast leer, und sie lief hinüber zur Wand, um den nächsten zu holen, als sie Bertis ihren Namen rufen hörte. Sleaves Herz krampfte sich zusammen. Zögernd, mit etwas schlurfenden Schritten, ging sie zum Tischende. Der Lord war nicht mehr nüchtern. Sein Gesicht schwitzte, und die langen Haarsträhnen klebten an seiner Stirn und im Nacken. Er umfasste Sleaves Taille und zog sie neben sich auf die Holzbank. Dann unterhielt er sich weiter mit seinem Nachbarn. Sleave betrachtete die Tischplatte. Sie hasste es, hier sitzen zu müssen. Es war angenehmer, die Gäste zu bedienen. Sie war dann beweglich und konnte sich den Handgreiflichkeiten besser entziehen. Wieder hatte sie das Gefühl, dass heute Abend etwas schief ging. Ein Weinbecher wurde ihr zugeschoben, und eine laute Stimme rief: "Trink, Mädchen, trink!" Sleave sah hoch, direkt auf einen hageren, vollbärtigen Mann, der ihr seinen Becher entgegenhob. Sie versteifte sich, bemühte sich, seinem auffordernden Blick auszuweichen. Als er merkte, dass sie keine Anstalten machte mitzutrinken, ließ er den Becher wieder sinken und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

"Verdammtd, warum trinkst Du nicht?" Seine Stimme wurde weinerlich und klagend, und er wandte sich dem Lord zu: "Was ist das für eine Frau? Was habt Ihr eigentlich für Dienerinnen in Eurem Haus? Dumm und hässlich und ... und ..." Bertis warf Sleave einen forschenden Blick zu.

"Vielleicht seid Ihr einfach nicht nach ihrem Geschmack", sagte er begütigend. Noch ein Blick zu Sleave, mit der deutlichen Aufforderung, sich zusammenzunehmen.

Der Hagere umfasste murmelnd sein Glas, er schien bereits zu betrunken, um eine klare Antwort über die Lippen bringen zu können.

Sleave atmete auf. "Vielleicht habe ich da mehr Glück", sagte plötzlich eine Stimme an ihrem Ohr. Ehe sie es sich versah, hatte sich jemand zwischen sie und den Lord gedrückt. Erschrocken blickte Sleave in Toras sommersprossiges Gesicht. Sie wusste, das war das Unglück, das sie den ganzen Abend gefürchtet hatte. Tora lachte. Er umfasste Sleaves Hände

und sagte leise: "Ganz schön widerspenstig! Aber heute Abend läufst Du mir nicht mehr weg! Heute Abend nicht!"

Zornig riss Sleave die Hände weg. "Auch heute Abend nicht", flüsterte sie. "Nie." Ihre Angst wuchs, sie warf einen verstohlenen Blick zur Tür. Tora legte den Arm um ihre Schultern. Der Weingeruch, der von ihm ausging, benahm Sleave fast den Atem. Mit einem saugenden Geräusch trafen seine Lippen auf ihren Hals und ihr Gesicht. Voller Entsetzen stieß Sleave ihn zurück. Sie packte einen Weinbecher und kippte Tora den Inhalt entgegen. Einen Augenblick lang sah er sie entgeistert an. Der Wein troff in schmalen Fäden von seinen Haaren und bildete kleine Perlen in seinen Bartstoppeln.

Sleave sprang von der Bank auf und rannte zur Tür. Jemand griff nach ihren Zöpfen, der Ruck an den Haaren riss sie fast herum. Sie hastete weiter, ihre Füße rutschten auf dem glatten Mosaikboden. Noch ehe sie die Tür erreichte, holte Tora sie ein. In der Halle war es still geworden. Die Leute hatten sich halb von ihren Plätzen erhoben und betrachteten erstaunt und belustigt, wie Tora das zappelnde und um sich schlagende Mädchen festzuhalten versuchte. Sleave wehrte sich mit allen Kräften, bis Tora ihr eine Ohrfeige versetzte. Ein stämmiger Mann erhob sich und kam herbei. "Mach nicht soviel Aufsehen", sagte er zu Sleave und nahm sie am Handgelenk. Erbittert spuckte Sleave ihm ins Gesicht. Sie wusste, dass sie gegen die beiden keine Chance hatte, aber die Angst verlieh ihr mehr Kraft, als sie für möglich gehalten hätte. Sie schlug wie besessen um sich. Gab es denn niemanden, der ihr half? Die anderen Männer beobachteten amüsiert, wie das Mädchen versuchte, sich gegen Tora und seinen Bruder zur Wehr zu setzen. "Ihr seid keine Menschen", schrie sie, während die beiden sie mit vereinten Kräften zu ihrem Sitzplatz zurückschleiften. "Ihr seid schlimmer als Tiere. Jeder von euch. . ." Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihr Gehirn.

"Herrin!" schrie sie mit sich überschlagender Stimme. "Herrin! Helft mir!" Ihre hohe Stimme gellte durch die Halle. Tora wollte seine Hand auf Sleaves Mund legen, aber in diesem Augenblick gelang es dem Mädchen, sich zu entwinden, und sie stürzte zur Tür.

"Herrin! Helft mir!" Sie riss die Tür auf, um hinauszurennen, blieb aber wie angewurzelt stehen. Auch Tora und Meriem, die ihr nachgesetzt waren, hielten im Laufen inne. Der Lord sprang auf und fegte dabei sein Weinglas vom Tisch. Es zerschlug klirrend am Boden.

Die Frau, die im Türrahmen stand, war ein gutes Stück größer als Sleave. Ihre langen, hellen Haare, die lose herabhingen, bildeten einen sonderbaren Kontrast zu den dunklen Augenbrauen, die sich fast über der Nasenwurzel trafen. Sie trug einen baumwollenen Kittel, der halb über dem lockeren Gürtel hing, und darunter noch einen kurzen, gefältelten Rock, der knapp die halben Oberschenkel bedeckte. Die Beine waren in schmale, lange Hosen gehüllt. Mehrere Ketten umschlossen die nackten Fußgelenke. "Was geht hier vor?" fragte sie. Sie schob Sleave beiseite und nahm mit raschem Griff ein Schwert von dem Berg abgelegter Waffen in der Nähe der Tür. Es durchschnitt mit einem pfeifenden Geräusch die Luft. Ihr Blick glitt über die Anwesenden und heftete sich schließlich auf Tora, der in der Mitte der Halle stand. Meriem hatte sich, als er der Frau ansichtig wurde, schnell wieder an seinen Platz begeben. Die Frau deutete mit der Schwertspitze auf Tora.

"Was wollt Ihr von dem Mädchen?"

Tora schwieg. Sein Blick ging zu den Waffen, aber die Frau versperrte ihm mit dem Schwert den Weg.

"Am besten, Ihr entschuldigt Euch für Euer Benehmen", fuhr sie gemächlich fort. "Sonst kann das üble Folgen für Euch haben." Ein Raunen entstand. Nervös blickte der Lord die anwesenden Gäste an. Im Hintergrund kicherte ein Mädchen. Die Frau hob noch eines der Schwerter auf und schleuderte es über den Boden zu Tora hin. Es blieb vor seinen Füßen liegen. Er zögerte unschlüssig, während die Frau ihn mit unverhohלener Abneigung im Gesicht betrachtete.

"Nun", sagte sie mit starkem Akzent, "ich warte. Meine Geduld ist gleich zu Ende."

Tora bückte sich mit puterrotem Gesicht nach dem Schwert. "Tora, halt!" Bertis kam um den Tisch herum und legte die Hand auf Toras Arm. Er warf der Frau einen auffordernden Blick zu, der glatt an ihr abprallte.

"Sieh an", sagte sie, "welch eine interessante Wendung! Habt Ihr das Mädchen etwa vorhin beschützt, so dass Ihr Euch jetzt dazu äußern dürftet? Ich nehme an, Ihr habt dort gesessen und geglotzt. Wenn Ihr Männer ohne Manieren in Euer Haus einladet, müsst Ihr damit rechnen, dass sie es nicht lebend verlassen." Bertis schnappte nach Luft. Er ballte die Fäuste, und nur die Waffe der Frau hielt ihn davon ab, sich auf sie zu stürzen. "Um Himmelwillen", rief eine Stimme im Hintergrund. Alles drehte sich um.

"Mir scheint, Ihr seid alle verrückt geworden." Langsam kam einer der fremden Gäste vom Fenster hinzu. Sleve, die vor Aufregung am ganzen Körper zitternd zwischen Tür und Angel stand, erkannte jetzt den kalasenischen Wappentaler, den er trug. Es war ein dunkelhaariger, jüngerer Mann in der Kleidung der Lordritter. Er hielt ein Weinglas in der Hand, und sein Gesicht zeigte einen belustigten Ausdruck.

"Entschuldigt Euch bei ihr", sagte er zu Tora. "Dann ist die Sache ausgestanden. Sie erschlägt Euch sonst." Tora runzelte die Stirn. Die Worte befremdeten ihn, denn tief in seinem Innern befürchtete er, dass an ihnen etwas Wahres war. Aber er schüttelte den Kopf. Es reichte vollkommen, wenn Bertis die Blamage einstecken musste. Er würde sich nicht von dieser hergelaufenen Frau beleidigen lassen. Das fehlte noch, dass er wegen eines solchen Vorfalls sein Gesicht verlor. Gerade wollte er sich wieder bücken, als der Fremde nach seinem Arm griff. "Lady", sagte er, zu der Frau gewandt, "ich entschuldige mich für ihn. Ich bin überzeugt davon, er wird das Mädchen nun in Ruhe lassen. Kein Blutvergießen heute Abend." Nachdenklich blickte die Frau ihn an, dann senkte sie das Schwert. Auf ihrem Gesicht erschien ein winziges Lächeln. "Es ist Eure Sache, für wen Ihr die Hand ins Feuer legt", erwiderte sie. "Aber ich bin Eurer Meinung. Kein Blutvergießen heute Abend."

Sie warf das Schwert achtlos auf die anderen Waffen. Sleve brachte vor Verwirrung keinen Fuß vor den anderen, so nahm sie das Mädchen kurzerhand beim Arm und schob es auf den Gang hinaus. Mit einem letzten, mehr belustigten als feindseligen Blick auf die Anwesenden schloss sie die Tür hinter sich. "Hört mal, Janas", fuhr Toras herum, "wie könnt Ihr es wagen ...", aber er beendete den Satz nicht, als er Janas spöttischen Gesichtsausdruck sah. Das Wappen von Kalas funkelte aufdringlich, als der Ritter den Taler in der Hand bewegte. Abrupt drehte Tora sich um und ging zu seinem Platz.

"Dieser verdammte Hund", sagte er leise zu seinem Bruder. Meriem schielte zu dem Lord hinüber, der gerade hastig einen Becher in sich hineingoss.

Langsam kamen die Gespräche wieder in Gang. Der Zwischenfall hatte den Gästen neuen Gesprächsstoff geliefert. Janas, der kalasenische Ritter, hatte sich neben den Lord gesetzt und unterhielt sich leise mit ihm.

"Er beschwätzt ihn", sagte jemand in Meriems Nähe. "Was gehen ihn unsere Angelegenheiten an?"

Tora wurde, je länger das Fest dauerte, immer wütender. Er trank Becher um Becher weiter, bis er sich kaum noch auf der Bank halten konnte, und jammerte wegen Sleve.

"Sprich mit Bertis!" beschwore er seinen Bruder wieder und wieder. Meriem dröhnte der Kopf. Die meisten der Gäste waren zu fortgeschritten einer Stunde so betrunken, dass sie entweder quer über der Bank oder am Boden lagen. Er beobachtete Janas, der sich von dem Lord verabschiedet hatte und nun mit vorsichtigen Schritten über die Betrunkenen hinwegstelzte. Er wischte zwei Dienerinnen aus, die mit quietschendem Gelächter an ihm vorbeistoben.

"Gute Nacht", sagte er im Vorbeigehen zu Meriem, als sei nichts gewesen. "Wir sehen uns nächste Woche wieder." Tora zischte etwas in seinen Bart, aber Meriem zog es vor, Janas freundlich zuzunicken. Tora war noch jung. Er würde noch merken, dass sich Streitereien wegen Frauen überhaupt nicht lohnten.

Am Abend dieses langen Tages standen sie auf der Höhe des Gebirges und sahen weit in das andere Land hinein. "Da ist es", sagte Tomyris, und die beiden Frauen blickten eine Zeitlang schweigend in die dämmerige Ferne. Das Gesicht der einen war ausdruckslos. Schmal und mit scharfen Linien war es wie ein schöner Stein. Sie hörte Tomyris Stimme sagen: "Mein Wille ist es nicht, dass Du gehst. Als Königin hätte ich die Macht, Dich hier zu halten. Als Deine Schwester könnte ich Dich bitten, bei uns zu bleiben. Aber als Deinesgleichen würde ich dasselbe tun, und nichts könnte mich halten. Lass Dich segnen!" Ihre Schwester kniete nieder, und Tomyris legte die Hand auf ihren Kopf. "Ich segne Dich", sagte sie. "Möge Artemis, die Dreieinige Göttin, Dich beschützen, auf dass Du heil zu uns zurückkehrest!" Sie verharrte einen Moment und zog dann die Hand fort. Ihre Schwester erhob sich. Sie schlang ihren Umhang um sich. Nach einem letzten Blick, in dem eine Spur geheimer Bitternis lag, wandte sie sich ab und ging zu ihrer Stute hinüber. Vorsichtig begann sie mit dem Abstieg und führte das Tier sorgsam über das Geröll. Das letzte Licht des Tages verlosch schnell. Schwaden bleifarbener Dunkelheit stiegen aus dem Tal empor. Es war ein Abschied für eine lange Zeit.

Sleve hockte zusammengekauert am Fenster. Der kleine Raum, den sie sich mit zwei anderen Mädchen teilte, war dunkel. Das war das Ende. Sie wusste, dass dieser Abend bittere Folgen für sie haben würde. Kramphaft bemühte sie sich, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Was hatte sie sich eigentlich dabei gedacht? Alles war durch das Auftreten der Amaza noch schlimmer geworden. Außerdem hatte sie kein Wort mit ihr gesprochen, sondern sie einfach, wie ein kleines Haustier, in ihre Kammer geschoben und war in der Dunkelheit verschwunden. In wilder Verzweiflung bohrte Sleve die Fingernägel in die Handflächen. Weshalb war sie gekommen? Hatte sie ihr Rufen gehört? Der Lord würde sie beide zur Rechenschaft ziehen. Es wäre besser, sie würde gleich sterben.

Plötzlich öffnete sich die Tür. Sleve sprang auf, eine Mischung von Schuldbewusstsein und Hoffnung stand in ihrem Gesicht. "Herrin?" fragte sie aufgeregt. Die Frau kam durch das dunkle Zimmer und ließ sich auf einer der Strohmatratzen nieder. "Mein Name ist Candryi Nava", sagte sie. "Komm, setz dich zu mir."

Sleve setzte sich zögernd wieder hin. "Was hast Du Dir dabei gedacht?" fragte die Frau. Sleves Hoffnung sank.

"Wobei?" fragte sie, um die Antwort hinauszuzögern. "Nach mir zu rufen. Das ist einigermaßen ungewöhnlich. Wie kamst Du darauf?"

"Ich weiß es nicht", murmelte Sleve mit gesenkten Augen. "Es war - ich weiß nicht, wie ich darauf kam."

"Weshalb tut Du nicht, was alle anderen tun? Alle anderen Frauen hier. Bist Du nicht wie die anderen?"

Candryis Stimme klang boshaft, und Sleve merkte, wie Ärger in ihr aufstieg. "Wahrscheinlich nicht", entgegnete sie spitz. "Warum seid Ihr gekommen?"

Candryi lachte leise. Sleve fühlte ihren Blick in der Dunkelheit auf sich ruhen. Sie schämte sich plötzlich wegen der schäbigen Strohmatratze, auf der die Frau saß. Sie, die bestimmt soviel Besseres gewöhnt war. Nach allem, was Sleve über Helos gehört hatte, musste es eines der reichsten Länder der Erde sein. Candryi verschränkte die Hände. "Wer ist dieser Mann?"

"Wer?" fragte Sleve, verdutzt über die rasche Wendung des Gespräches.

"Der Ritter. Er ist aus Kalas, nicht wahr? Kennst Du ihn?" "Nein", entgegnete Sleve. "Ich habe ihn nie gesehen." Unvermittelt stand Candryi auf.

"Ich möchte, dass Du heute nacht in meinem Zimmer schlafst", sagte sie. "Heute und morgen. Die ganze Woche. Wir werden sehen."

Sleve nickte bekommens. Schnell raffte sie ihre Decken zusammen. Candryis Fußketten klimperten leise, während sie unruhig dastand und das Mädchen beobachtete.

"Fertig?" fragte sie. "Gib mir eine Kerze, damit wir draußen Licht haben."

Sleve reichte ihr den Kerzenständer und blickte sich im Zimmer um. Ihr Inneres schmerzte. Der Augenblick hatte etwas Endgültiges, das sie nicht erfassen konnte. Sie wünschte sich zu schlafen, bis alles vorbei wäre. Was vorbei wäre?, dachte sie erschrocken, während sie hinter Candryi die dunklen Gänge entlang schritt. Der matte Schein der Kerze beleuchtete nur schwach die Fliesen am Boden und warf flackernde, kleine Schatten an die Wände. Weit entfernt, von unten aus der Halle, vernahm Sleve Stimmen und Gesang. Ihr Herz klopfte, und sie beeilte sich, an Candryis Seite zu bleiben. Schließlich hielten sie vor Candryis Zimmer, das Sleve vom Aufräumen her kannte. Sie konnte es nicht fassen, dass sie nun dort schlafen sollte.

Als sie endlich ein kleines Notlager hergerichtet und sich hingelegt hatte, glaubte sie, ihr Herz müsste vor Aufregung zerspringen. Sie bemühte sich, wach zu bleiben und jedes Geräusch, jedes Gefühl in dieser fremden Umgebung, die sich so grundlegend von dem muffigen, kleinen Zimmer unten im Erdgeschoss unterschied, aufzunehmen, doch die Erschöpfung machte sich bemerkbar, und sie schlief bald ein. Gegen Morgen erwachte sie, weil sich Schritte auf dem Flur näherten. Sie kamen langsam aus der Dunkelheit, verhielten einen Moment lang vor der Tür und gingen dann weiter. Sleve lag mit angehaltenem Atem da und lauschte zu Candryi hinüber, die tief und ruhig zu schlafen schien. Sleve hörte ihr Herz pochen. Sie seufzte in plötzlicher Not auf. Candryi wandte den Kopf.

"Schlafe", sagte sie. Ihre laute Stimme durchbrach die Dunkelheit. "Es kann Dir nichts geschehen."

"Aber ich habe Angst", flüsterte Sleve. Lang zurückgehaltene Tränen stiegen ihr in die Augen.

"Angst", wiederholte sie. Candryi stützte sich auf die Ellbogen. "Sieh her", murmelte sie. Ihre Hand bewegte sich, und ein langes Messer funkelte schwach in dem schmalen Streifen Mondlicht, der ins Zimmer fiel. "Du kannst ruhig schlafen."

Sleve ließ sich zurücksinken. Heiße Tränen rannen über ihr Gesicht. Stumm starre sie gegen die Decke, während die Tränen wie ein endloser, warmer Strom aus ihr herausflossen.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages erschien Bertis. Eine Dienerin mit einem Tablett kam hinter ihm. Sie stellte es auf ein kleines Tischchen und verschwand dann nach einem neugierigen Seitenblick auf Candryi schnell wieder.

Griesgrämig blickte Bertis sich in dem Zimmer um. Es war ein Gästezimmer, nicht übermäßig pompös eingerichtet, doch so beschaffen, dass ein Gast ohne weiteres erkennen konnte, dass der Lord von Kihan wohlhabend war. Bertis registrierte das zweite, notdürftig hergerichtete Lager an der anderen Wand. Neben dem Tisch lag ein merkwürdig geformtes Saiteninstrument, auf dem er Candryi schon öfter hatte spielen hören. Sie sang auch dazu, mit einer tiefen, wohltönenden Stimme. Doch es gefiel ihm nicht, wenn sie sang. Die Worte waren fremd und unverständlich, aber die schwermütigen, langsamen Melodien sagten mehr, als alle Reden hätten sagen können.

Candryi saß auf dem Bett und blickte ihn aus ihren grauen, ernsthaften Augen an. Er war sich nicht schlüssig, ob er sie schön oder hässlich fand. Sie war groß und kräftig. Er erinnerte sich, dass sie, als sie nach den Verwundungen lange Zeit krank und fiebernd im Bett gelegen hatte, sehr blass ausgesehen hatte, aber das Kräftige, Robuste war ihr auch in der Zeit der Krankheit geblieben. "Bitte, setzt Euch zu mir", sagte er. "Ich muss mit Euch reden." Candryi ging langsam zum Fenster und sah hinaus. "Gäste", sagte sie. "Wie lange bleiben die Leute hier?" "Einige Tage", antwortete Bertis verärgert. Es erschien ihm bereits schwierig, die Führung des Gesprächs zu behalten. "Amaza", begann er erneut. "Es ist wirklich - wollt Ihr mir zuhören?" "Aber sicher."

"Das Mädchen sollte nicht in Eurem Zimmer schlafen", sagte Bertis. "Es ist nicht üblich."

Er räusperte sich. "Die Frauen", fuhr er dann fort, "kümmern sich nicht um solche Dinge. Wie gestern Abend - damit haben die Frauen nichts zu tun." Candryi lächelte.

"Ihr drückt Euch unklar aus, Lord", erwiederte sie. "Die Frauen, die nach Euren Worten damit nichts zu tun haben, waren doch dabei, gestern Abend. Sleve. All die anderen Mädchen. Sie sind immer dabei."

"Nicht diese Frauen", sagte Bertis mit einer ungeduldigen Handbewegung. "Frauen wie Ihr, meine ich. Von Dienerinnen spreche ich nicht."

"Ihr werdet verstehen, dass mich die Sitten hier in Selem immer noch verwirren", entgegnete Candryi mit unüberhörbarer Ironie. "Das Mädchen schläft ab sofort wieder in ihrem Zimmer". Bertis hatte den dringenden Wunsch, dieses unergiebige Gespräch zu beenden. "Das heißt", setzte er hinzu, "diesen Monat. Dann wird sie uns leider verlassen. Sie geht zu Meriem. Selea hat schon länger den Wunsch geäußert, noch ein Mädchen im Haus zu haben. Meriem hat mir eine große Summe angeboten. Eine sehr große Summe für ein so störrisches Mädchen. Ich habe mich entschieden." Seine Laune hob sich wieder, und er musste sich beherrschen, um nicht leise und zufrieden aufzulachen.

"Wollt Ihr damit sagen, Lord, dass Ihr das Mädchen verkauft habt?" Candryi fixierte ihn mit einem unangenehm durchdringenden Blick.

"Aber nein", wehrte Bertis empört ab. "Haltet Ihr uns für Barbaren, Amaza? Meint Ihr, wir betrieben Sklavenhandel? Es ist eine Ablösesumme, weiter nichts. Das ist das Übliche, wenn. . ." "Was sagt Sleve dazu?" unterbrach ihn Candryi. "Nun", erwiederte der Lord nach einem Augenblick peinlichen Schweigens. "Es ist nicht üblich, eine Bedienstete in einem solchen Fall zu fragen."

Er versuchte, Candryis Blick auszuweichen.

"Ihr seid offenbar ein Freund schöner Worte", sagte sie. "Wir in Helos würden das, was Ihr eben erzählt habt, als Geschwafel bezeichnen. Und das andere nennen wir Sklaverei." Bertis konnte nicht verhindern, dass ihn dieses harte Wort traf. Er versuchte, den Drang, sich zu rechtfertigen zu unterdrücken, aber es gelang ihm nicht.

"Es ist das beste für Sleve", sagte er rasch. "Selea ist eine gute Frau. Sie beutet ihre Dienerinnen nicht aus."

"Die Göttin möge die Ohren vor Eurem Geschwätz verschließen", fuhr Candryi hoch. "Ihr wisst doch genau, um was es geht. Ihr schickt das Mädchen direkt in Toras Bett. Schämt Ihr Euch nicht?"

Bertis strich sich über die Haare.

"Sleve kann sich glücklich schätzen", entgegnete er entschieden. "Nicht allen Mädchen ihrer Herkunft ist das Schicksal so günstig gesonnen. Das Haus ist zwar nicht von Adel, aber Meriem ist ein Mann von großem Einfluss - und er hat Vermögen. Sleves Sohn wird eine günstige Stellung in der Erbfolge einnehmen. Natürlich wird sie niemals Toras rechtmäßige Frau werden können. Aber sie wird gut versorgt sein, und das ist mehr, als sie erwarten kann."

Candryi starrte den Lord entgeistert an. Bertis merkte, dass sie überhaupt nicht begriff, wovon er sprach. Er hatte keine Ahnung, wie die Erbfolge und ähnliche diffizile Dinge in Helos geregelt wurden, es lag, wie so vieles, was in diesem Land vor sich ging, im Dunkeln.

"Und was geschieht, wenn Sleve eine Tochter zur Welt bringt?" fragte Candryi. Bertis zuckte die Schultern.

"Dann hat sie Pech gehabt", erwiederte er. Candryi schüttelte den Kopf und sagte etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sie kam vom Fenster zu ihm herüber und setzte sich. Ihre Köpfe waren auf gleicher Höhe. In Candryis Gesicht las er unverhohlene Abneigung.

"Überlegt Euch das gut, Lord", sagte sie. "Schon so mancher von Eurer Sorte ist morgens nicht mehr aufgewacht. Es gibt viele Möglichkeiten."

Bertis verlor ein wenig die Farbe. "Wollt Ihr mir in meinem eigenen Haus drohen?" fragte er atemlos. "Wisst Ihr eigentlich, was das bedeutet? Ich habe Euch das Leben gerettet, Amaza. Denkt an Euren Ehrenkodex und schwingt Euch nicht zum Beschützer einer Dienerin auf." Candryi verzog das Gesicht.

"Ich bin Euch nichts schuldig", erwiderte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. "Ich kenne meinen Ehrenkodex besser als Ihr den Euren. Ihr verweigert mir meine Waffen. Ihr handelt nicht wie ein Lord, sondern wie ein erbärmlicher Feigling. Und was die Dienerin betrifft - es ist in meinem Eid enthalten, dass ich Wehrlose schütze. Und Ihr werdet mich nicht daran hindern." "Ich warne Euch, Candryi Nava", sagte Bertis leise. "Ihr seid hier nicht in Helos."

"Ich glaube, unser Gespräch ist beendet."

Gerade als Bertis erneut zum Sprechen ansetzte, ging die Tür auf und Sleve kam herein. Ein Anflug von Panik zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab, als sie seiner ansichtig wurde. Blitzschnell schob sie sich an ihm vorbei und lief zum Bett.

"Ich werde so bald wie möglich mit Meriem sprechen, damit sie umsiedeln kann." Der Lord nickte Candryi zu und verließ das Zimmer. Mit einem lauten Knall fiel die Tür hinter ihm ins Schloss. Sleve blickte Candryi ängstlich an.

"Du sollst zu Meriem", sagte diese. "Sie haben das Geschäft schon abgeschlossen. Das war Toras Werk."

Sleve fiel in sich zusammen. Ihr ganzer Körper versteifte sich vor Entsetzen.

"Ich bringe mich um", stieß sie hervor.

"Beruhige Dich." Nachdenklich nahm Candryi eine Süßigkeit von dem Tablett und knabberte daran.

Sleve ließ sich aufs Bett fallen und hockte eine Zeitlang zusammengesunken da. Plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie nestelte an ihrem Kittel herum und zog endlich einen zerknitterten, zusammengefalteten Zettel hervor.

"Für Euch, Herrin", sagte sie. "Soll ich vorlesen?" Candryi nickte.

"Ihr seid sehr mutig", las Sleve langsam vor. "Ich bitte Euch um ein Gespräch, denn ich habe Euch etwas zu erzählen, was Euch sicher interessieren wird. Janas. Lordritter von Kalas. Gesandter des Königs." Candryi lachte laut los.

"Da bin ich aber neugierig", sagte sie, "was der Herr zu sagen hat." Vorsichtig bewegte sie ihren rechten Arm. Ein stechender Schmerz durchzuckte ihre Schulter und erinnerte sie an die alte Wunde. Unwillkürlich seufzte sie auf.

"Sleve, ich habe eine Aufgabe für Dich", sagte sie. "In Bertis Zimmer steht eine Truhe, eine große, eisenbeschlagene Truhe. Ich brauche den Schlüssel dazu."

"In dieser Truhe", fuhr sie fort, als Sleve nicht antwortete, "liegen meine Rüstung und mein Schwert."

Sleve wurde blass. "Ihr wollt fort?" Blanke Verzweiflung spiegelte sich in ihren Augen, als sie zu Candryi hinstürzte und sie am Arm packte. Ihre Finger krallten sich in Candryis Kittel. "Geht nicht fort", stammelte sie. "Bitte, geht nicht fort! Ich bin verloren, wenn Ihr nicht mehr da seid!"

Gerührt von der Verzweiflung des Mädchens sagte Candryi mitleidig:

"Du bist ein armes Ding. Warum bist Du so anders?" "Mit mir stimmt etwas nicht", erwiderte Sleve mit gesenktem Kopf. "Es war schon immer so. Ich mache alles falsch." Candryi strich ihr tröstend über die braunen Haare. "Komm mit mir", sagte sie. Sleve zuckte zurück. "Mit Euch? Das kann nicht Euer Ernst sein!" "Das ist mein Ernst. Erscheint Dir das Leben hier in Selem so wunderbar? Ich gehe nach Kalas. Überlege es Dir." Sleve zögerte.

"Nach Kalas? Warum geht Ihr nicht in Eure Heimat zurück?" Ein Schatten huschte über Candryis Gesicht.

"Vielleicht später", erwiderte sie ausweichend. Sleve überlegte fieberhaft. Die Gedanken wirbelten in ihrem Kopf herum. "Ich werde Euch keine große Hilfe sein", wandte sie ein. "Ich habe noch nie ein Schwert in der Hand gehabt... ich bin sicher nur eine Last."

Aber die Hoffnung stand bereits wie eine kleine Flamme in ihren Augen, und Candryi, die das bemerkte, sagte schnell: "Denk an Tora! Du weißt doch, was Dich erwartet." Sleve presste die Hände vors Gesicht und ließ sich auf die Matratze fallen.

"Hör zu!" Candryi packte sie an den Armen. "Du kannst Dich unauffälliger als ich in den Zimmern bewegen. Besorge mir den Schlüssel. Und komme mit mir. Es ist eine gute Möglichkeit für Dich, hier wegzukommen. Vielleicht die letzte. Überlege es Dir." Sie schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. "Herrin!" Ein unterdrücktes Schluchzen ertönte hinter ihr. "Und noch etwas!" Candryi drehte sich an der Tür um. "Hör auf, mich Herrin zu nennen! Ich heiße Candryi Nava. Ich habe es Dir schon einmal gesagt."

"Ja." Sleve nahm die Hände vom Gesicht. Sie schien sich ein wenig beruhigt zu haben.

"Herrin ... Candryi! Ich besorge den Schlüssel...", sie getraute sich nicht, die ungeheuerlichen Worte über die Lippen zu bringen. Ich werde fliehen, dachte sie. Ich werde nicht sterben müssen. Gleichzeitig erfasste sie Angst. Der Gedanke an die Fremde erschreckte sie zutiefst, und der Klang des Wortes Helos wurde auf einmal bitter in ihrem Mund.

Der erste Hieb traf Candryi an der Schulter. Sie taumelte seitwärts. Aus den Augenwinkeln sah sie Aleyle, die von mehreren Söldnern eingekreist war. Ihre Schwester bahnte sich einen Weg durch den Kreis und rief: "Vorsicht, Candryi! Hinter Dir!" Candryi drehte sich blitzschnell um. Ihr Schwert traf einen der Verfolger und fegte ihn von den Beinen. Dicke, rotes Blut quoll unter seinem Lederwams hervor. Aleyle keuchte. Ihr Rücken lehnte sich gegen den Candryis. Wir hätten rechtzeitig fliehen sollen, schoss es Candryi durch den Kopf. Jetzt ist es zu spät. Sie spürte, wie ihr Schwert auf etwas Hartes traf, dann abglitt und in weiches, geschmeidiges Fleisch fuhr. Ihre Schulter schmerzte bei jeder Bewegung. Sie wusste nicht, wo überall sie getroffen worden war, noch, wie lange der Kampf eigentlich schon dauerte. Es waren zu viele, eine Übermacht, derer sie sich nicht erwehren konnten. Der Druck von Aleyles Rücken wichen. Schriller Lärm erfüllte die Luft, das Klirren der Schwerter und das dumpfe Keuchen der Kämpfenden vermengten sich zu einem wohlbekannten Klang. Candryi stürzte plötzlich hin. Im Fallen sah sie Aleyle daliegen, ihr Schwert einige Meter entfernt.

Candryi rappelte sich wieder hoch. Wieder und wieder traf sie mit dem schneidenden Metall. Blut lief ihr über die Augen, und sie merkte, wie ihre Kraft nachließ. Blindlings stolperte sie über einen daliegenden Körper und fiel der Länge nach zu Boden. Eine blitzende Schneide senkte sich über sie. Sie rollte seitwärts weg, und der Hieb traf sie am Arm, in dem sich sofort ein taubes Gefühl ausbreitete. Füße kamen neben ihr auf, dicht neben ihrem Kopf. Sie wusste, der nächste Hieb würde tödlich sein. Ihre Sinne schwanden, und aus weiter Ferne hörte sie ein dünnes, pfeifendes Geräusch. Der Lärm stieg ins Unermessliche. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges: der Pfeifen blieb in der Luft hängen, wie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten. Aus dem vielstimmigen Lärm kristallisierten sich Worte heraus, die mehrmals wiederholt wurden. Aufhören! rief eine Stimme. Mühsam kam Candryis Bewusstsein an die Oberfläche zurück. "Lebt sie noch?" fragte jemand. Eine einheimische Stimme wie die anderen auch. Hände zogen an ihr, drehten sie zur Seite. Undeutliches Palaver drang an ihr Ohr. Die ärgerlichen Stimmen stritten sich, bis die eine Stimme, voll Drohung und unterdrücktem Zorn, die Oberhand gewann. "Genug!" sagte sie, "es reicht jetzt!" Die anderen Stimmen verebbten, nur ein widerwilliges Gemurmel blieb. Candryi bemühte sich, die Augen zu öffnen. Verschwommen erkannte sie die baurisch aussehenden Gestalten, in eine Mischung aus Soldaten- und Bauernkleidung gekleidet. Unweit davon gewahrte sie eine Gruppe Menschen. Daneben lag Aleyle. In panischem Schrecken fuhr Candryi hoch und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf ihre Schwester. Ihr Körper war mit Blut bedeckt, ihr Kettenhemd und die Beinkleider an vielen Stellen zerfetzt. Candryi sackte zurück. Sie kam noch einmal zu sich, als sie hochgehoben wurde. Über sich gebeugt, sah sie ein fremdes Gesicht. Aleyle, wollte sie flüstern, nehmt sie mit. Aber sie brachte keinen Laut über die Lippen. Das Gesicht fiel in sich zusammen wie mürbes Holz, und sie sank langsam in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

Als Janas hereinkam, fiel sein Blick zuerst auf Sleve, die auf einem Hocker in der Nähe der Tür saß und nähte. Er verbeugte sich und sagte mit verärgerter Stimme: "Es wäre mir lieber, ich wäre mit Euch allein, Lady."

Candryi musterte ihn. Er trug einen wollenen, schwarzen Umhang und darunter die Tracht der kalasenischen Ritter, eine feingearbeitete, lederne Weste über einer derben Bluse aus Leinen, deren weite Ärmel an den Rändern vielfach bestickt waren, und lange, ebenfalls schwarze, enge Hosen aus einem dicken Stoff. Sein schmales Gesicht kam Candryi irgendwie bekannt vor, ohne dass sie hätte sagen können, wo sie ihn schon einmal gesehen hatte. "Lass uns allein, Sleve", sagte sie.

Nachdem das Mädchen zögernd das Zimmer verlassen hatte, wies Candryi auf den leeren Platz neben sich und sagte, nachdem der Ritter sich gesetzt hatte:

"Nun, was habt Ihr mir zu sagen - Lordritter? Außer dass ich Mut habe?"

Janas schlang seinen Umhang fester um sich. Er überlegte eine Weile.

"Es wundert mich", erwiderte er dann, "Euch lebend hier zu treffen. Sie sagen, Ihr wäret tot."

"Wer sagt das?" fragte Candryi mit mühsam beherrschter Stimme. Ihre Hände wurden eiskalt.

"Alle." Ein kleines, freundliches Lächeln erschien auf Janas Gesicht. "Keine vermag zu glauben, dass Ihr Atheas Bann entkommen seid."

Für einen Augenblick lang glaubte Candryi, ihr Herz schlag müsste aussetzen.

"Woher wisst Ihr das?" fragte sie. "Wer hat Euch das erzählt? Ihr müsst", ihre Stimme stockte, "weit herumgekommen sein." Sie blickte auf Janas Hände, die sich weiß von seinem Umhang abhoben.

"Was wisst Ihr von dem Bann?" fragte sie weiter. "Solche Dinge werden - Fremden nicht erzählt." Eine Welle von Zorn stieg in ihr hoch. Sie beugte sich nach vorne und packte Janas an den Schultern.

"Verfluchter", sagte sie leise. "Entweder Du redest oder Du verlässt nicht heil dieses Zimmer."

"Verdammst, wie ihr euch alle gleicht!" Ruckartig entzog sich Janas ihrem Griff.

"Unvorstellbar . . . Tomyris hat es mir gesagt", setzte er zusammenhanglos hinzu. Er erhob sich und ging unruhig einige Schritte im Zimmer auf und ab.

"Tomyris", wiederholte Candryi und versuchte, sich zu beherrschen, "diesen Namen solltet Ihr überhaupt nicht aussprechen." Die Art, wie Janas sich in ihrem Zimmer bewegte, brachte sie zur Weißglut. Als sie aufstand und auf ihn zukam, wich er vorsichtshalber etwas zurück.

"Tomyris", antwortete er, "hat dennoch...", weiter kam er nicht. Candryi schlug ihm plötzlich mit der Faust ins Gesicht, so dass er nach hinten an die Tür taumelte. Er wehrte sie mit ausgestreckten Armen ab. Seine Nase blutete, und die Lippe war aufgeplatzt. "Es reicht, Candryi Nava", keuchte er. "Bist Du blind? Oder taub? . Hast Du nicht fühlen gelernt? Weshalb weißt Du nicht, wer ich bin?"

Candryi ließ den erhobenen Arm sinken und trat dicht an Janas heran.

"Es ist eine seltsame Verkleidung, die Du da trägst, Lordritter", sagte sie. "Gleichwohl ahne ich, dass Du kein Mann sein kannst, dazu weißt Du zuviel. Du kennst meinen Namen und meine Vergangenheit. Nicht ich bin Dir Erklärungen schuldig, sondern Du mir. Jetzt nenne mir Deinen Namen!"

"Ich", erwiderte Janas mit unverhohlenem Spott, "bin Ahiraquae vom Stamm Shoragan. Ich bin die Schwester der Tomyris." Scharf zog Candryi die Luft ein. In ihrem Kopf hämmerte es. Sie trat einen Schritt zurück und betrachtete Ahiraquae. Deshalb also die vage Erinnerung an dieses Gesicht. Sie hatte die hohen Backenknochen und die große, schmale Nase der Shoragan. Die dunklen Haare ringelten sich an Stirn und Schläfen, und die geronnenen Blutreste bildeten einen aufdringlichen Kontrast zu ihrer weißen Haut. Scharfe, feine Linien zogen sich von der Nase zum Mund herunter, der noch immer ein zurückhaltendes, spöttisches Lächeln zeigte. Ihre hellen Augen standen sehr dicht beisammen, so dass es fast schien, als schiele sie ein wenig. Ausgerechnet, dachte Candryi. Sie konnte sich noch gut

daran erinnern, wie streng vor allem die Shoragan mit ihr ins Gericht gegangen waren. Mechanisch vollbrachte sie eine rituelle Geste der Begrüßung. "Sei mir geprüßt, Ahiraquae", sagte sie. "Keine könnte würdiger sein, Tomyris' Namen zu nennen als ihre Schwester." Lächelnd erwiederte Ahiraquae die Geste.

"Tomyris lässt Dich auch grüßen", erwiederte sie. "Es sind verschiedene Frauen nach Dir geschickt worden, aber wie die Vorsehung es wollte, bin nun ich diejenige, die Dir die Bedingungen sagen soll. Du kannst heimkehren."

"Das Orakel hat gesprochen? Candryis Stimme wurde dünn. Ahiraquae nickte.

"Wir gaben nicht auf. Du kannst von uns denken, was Du willst, Candryi, aber wir wollten nicht glauben, dass das Orakel für Dich für immer schweigen würde. Athea hat sich geweigert teilzunehmen. Ihre Enttäuschung, sagt sie, sitzt zu tief. Aber sie hat die Verbindung hergestellt und dann den Tempel verlassen. Wir mussten es sehr oft versuchen."

"Was hat es gesagt?" Wie betäubt vor Spannung wartete Candryi auf die Antwort.

"Es ist der Araquin, Candryi. Du sollst ihn zurückbringen." Candryis Gesicht verfärbte sich.

"Wie soll . . . das ist unmöglich!" Tausend Gedanken schossen ihr durch den Kopf.

"Ahiraquae", sagte sie fast flehend. "Wie soll ich den Stein suchen? Ich bin allein. Ich habe kein *Kaien*. Kannst Du Dir vorstellen, was das bedeutet? Es ist schwer genug, hier zu überleben, und ich habe nicht die geringste Ahnung, wo ich mit der Suche anfangen sollte." Sie griff sich an den Kopf.

"Du bist nicht allein." Ahiraquae spielte mit den Enden ihres Umhangs. Das gleiche freundliche Lächeln wie vorhin erschien wieder auf ihrem Gesicht. Candryi fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen.

"Und wenn ich so zurückkehre? Mit leeren Händen?" Ahiraquae zuckte die Schultern.

"Der Bann ist gebrochen, denn das Orakel hat gesprochen. Keine Frau wird Dir einen Vorwurf machen, wenn Du einfach zurückkommst. Doch denke an Athea: wie willst Du ihr gegenüberstehen? Bedenke auch: noch nie hat das Orakel eine Aufgabe gestellt, die unerfüllbar gewesen wäre. Und Tomyris wird Dich nicht mehr von ihrer Seite lassen, wenn Du uns den Stein zurückbringst." Sie sah Candryi eindringlich an, als wolle sie erforschen, was in der Kriegerin vor sich ging. Candryi wich dem Blick aus. Ahiraquae musste sie bei den Beratungen gesehen und jetzt wiedererkannt haben. Der Araquin. Fast konnte Candryis Tomyris Blick spüren, wenn sie ihr den tausendfarbigen Stein vor die Augen halten würde. Sie, Candryi, die Heimatlose, die das Orakel missbraucht hatte, hielt des Landes größten Schatz in den Händen. Ihren größten Schatz. Den Traum ihres Lebens. Sie selbst ... Ganz tief in ihrem Herzen spürte sie eine tiefe Wunde aufreißen, die sie schon längst verheilt geglaubt hatte. Wie lange war es her ... Sie hob den Kopf und sagte: "Nun gut. Ich bringe den Stein."

Mit einem lauten Freudenschrei ergriff Ahiraquae Candryis Hand. "So sei es!" sagte sie und verbeugte sich ehrerbietig vor ihr. Wie immer baumelte der Wappentaler funkeln vor ihrer Brust. Sie bemerkte Candryis neugierigen Blick und sagte, den Taler mit der Hand berührend:

"Die Leute in Kalas wissen gute Kämpferinnen zu schätzen." Ihr Gesicht verschloss sich, und sie fügte rasch, als habe sie Angst, dass Candryi noch näher auf dieses Thema eingehen könnte, hinzu: "Wir werden den gleichen Weg haben, Candryi. Auch Du musst nach Kalas ... es ist gut, dass ich dort bekannt bin." "Aber sie sind uns doch in Kalas nicht feindlich gesonnen", warf Candryi erstaunt ein. Ahiraquae schüttelte den Kopf. "Morgan, der König, wird uns sogar sehr gerne aufnehmen. Aber er wird Dir nicht gerne den Araquin geben, Candryi. Er befindet sich nämlich bei ihm."

Am Anfang des Buches der Hekate (die, die wir später die Dreieinige Artemis nennen) steht:

*So sieh doch, meine Tochter, Dich in den tausend Farben
des Araquin, auf dass Du Dich meiner erinnerst
auf dass Du Deiner gewahr bleibst
auf dass die Heimkehr Dir gewiss ist.*

*Der Stein, meine Tochter, den Du mutvoll findest,
den zu suchen Dein Volk begehrt, der hat
das Feuer, das heiße Zentrum des Alls
das Wasser, das heißt lebensspendende Quelle
die Luft, die heißt atmende Mutter
die Erde, die heißt: ich bin, die Euch erschafft.*

*Wohlan, meine Tochter,
entreiße ihn aus der Hand nichtswürdiger Diebe, bedecke ihn vor der Blindheit
frevelnder Augen, nimm ihn mit Macht, meine Tochter, denn sieh doch: er ist mein
Geschenk an Dich.*

So steht es geschrieben, und alle Weissagungen stützen sich darauf.

Bertis verabschiedete sich zeitig von Meriem. Der Nachhauseweg, der noch vor ihm lag, dauerte eine gute halbe Stunde, und er fühlte sich bereits jetzt müde und zerschlagen. Das, was er mit Meriem zu besprechen gehabt hatte, war erledigt, und er rieb sich insgeheim die Hände.

Um ihn herum war die Feier noch in vollem Gange. Bertis Augen suchten Ahiraquae, die auf einer Bank in Türnähe saß und sich mit einem bärisch gekleideten Mann angeregt unterhielt. Sie stutzte, als sie Bertis herankommen sah.

"Ich wünsche Euch noch eine gute Heimreise, Janas", sagte er und legte die Hand auf ihre Schulter.

"Was, Ihr wollt schon aufbrechen? Wollt Ihr nicht noch zum Abschied einen Becher mit mir trinken?" Der Lord winkte ab.

"Ich bin anscheinend nicht mehr der Jüngste", erwiderte er. "Außerdem will ich morgen in aller Frühe auf den Feldern sein. Es ist nicht gut, den Verwaltern alles zu überlassen. Manchmal tut es Not, selbst nach dem Rechten zu sehen."

Ahiraquae lächelte ihn an. "Dann danke ich Euch für Eure Gastfreundschaft, Lord", sagte sie. "Vielleicht haben wir das Vergnügen, Euch einmal in Kalas zu sehen?" "Kaum." Bertis schüttelte den Kopf. "In der heutigen Zeit ist Reisen eine gefährliche Angelegenheit. Außerdem ist es besser, die Dinge hier in Kihan im Auge zu behalten. Es gibt eine Menge streitsüchtiger Leute hier."

"Das erscheint mir auch so", stimmte Ahiraquae lachend zu. "Es ist, um es offen zu sagen, manchmal recht schwierig, alles zu überblicken. Es passiert sicher leicht, dass sich jemand versehentlich mit dem Falschen verbündet."

Bertis, der nicht wusste, ob er sich die Ironie in Ahiraquae's Stimme nur einbildete, sagte ausweichend:

"Bei Euch zu Hause ist das bestimmt anders. Kalas ist ein friedliches Land..."

"Mit wenigen Klöstern und vielen Tempeln", warf Tora, der plötzlich neben ihm auftauchte, mit gereizter Stimme ein. "Was Janas? Beten Eure Männer immer noch den Großen Schoß an?" Bertis hielt den Atem an. Er wünschte sich, Tora würde aufhören, den fremden Ritter immer wieder zu reizen. Ahiraquae entgegnete, ohne ihr Lächeln zu verlieren, in einem unterkühlten Tonfall: "Schon möglich. Aber der Art, unser Schwert zu führen, hat das noch nicht geschadet."

Bertis und der andere Mann lachten, während Tora sich mit beleidigter Miene abwandte, um sich erneut Wein einzuschenken. "Er ist noch jung, der Bursche", sagte Bertis leise zu Ahiraquae. Er klopfte Tora auf die Schulter und setzte, immer noch lachend, hinzu:

"Ärgert unseren Gast nicht immer so, Tora! Denkt daran, dass er nur noch heute nacht in Kihan ist. Dann seid Ihr ihn für immer los!" Tora verzog das Gesicht und maß Ahiraquae mit einem abschätzenden Blick, der mehr als alle Worte sagte, was er von ihr hielt.

Bertis zog Ahiraquae einige Schritte beiseite. Der Zwischenfall war ihm sichtlich unangenehm, denn er wollte auf keinen Fall, dass dieser Gesandte einen schlechten Eindruck von Kihan mitnahm. Man konnte nie wissen, wie man die Leute brauchte, und Kalas war ein Faktor, der zu wichtig war, um ihn wegen so kleinlicher, persönlicher Streitigkeiten aufs Spiel zu setzen. "Hört mal", sagte er leise, "Ich hoffe, Ihr nehmt es ihm nicht übel. Er ist noch zu jung, um zu verstehen, dass solche Reibereien unnötig sind."

"Ich würde sagen, es fehlt ihm die Erziehung", versetzte Ahiraquae. "In Kalas dürfte jemand wie er kein Schwert tragen." Sie blickte den Lord stirnrunzelnd an, und es blieb offen, was sie mit den Worten - jemand wie er - eigentlich meinte. "Ihr reitet doch durch Messam", fuhr Bertis fort, "wenn Ihr dort halt macht, grüßt Lord Tjorn von mir. Aber seid vorsichtig mit ihm. Er ist - er gehört zu den besonders streitsüchtigen Leuten hier. Und nun lebt wohl!"

Er nickte den anderen beiden noch einmal kurz zu und verließ eilig den Raum.

Die Nacht war kühler als für die Jahreszeit üblich, und Bertis beeilte sich, zügig mit seinem Pferd voranzukommen. Die Luft tat seinem erhitzten, vom Wein umnebelten Kopf gut. Mit Entzücken dachte er an Sleve und an das ausgezeichnete Geschäft, das er heute Abend mit Meriem endgültig abgeschlossen hatte. Meriem selbst hatte keine Kinder. Selea war eine kränkliche Frau, die an zwei Fehlgeburten fast zugrunde gegangen wäre, und Meriem befasste sich ohnehin lieber mit Männern. Es war ihm nur recht, wenn Tora, sein jüngerer Bruder, die Erbfolge sicherte. Bertis hatte vor einiger Zeit munkeln gehört, dass eine Verlobung Toras vorbereitet wurde. Die Eheschließung konnte aber, wenn es sich, was in Selem oft geschah, um ein sehr junges Mädchen handelte, noch in weiter Ferne liegen. Außerdem waren, wie die Vergangenheit gezeigt hatte, die jungen Frauen aus den standesgemäßen Haushalten anscheinend von Geburt aus krank oder anfällig. Sie neigten durchweg zu Fehlgeburten oder starben im Wochenbett. Die Männer vergnügten sich mit den Dienerinnen oder holten sich eines der vielen Bauernmädchen ins Haus. In jedem Haushalt, den Bertis kannte, liefen ein oder mehrere Kinder herum, die von diesen Frauen geboren worden waren, Bastarde, wie Sleves Sohn auch einer sein würde. Bekam eine Familie keine legitimen Söhne, so hatten diese Kinder gute Aussichten, die Erbfolge zu übernehmen. Sie erbten den Besitz und eventuell vorhandene Titel, wenn sie als Heranwachsende in einer formlosen Zeremonie als rechtmäßige Erben eingesetzt worden waren. Sleve sollte aufhören zu jammern und sich über diese günstige Wendung ihres Schicksals freuen. Wenn sie Tora einen Sohn gebären sollte, hatte sie ausgesorgt. Sie hatte ein besseres Leben vor sich, als sie es als einfache Dienerin jemals erwarten konnte. Wie er Candryi bereits erklärt hatte - das einzige Unglück, das Sleve zustoßen konnte, war die Geburt eines Mädchens. Aber auch da gab es Mittel und Wege. Er konnte nur hoffen, dass sie selbst vernünftig genug war, in einem solchen Fall Meriems Haushalt nicht mit einer unnützen Esserin mehr zu belasten. Obwohl man ja bei Sleve nie so richtig wissen konnte. . . Wieder einmal stellte Bertis fest, dass er Sleve nicht leiden konnte. Er freute sich, sie aus dem Haus zu haben. In dem Mädchen schien eine andauernde Panik zu herrschen. Er erinnerte sich noch deutlich daran, wie sie zu ihnen gekommen war, ein kleines, hungriges Mädchen, das mit aufdringlich bettelnden Augen in der Halle herumstrich, bis es jemand an seinem Kittel packte und kurzerhand vor die Tür setzte. Kein Mensch wusste, wo sie herkam. Das Land war voll von streunenden, hungrigen Kindern, deren Herkunft unbekannt war. Wahrscheinlich war Sleve in der Küche aufgetaucht, und die Frauen hatten sich ihrer erbarmt und sie bei sich behalten. Er mochte Sleve nicht. Sie war mürrisch und aufsässig, und ihr Ausbruch neulich Abend hatte seine Geduld endgültig erschöpft. Leise pfiff

er vor sich hin. Sleve war kein Kind mehr. Vierzehn oder fünfzehn Jahre alt musste sie jetzt sein. Die Amaza würde Augen machen, wenn sie das Mädchen nicht mehr vorfand. Das war das nächste Problem, das er in Angriff nehmen musste. Er verfluchte innerlich den Tag, an dem er Candryi begegnet war. Was in drei Teufels Namen hatte ihn dazu getrieben, dieser Frau das Leben zu retten? Er hatte sie in sein Haus gebracht und gesund pflegen lassen, nur damit sie sich jetzt aufspielte und ihn vor seinen Gästen bloßstellte. Ich hätte sie verrecken lassen sollen, dachte er, aber er wusste, dass das nicht stimmte. Er konnte die Anziehungskraft, die Candryi auf ihn ausühte, nicht erklären. Sie erschien ihm, ob hässlich oder nicht, reizvoller als alle anderen Frauen, mit denen er bisher in Berührung gekommen war.

Dabei wusste er überhaupt nichts von ihr, außer dass sie eine helosianische Kriegerin sein musste, was ihre Ausrüstung bewies, und das war eigentlich schon Grund genug, sich schleunigst von ihr abzuwenden. Helos war ein Albtraum. Die Händler berichteten seltsame Dinge aus diesem Land, über die Medizinkünste der Amaza, über die Sachen, die sie in großer Sorgfalt herstellten. Ihre Gastfreundschaft gegenüber friedlichen Reisenden war in bestimmten Grenzen groß, aber dahinter stand eine kühle und abweisende Haltung Fremden gegenüber, und es konnte kein Zweifel daran aufkommen, dass die Fremden, hatten sie ihre Geschäfte erledigt, in Helos als Gäste nicht länger gerne gesehen wurden. Es gab geweihte Bezirke in diesem Land, die kein Fremder betreten durfte, Bezirke, in denen die heiligen Tempel standen, in denen die Amaza ihre mysteriösen Feste feierten, bevor sie in eine Schlacht zogen, Feste, die abgrundtief heidnisch waren. Den Landesfremden war es verboten, auf dem Gebiet der Amaza Waffen zu tragen. Die helosianische Sprache schien ein kompliziertes Gebilde zu sein, denn den Aussagen der Händler zufolge war sie ebenso schwer zu sprechen wie zu verstehen. Vor zehn Jahren hatte Selems König Nikas einen Friedensvertrag mit den Königinnen der Amaza geschlossen, aber Bertis erinnerte sich noch allzu gut an die vernichtenden Niederlagen, die Selem davor hatte hinnehmen müssen. Der Gedanke an diese Niederlagen nagte an den Männern Selems, sobald sie eine Amaza sahen. Ohne ihre Waffen war Candryi Nava hier verloren. Sie würde keine Stunde weit kommen, ohne erkannt zu werden. Ihre Gefährtinnen würden vergebens auf ihre Rückkehr warten, während sie in einem fernen, namenlosen Winkel von Selem vermoderte. Er musste sich diese Angelegenheit noch einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen und einen Weg finden, um der Amaza beizukommen. Es gab doch immer Mittel und Wege, um eine Frau gefügig zu machen, und die Amaza waren, auch wenn ihm manchmal gewisse Zweifel an dieser Tatsache kamen, unbestreitbar Frauen. Der Gedanke an Candryi verfolgte ihn noch, als er bereits zu Hause in seinen Zimmern war. Unruhig ging er auf und ab. Candryis Frage nach ihren Waffen kam ihm in den Sinn, und wie von einem inneren Zwang getrieben, kramte er den Schlüssel zu der großen Truhe hervor, die in seinem Schlafzimmer stand. Fast musste er selbst über seinen Eifer lachen, als er mit nervösen Händen endlich das Schloss geöffnet hatte und sich anschickte, den schweren Deckel zu heben. Niemand außer ihm wusste, wo sich der Schlüssel befand.

Mühsam wuchtete er den Deckel hoch und blickte in die Truhe hinein. Sein Herzschlag stockte.

Zuerst zögernd, dann immer schneller, nahm er die Waffen heraus, die wertvollen ererbten Gewänder, einen kunstvoll verzierten Dolch und seinen bestgehütetsten Schatz, das alte Stammbuch seiner Familie. Dann war er mit dem Ausräumen am Ende, und nur noch der leere Holzboden der Truhe sah ihm entgegen. Candryis Sachen fehlten. Die leichte Rüstung, die sie damals getragen hatte, das fein geschmiedete metallene Kettenhemd, die dazu passenden Beinkleider. Das mit Rubinen ausgelegte Schwert. Mit einem lauten Knall ließ der Lord den Deckel zufallen und setzte sich einen Moment hin, um nach Luft zu schnappen. Es war ein Rätsel, wie sie an den Schlüssel geraten war. Oh, wahrscheinlich steckte Sleve dahinter. Dieses kleine Biest würde er sich vorknöpfen! Blindwütiger Zorn erfasste ihn. Er

nahm sein Schwert, das er bereits abgelegt hatte, wieder an sich und ging aus dem Zimmer, den Gang hinunter bis zu Candryis Tür.

Dort lauschte er eine Zeitlang. Es war nichts zu hören. Vielleicht war sie schon nicht mehr da. Bertis konnte die Ungewissheit nicht länger ertragen. Kurz entschlossen riss er die Tür auf und stürmte ins Zimmer - der Raum war leer. Candryis Bett sah unbenutzt aus. Vor dem Bett auf dem Boden lag ihr Schwert. Der Lord blickte sich mit einem unbehaglichen Gefühl im Zimmer um. Ein leises Atmen ließ ihn herumfahren. Candryi stand in einen langen schwarzen Umhang gehüllt im Schatten der Tür. Bertis stellte sich so, dass sie ihr Schwert nicht mehr erreichen konnte, und sagte: "Wohin wollt Ihr?"

"Das ist eine dumme Frage, Lord", entgegnete Candryi. "Ihr wisst genau, wohin ich will. Ich will nach Hause. Passt es Euch nicht?" "Es passt mir nicht", erwiederte Bertis zornzitternd. "Ich werde Euch daran zu hindern wissen."

Durch die Dunkelheit sah er Candryis Lächeln. "Ihr seid ein Feigling, Lord", sagte sie höhnisch. "Ihr versperrt mir den Weg zu meinem Schwert. Habt Ihr Angst?"

Bertis riss sein Schwert aus der Scheide und warf es auf den Fußboden.

"Ich werde Euch auch unbewaffnet am Fortgehen hindern, Amaza", zischte er und kam auf sie zu. Noch ehe er sie aber an den Armen packen konnte, schlug Candryi ihm die Hände fort. Ein harter Schlag auf die Nase ließ ihm die Tränen in die Augen schießen. Blindlings warf er sich gegen sie und griff nach ihrer Kehle. Candryi schlug mit dem Rücken gegen die Tür. Trotzdem konnte sie dem Lord einen fürchterlichen Tritt gegen das Schienbein versetzen, packte dann seine kleinen Finger und bog sie so heftig ab, dass Bertis dachte, die Gelenke müssten brechen. Er ließ ihre Kehle los und wand sich in der verqueren Haltung, die sie ihm aufgezwungen hatte. Kurzentschlossen gab Candryi ihm einen Tritt in den Leib, und er stürzte nach hinten.

"Ich warne Euch", sagte Candryi leise. Bertis kam schwer atmend wieder auf die Beine. "Ihr entkommt mir nicht", knirschte er, warf sich nach vorne und riss Candryi, die einen Augenblick unachtsam gewesen war, die Beine weg. Ehe sie sich wegrollen konnte, presste er sie mit seinem ganzen Gewicht auf den Fußboden. Candryi, die bis jetzt den Kampf nur für ein kurzes Geplänkel gehalten hatte, geriet in heillosen Zorn. Ihr wurde plötzlich klar, dass der Lord sie eher umbringen als fortgehen lassen würde. Heth allein mochte wissen, was in seinem Kopf vor sich ging. Er hatte alle übliche Höflichkeit und Vorsicht fallengelassen. Candryi umschloss blitzschnell mit beiden Händen seinen Hals und drückte mit den Daumen fest gegen den Kehlkopf, so dass Bertis fast die Sinne schwanden. Er rang nach Luft. Der eiserne Ring um seinen Hals wurde enger und enger, er presste den letzten Zug Atemluft aus seinen Lungen. Sein Kopf schwoll an, als wolle er platzen, und vor seinen Augen tanzten rote, glühende Ringe. Mehrmals war er nahe daran, das Bewusstsein zu verlieren. Seine Hände ruderten hilflos umher. Candryi starrte in sein Gesicht, das sich erschreckend veränderte. Unter ihren Händen knackte es, Bertis Körper wurde schlaff. Ein zweites Knacken, diesmal lauter. Sein Kopf sank zur Seite, wie vom Körper abgetrennt. Candryi wagte nicht, die Hände von seiner Kehle zu nehmen. Erst nach Minuten löste sie vorsichtig ihre erstarrten Finger von seinem Hals. Mit einem lauten Klack fiel sein Kopf auf den Fußboden. Ohne ihn weiter anzuschauen, stand Candryi auf und nahm mit tauben Fingern das Schwert an sich. Behutsam stieg sie über den dunklen, toten Körper hinweg und tastete sich zur Tür hinaus. Sleve, die im Schatten der großen Mauer, die das Haus umgab, wartete, erschrak bis ins Mark, als Candryi aus dem Hoftor schlüpfte. "Was ist? Ihr - Du bist weiß wie der Tod?"

"Rasch!" Candryi drängte Sleve zu den Pferden. "Wir müssen weg von hier. Bertis ist tot." Sie half Sleve auf das Pferd. "Es ist etwas schiefgegangen. Er ist früher heimgekommen. Hast Du ihn nicht gesehen?"

"Nein. Ich warte erst seit einigen Minuten hier unten." Sleve fror. Der Nachtwind blies durch ihren Umhang, als wäre er aus Papier. Vor ihnen lag eine weite, ebene Landschaft, die ohne Übergang in der endlosen Schwärze des Horizonts verschwand. Ein paar Sterne funkelten,

und ein schwach leuchtender Mond streute sein kümmerliches Licht auf die beiden Flüchtlinge. Der Wind wehte Candrys Haare, die sich trotz der nächtlichen Dunkelheit in scharfem Kontrast von ihrem Umhang abhoben, weit zurück. Bertis aufgedunsenes, blau anlaufendes Gesicht stand vor ihren Augen. Wie sie dieses Land hier hasste! Bei dem Gedanken, ihre Heimat wiederzusehen, spürte sie einen schmerzhaften Druck in der Kehle, aber sie schluckte die Tränen herunter. Rasch ging sie in Gedanken noch einmal den mit Ahiraquae vereinbarten Plan durch. Sie mussten in gerader nördlicher Richtung durch Messam reiten, um an den nächstliegenden Flussübergang zu kommen, der nach Kalas führte. Bertis' jäher Tod konnte diesen einfachen Plan vereiteln. Die Flucht einer Dienerin hätten die Leute in Kihan vielleicht noch hingenommen, aber den Tod ihres Lords würden sie nicht ungerächt lassen. Was war bloß in den Mann gefahren, dass er sich derartig vergessen musste? Erst hielt er sie wochenlang vor dem Weiterziehen zurück, und dann ließ er es noch auf einen Kampf ankommen. Candryi schob den Gedanken beiseite. Wie ein lang verschlossenes und nun plötzlich aufgestoßenes Tor lag die Heimkehr vor ihr, und niemand, niemand würde sie auf ihren Weg nach Hause aufhalten. Jetzt erst, nachdem sie die Nachricht erhalten hatte, dass der Bann gebrochen war, erlaubte sie sich die ersten, zaghafte Regungen des Heimwehs. Vorsichtig formulierten ihre Lippen den Namen der dreieinigen Göttin, den sie nicht mehr über die Lippen gebracht hatte, seit sie Helos verlassen musste. Dennoch hatte die Göttin sie beschützt. Das Orakel hatte gesprochen. Es gab einen Weg, wie sie vor sich selbst bestehen konnte, wie sie ihre Seele von dem Anblick Aleyles befreien und sich endgültig aus der Umklammerung ihrer Schuld lösen konnte.

Zögernd näherte sich Ahiraquae dem Gasthof, einem kleinen, altersschwachen Haus, das in ihr unangenehme Gedanken an Armut und schlechtes Essen wachrief. Ihre Füße glitschten über die Steine. Feuchter Unrat und Erdreste vermischten sich auf dem wenig gepflasterten Weg zu einem unergründlichen, schmierigen Belag. Ahiraquae warf einen Seitenblick auf die herumlungiernden Hunde. Sie band das Pferd an einem der Pfosten an und nahm nach kurzem Überlegen die Reitdecke ab. Als sie eintrat, schlug ihr sofort warmer Essensdunst entgegen. Stimmengewirr umgab sie. Benommen bahnte sich Ahiraquae einen Weg. Prüfende Blicke streiften sie, musterten die bestickte Decke auf ihrem Arm, glitten über den Umhang zu dem Schwert und zu dem funkelnden kleinen Schild, das lose an ihrem Unterarm hing. Aus einem Nebenzimmer kam ein kleiner, rotgesichtiger Mann. Er brachte eine neue Wolke Essensdampf mit in die Gaststube. Mechanisch wischte er seine Hände an der Schürze ab und sagte: "Zu Diensten, mein Herr, was kann ich für Euch tun?" Er hatte eine durchdringende, laute Stimme, die gewöhnt schien, Lärm zu übertönen. Jahrelanges Töpferühren am offenen Herd hatte Gesicht und Hände mit einer immerwährenden Röte überzogen. Sein Aussehen, die speckige, seit langem nicht gewaschene Schürze, die flinken, abschätzenden Äuglein - nichts unterschied ihn von den anderen seines Berufsstandes.

"Ich brauche Proviant", erwiderte Ahiraquae und reichte ihm den Beutel, der über ihrer Schulter hing. "Brot, Käse, vielleicht etwas Geräuchertes. . .", setzte sie erklärend hinzu, doch der Wirt schnitt ihr das Wort ab.

"Habe verstanden", schrillte er. Seine kleinen Äuglein wanderten an Ahiraquae auf und nieder, als er den Beutel nahm. "Glotzt nicht und beeilt Euch", schnaubte Ahiraquae, der sein Gestarre nicht gefiel. Er zuckte zusammen und verschwand im Nebenraum. Aufatmend ließ sich Ahiraquae auf eine leere Holzbank sinken. Ihr Blick glitt über die Anwesenden, die sie unverhohlen anstierten und erst langsam wieder ihre alten Gespräche aufnahmen. Nach einer Weile kam der Wirt zurück und hielt ihr einen prall gefüllten Beutel vors Gesicht. Sie sah kurz hinein. "Was bin ich Euch schuldig?"

Der Wirt nannte einen angemessenen Preis, und Ahiraquae legte noch einige Münzen mehr dazu. Die Röte in seinem Gesicht vertiefte sich.

"Stets zu Diensten, mein Herr", murmelte er und verbeugte sich mehrmals schnaufend. Er warf Ahiraquae einen verschmitzten Blick zu.

"Wartet einen Moment", sagte er leise und wedelte mit den Händen, um sie zum Sitzenbleiben zu bewegen. Wieder verschwand er im Hinterzimmer, und als er zurückkehrte, trug er einen kleinen Krug und zwei Gläser in der Hand.

"Der beste", sagte er und schenkte Ahiraquae ein Glas ein. "Verzeiht mir meine Unhöflichkeit von vorhin", fuhr der Wirt fort. "Aber im Augenblick geht hier alles drunter und drüber. Ich weiß nicht, wo das alles enden soll. . ."

"Aber Ihr habt es doch voll hier", entgegnete Ahiraquae. "Sind es keine guten Zeiten für Euch?"

Der Wirt winkte ab. "Momentan ist viel los", antwortete er. "Alles ist auf den Beinen. Natürlich auch das Gesindel. Jetzt, da unser Lord tot ist, kommen sie aus ihren Löchern."

Er blickte auf Ahiraquae Kleidung.

"Ihr seid nicht von hier, nicht wahr? Schlimme Zeiten sind's, mein Herr, das kann ich Euch sagen. Wir werden von Glück sagen können, wenn wir mit dem Leben davonkommen. Wer weiß, wer Lord Bertis' Nachfolger wird - sie werden sich wieder die Köpfe blutig schlagen. Und wir", - er wies zu den anderen Gästen hin - "müssen darunter leiden." Sorgenvoll zwinkerten seine Augen Ahiraquae an. "Wisst Ihr", fuhr er fort, "ich bete jeden Abend, dass sie nicht hier vorbeikommen, die Frau und ihre verrückte Dienerin." Er ließ einen tiefen Seufzer hören und schaute zur Decke hin.

"Wenn wir sie erwischen", rief jemand, der die letzten Worte mitgehört hatte, zu ihm hin, "machen wir sie einen Kopf kürzer! Die kommen nicht weit!"

Ahiraquae runzelte die Stirn. Rasch trank sie das Glas leer und sagte:

"Ich muss weiter. Vielen Dank für Eure Freundlichkeit und den guten Proviant!"

"Keine Ursache, junger Herr!" Der Wirt begleitete Ahiraquae, die er nun ins Herz geschlossen zu haben schien, zur Tür. Hinter sich hörte sie zornige Stimmen.

Die Dämmerung war der Nacht gewichen, und zwischen den Wolken wanderte ein düstergelber Mond. Noch einmal nickte Ahiraquae dem Wirt kurz zu und saß dann auf. Aufheulend stoben die Hunde auseinander, als sie die schlammige Dorfstraße entlang preschte. Das Mondlicht warf verzerrte Schatten auf den Weg. Sie blickte sich einige Male um, aber es folgte ihr niemand. Die wenigen Gässchen waren wie ausgestorben. Nachdem sie das Dorf hinter sich gelassen hatte, wandte sie sich nach Norden, bis sie die Ausläufer eines kleinen Waldes erreichte, wo Candryi und Sleave unruhig bei den Pferden warteten. Ahiraquae stutzte, wie immer, wenn sie Sleave sah. Das Mädchen sah zum Lachen aus. Candryi hatte ihr eine Hose gegeben, die viel zu groß war und in der Taille gerade von einem Gürtel notdürftig gehalten wurde, und auch die Stiefel passten nicht. Sie waren vorne mit Stoff ausgepolstert worden. Lediglich der Kittel und der dünne fadenscheinige Umhang gehörten Sleave. Sie machte einen unglücklichen Eindruck. Candryi schloss ihren Umhang, damit das Metall ihrer Rüstung nicht hervorglänzte, und zog die Kapuze über den Kopf. "Alles in Ordnung?"

Ahiraquae hob den prall gefüllten Proviantbeutel. "Das reicht einige Zeit. Wir müssen rasch weiter - die Leute hier sind nicht gut auf Euch zu sprechen. Sie befürchten Überfälle von den anderen Lords und Raubzüge, jetzt, wo die Grafschaft ungeschützt ist. Machen wir, dass wir wegkommen."

Die drei hielten sich im Schatten des Waldrandes. Das fahle Mondlicht bedeckte die Ebene mit schweflig gelbem Licht. Noch nie hatte Ahiraquae einen solchen Mond gesehen. Sleave warf ab und zu schräge Blicke zum Himmel und wandte dann die Augen, wie geblendet von dem unnatürlichen Licht, wieder ab. Sie hatte Mühe, mit dem Tempo der beiden anderen Schritt zu halten. Als die Morgendämmerung kam, lag der Wald weit hinter ihnen, und sie zogen in einer gemächlichen Gangart durch das Gelände, mit den Augen auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz. Weit und breit war kein Dorf zu sehen, keine Straße, auf der

Menschen ihnen entgegenkommen können. Schließlich erspähte Candryi eine kleine, durch Gebüsch und Sträucher gut geschützte Stelle am Fuß eines Hügels. Als sie endlich anhielten, rutschte Sleve vor Erschöpfung vom Pferd. Ihre fehlende Reiterfahrung machte sich bemerkbar. Wenn sie auch in Kihan oft mit einem der alten Gäule zum Markt geritten war, so reichten doch ihre Kenntnisse nicht aus, um einen tagelangen Ritt ohne Beschwerden zu bewältigen.

Ihre Beine waren völlig steif, und sie konnte sich kaum bewegen. Mit geschwollenen Augen blickte sie um sich und sagte kläglich: "Ich will nach Hause."

"Wenn Du uns sagst, wo das ist, bringen wir Dich dort vorbei", erwiderte Ahiraquae. "Jetzt lege Dich hin, ich massiere Deine Beine."

Gehorsam streckte sich Sleve im Gras aus.

Candryi kümmerte sich um die ermatteten Pferde, nahm ihnen den Ballast ab und band sie mit einer losen Leine an einen Strauch.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Kalte, frische Luft strich über die Hügel. Ruhe umgab sie, eine Ruhe bar jeder Bedrohung. Schweigend und erschöpft aßen die Frauen von dem Proviant. "In zwei Stunden ziehen wir weiter", sagte Ahiraquae. "Leg Dich hin, Sleve, und schlafe." Sleve warf ihr einen ihrer plötzlichen aufsässigen Blicke zu und rollte sich in ihren Umhang ein. "Was ist mit euch?" fragte sie, als sie merkte, dass Candryi und Ahiraquae keine Anstalten machten, sich ebenfalls hinzulegen. "Wir haben noch Reserven", antwortete Ahiraquae. "Wir sind es gewohnt, unter Umständen wenig zu schlafen." Sleve fuhr hoch.

"Interessant", sagte sie hohnvoll, "was ihr alles könnt!" Candryi biss sich ärgerlich auf die Lippen. Sie warf Sleve einen warnenden Blick zu, worauf sich das Mädchen missmutig auf die Seite warf und den Umhang über den Kopf zog. Ahiraquae wartete eine Zeitlang, bis Sleves ruhige Atemzüge verrieten, dass sie eingeschlafen war, und sagte dann leise: "Das Mädchen ist ein Risiko. Sie wird uns noch große Schwierigkeiten machen."

"Ich weiß." Candryi runzelte die Stirn. "Aber was sollen wir tun? Wir können sie nicht hier lassen."

Ahiraquae lächelte säuerlich, während Candryi ihr Schwert vom Boden aufhob und mit der Hand über den Griff strich. "Es wäre besser, der Lord wäre noch am Leben", sagte sie. "Dann hätten wir jetzt nicht so viele Leute auf dem Hals." Ahiraquae schwieg und beschäftigte sich mit ihrem Schild. Sie rieb die Metallfläche mit einem kleinen Lappen sauber, wodurch sich die stumpfe Färbung noch zu vertiefen schien. Als sie das Schild hochhob, beschlug die Oberfläche sofort in der nebligen Morgenluft. Beruhigt legte Ahiraquae es neben sich ins Gras.

Noch immer war die Dämmerung nicht in den Morgen übergegangen. Die feuchte Kühle der Nacht kroch unter ihre Kleidung. Ahiraquae schlug die Reitdecke um sich. Einmal fuhr Sleve aus dem Schlaf empor. Sie starrte mit aufgerissenen Augen auf die beiden Frauen, die schweigend dasaßen, öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, sank dann aber wieder zurück und fiel erneut in einen bleiernen, mit wirren Träumen durchzogenen Schlaf, aus dem sie erst wieder hoch schreckte, als Candryi sie an der Schulter rüttelte.

"Wach auf, Sleve", sagte sie. "Wir müssen weiter." Hinter ihr stand Ahiraquae und hielt Sleves bereits gesatteltes Pferd am Zügel.

Zerschlagener als zuvor erhob sich das Mädchen. Candryi griff nach ihrem Arm, um ihr beim Aufsteigen zu helfen, doch Sleve schubste die angebotene Hand beiseite. Wortlos drehte Candryi sich um und ging zu ihrem Pferd. Das fehlte gerade noch. Was war bloß in das Mädchen gefahren? Sie warf einen letzten Blick auf den Lagerplatz, wo nur noch wenig auf die Anwesenheit der drei hindeutete. Unvermittelt erfasste sie Furcht. Sie konnte plötzlich ihre Verfolger fast im Nacken spüren. Schmerhaft wurde sie sich ihres fehlenden *Kaien* bewusst. Wie sie Ahiraquae um das Schild beneidete! Atheas Gesicht kam ihr in den Sinn, ihr Ausdruck bedingungsloser Ablehnung. Kaum konnte sich Candryi dem Ansturm der

Verzweiflung entziehen, der sie bei der Erinnerung überfiel. Matt funkelte hinter Atheas Gesicht der Araquin, wie ein fernes, verlockendes Feuer.

Die Ruhe hatte den Pferden gut getan. Die Gegend, die sie jetzt durchritten, war noch immer menschenleer, aber sie näherten sich jetzt rasch Amireeh. Die Gegend um Amireeh, dem Beginn der Grafschaft Messam, war stark besiedelt. Candryi überlegte, ob die Neuigkeiten bereits von Kihan nach Messam vorgedrungen waren. Nervös hielt sie ab und zu von einem Hügel nach möglichen Verfolgern Ausschau und bemerkte gegen Mittag kleine, schwarze Punkte in der Ferne, die sich mit großer Schnelligkeit bewegten. In höchster Eile ritten die Frauen weiter, bis nach einiger Zeit die Stadttürme von Amireeh auftauchten. Ahiraquae, die die ganze Zeit über kein Wort gesprochen hatte, zugehe ihr Pferd und hielt an, als Candryi sie auf die nahe Stadt aufmerksam machte.

"Ich schlage vor, wir wechseln die Pferde in Amireeh", sagte sie. "Mit diesen Tieren hier kommen wir nicht mehr weit. Die selemischen Pferde sind nicht sehr widerstandsfähig." "Aber Amireeh ist befestigt", wandte Slev ein. "Wenn sie uns erkennen, werden sie die Tore schließen und wir sitzen fest." "Warum sollten sie uns erkennen?" erwiderte Ahiraquae leichthin. "Dreh Dich um und sieh selbst! Meinst Du, wir haben viele Möglichkeiten? Ich habe wenig Lust, mich wie ein Hase jagen zu lassen. Besser, sie erwischen uns tagsüber in der Stadt als nachts auf dem offenen Land", setzte sie zögernd hinzu. Offenbar war ihr ein Gedanke gekommen.

Als Candryi und Slev sich umwandten, sahen sie, dass die fernen, schwarzen Punkte sich ihnen bereits erheblich genähert hatten. Candryi konnte sie deutlich voneinander unterscheiden. Es waren mehr, als sie erwartet hatte. Rasch riss sie ihre Augen von dem unerfreulichen Anblick los. Die Sonne begann bereits, längere Schatten zu werfen. Ahiraquae, die aus irgendeinem unbekannten Grund plötzlich nervös geworden war, ließ ihr Pferd hin- und hertänzeln und blickte Candryi auffordernd an, als erwarte sie von ihr, dass endlich eine Entscheidung getroffen wurde. Ihr Schild klapperte verborgen unter dem Umhang.

"Was hast Du vor, Ahiraquae?" fragte Candryi vorsichtshalber. "Hinter Amireeh liegt eine große Ebene, bevor die Dörfer kommen. Ich denke, wir sollten ihnen", sie wies mit dem Kopf nach hinten, "dort eine Falle bauen, die sie so schnell nicht vergessen werden."

"Ich ahne, was Du vorhast", Candryi war sich unschlüssig. "Weißt Du auch, dass wir dadurch noch mehr Leute gegen uns aufbringen werden?"

Ahiraquae lächelte in ihrer gewohnten, freundlichen Art. "Fürchtest Du Dich davor, Radna?" fragte sie. "Es ist eine gute Gelegenheit, diesen Leuten zu zeigen, wer wir sind." "Wie Du meinst, Shoragan", entgegnete Candryi knapp. Die etwas überhebliche Haltung, die Ahiraquae einnahm, gefiel ihr nicht. "Also gut!" Heftig ritt Ahiraquae los, so dass sich eine jähre Staubwolke erhob. Kleine Grasfetzen stoben unter den harten Pferdehufen auf. Slev, die dem Wortgeplänkel der beiden verständnislos zugehört hatte, folgte ihr zuerst. Ihre braunen Haare, die sich halb aufgelöst hatten, wehten wie ein kurzer Schleier hinter ihr her. Jeder Knochen in ihrem Leib schmerzte. Aber sie hatte sich vorgenommen, nicht zu klagen. So presste sie nur fest die Lippen zusammen und heftete ihre Augen auf die spitzen Türme, die am Horizont aufragten.

Amireeh war jetzt in den Nachmittagsstunden voller Menschen. Als Meriem mit seinen Männern das südliche Stadttor erreichte, saßen die beiden Wachsoldaten gerade gelangweilt in ihrem Häuschen und würfelten. Sie erhoben sich erschrocken, als sie den Lärm vor dem Tor vernahmen und griffen nach ihren Langspeeren. Die Männer drängten bereits durch das Tor, Meriem vorweg. "Im Namen des Königs", rief er. "Wir brauchen Eure Hilfe!" Hinter ihm tauchte ein Reiter mit einer Fahne auf. Die beiden Soldaten erkannten verstört das Wappen der Grafschaft Kihan und in der Ecke darüber das königliche Zeichen. Sie senkten ihre Speere, und einer der beiden sagte: "Seid begrüßt! Um welche Hilfe bittet Ihr?"

"Lord Bertis", erwiederte Meriem, "von der Grafschaft Kihan ist nicht mehr am Leben. Ich weiß nicht, ob die Nachricht von seinem Tode bereits bis zu Euch gedrungen ist. Wir suchen seine Mörder."

"Einige der Händler haben Ähnliches erzählt", antwortete der Soldat. "Aber es waren nur Gerüchte. Niemand wusste etwas Genaues."

"Sind vorhin zwei Frauen in die Stadt gekommen?" fragte Meriem. "Eine große Frau mit blonden Haaren und eine andere, ihre Dienerin? Sie sind bewaffnet."

Die beiden Soldaten sahen sich an und schüttelten den Kopf. "Nein", sagte der eine. "Zwei Frauen? So etwas wäre uns aufgefallen."

"Aber sie müssen hier in der Stadt sein", drängte Meriem. Wieder schüttelte der Soldat den Kopf. "Aber nein, Herr", antwortete er bestimmt. "Wir würden uns daran erinnern. Es sind heute nicht viele Fremde in die Stadt hineingeritten. Die meisten waren Händler. Heute morgen. . ." "Es muss heute Mittag gewesen sein", unterbrach ihn Meriem. "Überlegt genau. Eine große Frau, eine Amaza - und eine kleinere. Sie müssen erschöpft gewesen sein. Vielleicht ist Euch an den Pferden etwas aufgefallen?"

Der Soldat überlegte einen Moment. Seine Stirn legte sich in nachdenkliche Falten.

"Pferde? Vorhin kamen drei Leute, deren Pferde völlig erschöpft waren. Aber das war ein Mann - ein Fremder." "Und die beiden anderen?" fragte Meriem voll Ungeduld. "So redet doch!"

"Auch ein Mann", erwiederte der Soldat zögernd. "Sie hatten eine Frau dabei. . . mit langen braunen Haaren."

Meriem knirschte mit den Zähnen. Wütend schlug er auf den Pferdehals.

"Das verstehe, wer will", sagte er und wandte sich um. "Wir müssen weiter. Lasst uns durch die Stadt hindurchreiten!" Auf seinen Wink hin setzte sich die Reitertruppe in Bewegung.

"Dummköpfe", murmelte Tora vor sich hin, als er an den beiden Soldaten vorbeiritt, die ihnen verdutzt nachsahen, als sie in eine der schmalen Gassen einbogen.

Schnell drängten sich die Leute an die Häuserwände, um die Reiter vorbeizulassen. Mit Getuschel und Geraune nahmen sie Kihans Wappen auf der Fahne wahr. Als Meriem und seine Leute den großen Marktplatz erreichten, war die Nachricht von ihrer Anwesenheit ihnen längst vorausgeeilt. Sie hatten Mühe, den Kindern auszuweichen, die sich an die Pferde herandrängten. Ihre bettelnden Hände griffen nach den Umhängen der Reiter und rissen daran.

"Schert euch weg!" rief Tora und trieb sein Pferd eiliger voran. Ein hohes Gekreische antwortete ihm. Kleine, harte Kinderfäuste schlugen nach den Stiefeln der Männer und nach den gefährlich nahe an ihnen vorbeistampfenden Pferdebeinen. Erst als Tora sein Pferd zu den Kindern umwandte und es wütend gegen sie antrieb, wichen sie in die Torbögen zurück, von wo aus sie mit hungrigen Blicken die Männer beobachteten, die zwischen den Ständen der Händler hindurchritten.

Seitlich des Marktplatzes lagen, dicht neben einem Gasthof, einige Pferdeställe, und ein Händler war gerade dabei, mehrere Tiere in seinen Stall hineinzutreiben, als Kihans Männer an ihm vorbeiritten. Meriems abwesender Blick streifte den Pferdestall und blieb an einem Pferd hängen, einem braunen Wallach, der sich trotz seines mitgenommenen Aussehens vehement gegen die Bemühungen des Mannes wehrte, der ihn am Zügel in den Stall hineinführen wollte.

"Moment mal", sagte Meriem zu Tora, der dicht hinter ihm ritt, und verlangsamte das Tempo. Er hielt dicht neben dem Händler an, der neugierig zu ihm hochsah, und fragte: "Sagt mal, was ist das für ein Pferd? Das will ich mir näher ansehen!"

"Aber gerne!" Verwundert beobachtete der Händler, wie Meriem abstieg und zu dem Pferd hintrat. Er fuhr mit der Hand leicht über die kräftige Pferdekuppe und stieß einen leisen Laut der Überraschung aus:

"Das ist Kihans Brandzeichen!" rief er. "Mann, wo habt Ihr das Pferd her?"

Die anderen Männer, die ebenfalls abgestiegen waren, scharten sich in einem engen Halbkreis um die beiden, und der Händler, dem es zunehmend ungemütlich wurde, stammelte erschrocken: "Ich habe nichts getan! Das ist nicht mein Pferd, ich habe es nur gekauft, weil . . ." seine Worte blieben in der Luft hängen. "Erregt Euch nicht", fuhr ihn Tora an. "Keiner will Euch etwas tun. Sagt uns, woher Ihr das Pferd habt!"

Der Pferdehändler blickte von einem zum anderen. Kleine Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

"Ich habe es gekauft", wiederholte er. "Vor einer halben Stunde etwa waren zwei Männer hier, die unbedingt Pferde kaufen wollten, denn sie hatten drei sehr müde Tiere, mit denen sie keine Stunde mehr hätten weiterreiten können. Sie boten mir einen niedrigen Preis, aber ich wollte ihre Pferde erst nicht haben, weil es Tage dauert, bis ich diese halbtoten Tiere wieder aufgepäppelt habe und weiterverkaufen kann."

"Und sie haben andere Pferde bei Euch gekauft?" fragte Meriem. Der Händler nickte. "Ja. Sie waren sehr großzügig. Ich habe. . ." "Ihr habt ein gutes Geschäft gemacht", vollendete Meriem den Satz. Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Pferdehändlers, aber dann erfasste ihn wieder die Angst, und er begann erneut zu jammern:

"Ich wusste ja nicht . . . ich habe nicht auf das Brandzeichen geachtet!"

Meriem winkte ab.

"Um Himmelwillen", sagte er. "Vergesst das Brandzeichen! Die beiden Männer, wie sahen die aus?" Er stutzte und fuhr fort: "Wieso zwei Männer? Sagt Ihr nicht, Ihr habt drei Pferde verkauft?"

"Ja, ja", erwiderte der Händler eifrig, froh, der augenscheinlichen Gefahr entronnen zu sein. "Sie waren ja zu dritt. Es war eine Frau bei ihnen. Eine Dienerin anscheinend . . . sie war wohl etwas verrückt."

"Wieso? Hat sie etwas gesagt?"

"Nein, aber sie sah mich so - merkwürdig an. Sie hatte braune Haare. Trug einen Umhang über ihrem Kittel." "Und die Männer?" fragte Meriem. "Wie sahen sie aus? Wie waren sie gekleidet?"

"Der eine trug einen dunklen, geschlossenen Umhang mit hochgezogener Kapuze." Er überlegte einen Moment. "Es war nicht viel von ihm zu sehen. Aber der andere - das war ein Ritter." Sein Gesicht glänzte vor Eifer. "Ja, ja, ein fremder Ritter." Meriem sah Tora verwundert an.

"Wer soll das sein? Der Vermummte ist Candryi, aber wer kann der dritte sein?"

"Wisst Ihr, woher der Ritter kommt?" fragte einer der anderen Männer. Der Händler wies mit der Hand nach Norden. "Von dort her - von Kalas. Er trug diesen Taler, den dort alle Ritter tragen. Auch die Kleidung war aus Kalas . . . er trug. . ." "Schon gut, schon gut", winkte Meriem ab. "Wir wissen, wie die Ritter aus Kalas gekleidet sind. Hatte er zufällig dunkle Haare? Ein wenig gelockt? Ein zierlicher Mann, nicht besonders groß?" Der Händler nickte. Meriems Gesicht hatte sich verfärbt. "Ihr habt es gehört", sagte er zu den anderen. "Sie sind zu dritt. Janas ist bei ihnen." Seine Stimme zitterte vor unterdrückter Wut. "Wann sind sie von Euch fortgeritten?" fragte er den Pferdehändler. Dieser überlegte kurz.

"Noch nicht lange - nicht einmal eine halbe Stunde. Sie sind zum nördlichen Stadttor geritten, schienen es aber nicht sehr eilig zu haben."

"Hier!" Meriem warf ihm einige Münzen vor die Füße, die der Mann schnell von dem staubigen Pflaster aufklaubte, und sprang auf sein Pferd. Entsetzt wichen die Leute auf dem Markt zur Seite, als er, gefolgt von den anderen Männern, in schnellem Tempo davon ritt.

"Im Namen des Königs! Macht Platz!" rief er. In wilder Jagd ritten sie durch die engen Gassen. Die Straßenhändler rafften hastig ihre Sachen zusammen, als sie Meriems Rufen hörten. Die Bettelkinder, die sich eine besondere Aufregung versprachen, rannten johlend und schreiend hinter den Reitern her, wobei sie mit hohen Stimmen Meriem nachäfften: "Macht Platz! Im Namen des Königs!"

Plötzlich waren die engen Gassen zuende, und die Männer gelangten auf einen freien Platz mit einem großen, steinernen Brunnen in der Mitte. Dahinter erhob sich die Stadtmauer von Amireeh mit dem nördlichen Tor und den beiden Wachhäuschen. Die Soldaten und die Wächter auf der Stadtmauer sahen den herannahenden Reitern bereits entgegen. Die wenigen Menschen auf dem Platz eilten schnell in die Torbögen und in den Schutz der engen Straßen, und die Leute zu Pferd ritten beiseite, um Meriem und den anderen Männern Platz zu machen. Als sie den steinernen Brunnen passierten, lösten sich aus seinem Schatten plötzlich noch andere Reiter. Sie kreuzten haarscharf Meriems Weg und preschten dann in einem engen Bogen auf das Stadttor zu. Meriems Pferd bäumte sich erschrocken auf. "Das sind sie!" rief einer der Männer. "Ihnen nach!"

"Schließt das Tor!" schrie jemand. Der Ruf pflanzte sich in Windeseile fort. "Schließt das Tor!"

Vergebens versuchte sich Meriem Gehör zu verschaffen. "Nicht das Tor schließen!" brüllte er lauthals. Mit wilden Handbewegungen scheuchte er seine Reiter an sich vorbei und setzte sich schimpfend ans Ende. Als sie das Stadttor erreichten, hörte er bereits das riesige Gitter knarren. In höchster Panik stieß er seinem Pferd die scharfen Sporen in die Flanken, und das gepeinigte Tier tat einen entsetzten Sprung nach vorn. Rasselnd fuhr das Gitter hinter ihm herab und rastete im Boden ein. Meriem schüttelte sich vor Schreck. Von der Stadtmauer herab ertönte Lärm. Fluchend liefen die Wächter hin und her. Es würde eine kleine Ewigkeit dauern, bis die Männer das schwere Gitter wieder hochgekurbelt hatten. Als Meriem sein Augenmerk nach vorne richtete, sah er, dass die drei Reiter einen Vorsprung gewonnen hatten, aber sie verlangsamten seltsamerweise ihr Tempo und ließen die Verfolger aufholen. Tora hielt an und wartete auf seinen Bruder. "Diese Trottel!" rief er atemlos und wies mit dem Kopf in Richtung Amireeh. "Aber wir kriegen sie!"

"Ich möchte wissen, warum sie so langsam reiten!" schrie Meriem ihm zu. Etwas in seinem Inneren gemahnte ihn zur Vorsicht. Vor ihnen lag eine große Ebene. Am Horizont tauchten die Umrisse der umliegenden Dörfer auf.

Die drei Reiter blickten sich ab und zu um. Sie schienen nicht geneigt, ihr Tempo zu beschleunigen, vielmehr ritten sie in einer geraden Linie hintereinander und ließen die Verfolger immer näher herankommen. Meriem schätzte den Abstand auf höchstens dreißig Pferdelängen. Er zog sein Schwert und ritt seitlich an den anderen Männern vorbei, um sich an die Spitze zu setzen. Auf einmal hielt der letzte der Reiter an.

Die anderen zwei jagten in gestrecktem Galopp davon. Im selben Augenblick begriff Meriem, was geschah. "Zurück!" schrie er. "Dreht euch um!" Doch es war zu spät.

Blitzschnell hob der Reiter seinen Arm. Für einen Sekundenbruchteil erkannten die Männer ein kleines Unterarmschild, bevor sich die Ebene vor ihnen in ein glühendes Inferno verwandelte. Ein gleißendes Licht, begleitet von einem hohen ekstatischen Schrei, durchriss ihre Köpfe. Wie mit tausend rotglühenden Eisennadeln durchbohrte das Licht ihre Augen, die wie lebendige, kleine Fackeln in ihren Gesichtern standen. Gebannt starnten sie in das weißbrennende Licht der Sonne, deren Strahlen vielmillionenfach verstärkt von Ahiraquaes Schild über die Ebene geworfen wurden.

Der Teil der Kleidung, der aus Stoff bestand, begann zu glimmen. Die sengende Hitze begann sich durch den Stoff zu fressen, auf der ungeschützten Haut von Gesicht und Händen bildeten sich große Brandflecken. Aus dem Gras, dessen Spitzen sich schwarz verfärbten, stieg Brandgeruch auf.

Die Pferde erwachten zuerst aus ihrer Erstarrung. Wie wahnsinnig bäumten sie sich auf und warfen ihre Reiter ins Gras. Meriem, der keinen Augenblick zu früh die Augen abgewendet hatte, lag auf dem Boden, das Gesicht in Händen und Umhang verborgen. Ich hätte es wissen müssen, dachte er. Ihre Schilder! Mein Gott, ihre Schilder! In der tonlosen Stille um ihn herum wartete er auf das Inferno, das nun entstehen würde. Wenn das Schild nicht gleich verschwand, würde sich die weite Ebene in ein Flammenmeer verwandeln. Da brachen die

Pferde in ein irrsinniges Gewieher aus. Laute Schmerzensschreie erfüllten die Luft. Meriem blinzelte vorsichtig zwischen den Fingern hindurch. Das Licht war verschwunden. Er schlug den Umhang beiseite und sah in ohnmächtiger Wut Ahiraquae hinter den beiden anderen Reiterinnen über die Ebene davonjagen. Mühsam stand er auf. Ihm bot sich ein grauenhafter Anblick. Die gequälten Tiere schossen kreuz und quer davon. Sie preschten blindlings gegen die Soldaten aus Amireeh, die aus den Stadttoren ausgeschwärmt waren und sich nun langsam näherten. Die abgeworfenen Reiter wälzten sich im Gras, die Hände gegen die Augen gepresst. Es war, wie Meriem befürchtet hatte. Von den zwanzig Männern aus Kihan war er der einzige, der verschont geblieben war. Behutsam stieg er über die jammernden Männer hinweg, um Tora zu suchen. Sein Bruder kniete am Boden und wimmerte leise. Meriem wollte vorsichtig die Hände, die mit großen Brandblasen bedeckt waren, von seinen Augen lösen, aber Tora schrie derartig auf, dass Meriem von ihm abließ. Ermattet setzte er sich ins Gras und verbarg das Gesicht in den Händen.

Er saß eine geraume Weile so da, unfähig, seine Gedanken zu ordnen. Bis plötzlich eine Stimme neben ihm sagte: "Seid Ihr der Anführer? Was ist hier passiert?" Meriem nahm die Hände vom Gesicht. Neben ihm stand ein Mann mittlerer Größe mit einem breiten, von rötlichblonden Locken umrahmten Gesicht. Eine fette, kleine Nase und die hinter aufgeschwemmten Lidern verschwindenden bläulichen Augen verliehen ihm einen feisten Ausdruck. Mund und Kinn verschwanden unter einer Unmenge gelockten Bartes. Er war Meriem auf Anhieb unsympathisch.

"Ich bin Hauptmann Ira Loen", stellte sich der Mann vor. "Im Dienste Tjorns von Messam." Meriem erhob sich, er merkte, wie seine Knie zitterten.

"Können die Soldaten aus Amireeh die Verwundeten in die Stadt bringen?" fragte er.

"Alles schon veranlasst. Habt Ihr gar nicht mitbekommen, was? Ihr hockt hier wie ein verschrecktes Häschchen." Der Hauptmann musterte Meriem neugierig. "Ihr habt Glück gehabt, was?" Meriem brachte eine Art Grinsen zuwege.

"Ich habe es schon einmal erlebt", sagte er. "Damals in meiner ersten Schlacht. Da hat es noch mehr Männer erwischt als hier, das könnt Ihr mir glauben. Es fiel mir zu spät ein, um meine Männer zu warnen. Ich wusste überhaupt nicht, dass die Amaza ein Schild bei sich führt." Ira Loen winkte ab.

"Kommt erst einmal mit in die Stadt zurück", sagte er. "Wenn Ihr Euch beruhigt habt, bereden wir alles weitere." Eine kurze Zeit später fand sich Meriem im Haus des Ersten Stadt-Lords wieder. Die ganze Stadt war in Aufruhr. Da kaum einer außer den Soldaten Genaues wusste, gab es die wildesten Gerüchte. Selbst die Soldaten waren sich nicht sicher, was eigentlich passiert war, außer dass sie auf der Ebene eine blendendweiße strahlende Glocke gesehen hatten, in deren Innern die schmerzerfüllten Gestalten von Männern und Pferden lautlos herumtaumelten.

Meriem und der Hauptmann saßen im Arbeitszimmer des Stadt-Lords. Aus der Küche waren heiße, gefüllte Brötchen heraufgeschickt worden, auf denen Meriem herumkaute wie auf einer nachträglichen Henkersmahlzeit.

"Ich sage es Euch nochmals", sagte Ira Loen. "Ich biete Euch im Namen Tjorns von Messam unsere Dienste an. Etwas Besseres kann Euch doch gar nicht passieren! Warum zögert Ihr?"

"Wie stellt Ihr Euch das genau vor?" Meriem versuchte, Zeit zu gewinnen. Er wäre am liebsten nach Kihan zurückgeritten. Der Anblick Toras, der im gleichen Haus in einem schnell hergerichteten Krankenzimmer lag, hatte ihm den letzten Rest Fassung geraubt. Er bemühte sich, ruhig zuzuhören, während der Hauptmann seinen Plan entwickelte.

"Kalin, unser Bote, befindet sich hier in der Nähe. Er besucht in einem der kleinen Dörfer seine Eltern. Ich schlage vor, wir schicken ihn noch heute Abend zu Tjorn von Messam mit einer Botschaft, in der ich dem Lord den Sachverhalt erkläre und ihn bitte - natürlich mit Eurer Zustimmung -, dass er eine starke Gruppe Soldaten zum Flussübergang schickt." Er machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. "Sie müssen diesen Übergang

benutzen", fuhr er dann fort, "um auf dem schnellsten Weg nach Kalas zu gelangen. Sie werden es auf keinen Fall riskieren, zum westlichen Übergang zu reiten. Das ist viel zu gefährlich. Kalin kann morgen nacht bei meinem Lord sein."

"Aber es ist doch möglich, dass die drei vor den Soldaten am Fluss sind", wandte Meriem düster ein. "Außerdem vielleicht wollen sie überhaupt nicht nach Kalas, sondern schlagen sich über das Gebirge nach Helos durch."

"Nach Helos?" Ira Loen lachte laut auf. "Ihr glaubt doch nicht im Ernst, dass sie mit dem Mädchen über das Gebirge gelangen würden - sie werden so schlau sein, das selbst zu wissen. Sogar die Amaza selbst sind nie direkt über das Gebirge nach Selem gekommen. Nein, nein, die drei reiten erst nach Kalas. Außerdem werden sie nie und nimmer vor uns am Fluss sein. Erstens können sie die Pferde nicht so oft wechseln. Außerdem müssen sie jetzt schon erschöpft sein von den letzten Tagen, und, bedenkt, auch dabei wird sich das junge Mädchen als Hemmklotz erweisen. Sie kommen nicht so schnell voran, als wenn sie allein wären. Möchte wissen, was sie sich davon versprechen, dieses kleine Miststück mitzuschleppen!" Er beugte sich vor.

"Und wir beide, Ihr und ich, reiten ebenfalls zu Tjorn von Messam. Schätze, wir werden zwei Tage nach Kalin dort ankommen. Der Bursche reitet wie der Teufel. Ich schlage vor, die Soldaten sollen die drei nur gefangen nehmen. Sicher wollt Ihr sie lebend?" "Ja", erwiderte Meriem zögernd. Er begann, sich langsam innerlich mit dem Gedanken anzufreunden.

"Und Ihr meint, Hauptmann, Euer Lord schickt die Soldaten sofort los?"

"Davon bin ich überzeugt." Ira Loen lehnte sich wieder zurück. Er bröselte ein Brötchen auseinander und sagte gelassen: "Meint Ihr vielleicht, Tjorn von Messam lässt sich ein solches Massaker hier auf seinem Grund und Boden bieten? Nein - entscheidet Euch! Wir können sofort losreiten, wenn Ihr wollt. Das Dorf, wo wir Kalin finden, ist höchstens zwei Stunden entfernt." Meriem betrachtete ihn. Er wusste, dass ein großer Teil seiner Abwehr gegen Iras Plan daher rührte, dass er wenig Lust hatte, mit diesem Mann durch die Gegend zu reiten. Der Hauptmann hatte etwas Schmieriges, Grobschlächtiges an sich, das Meriem abstieß. Aber er brauchte Verbündete - es war wohl klüger, persönliche Abneigungen beiseite zu schieben und die angebotene Hilfe anzunehmen.

Meriem seufzte vernehmlich.

"Euer Vorschlag ist unter diesen Umständen das einzige Vernünftige", sagte er dann. "Schreibt also die Nachricht an Tjorn von Messam! Die Grafschaft Kihan wird sich für die erwiesene Hilfe erkenntlich zeigen. Wir reiten so schnell wie möglich los!"

Energie brach durch das Metall in die Mitte ihres Kopfes. Sie glaubte, das hohe Singen in der Luft nicht länger ertragen zu können. Es steigerte sich in ihrem Gehirn in endlos aufsteigenden Oktaven, bis der Ton die letzte Faser ihres Körpers in Besitz genommen hatte. Er brach ab. Ahiraquae glitt auf eine milde Ebene musikalischer Töne. Das Brennen über ihrem Kopf schwand. Sie fühlte, wie das Metall sich voll sog, wie das poröse Material sich mit tiefer und fester Energie füllte. Eine Stimme sagte: "Es ist mehr, Ahiraquae, als die Sonne, die hinter den Wolken hervorbricht. Es ist mehr als Sonnenstrahlen allein auf schimmerndem Metall vermögen. Wenn Du tausend Sonnenstrahlen zählst, dann zähle noch einmal tausend Strahlen Deines Willens. Wenn Du willst, dann teilst Du. Wenn Du willst, dann verdoppelst Du. Wenn Du nun die Musik hörst, sprich!"

Ahiraquae wartete, bis sich die Musik der Göttin ihr näherte. Sie kam aus der Ferne, über die sanfte Ebene der Töne, wie ein kleines, blaues Feuer, das nach ihrem Herzen griff. Sprich, sagte es mit dringlicher Aufforderung. Sprich, Ahiraquae.

Artemis Alphea, sagte Ahiraquae mit dem lautlosen, brennenden Herzen.

Ich habe mein Schild geweiht. Ich werde nicht schutzlos in der Fremde sein. Ich danke Dir, Artemis Alphea, für Dein Kommen.

Und dann sagte sie, für sich selbst und alle unerwartet ganz laut:

*Erinnere mich, Artemis, an die Zeit, wo es auf der Erde keine Fremde für uns gab.
Die Göttin verneigte sich. Ein unendlich zarter Aufwand von Tönen entstand. Sie entfernte sich allmählich. Ahiraquae folgte ihr langsam.
Sie bemühte sich, die fernen Töne nicht zu verlieren, während das stille Herz des Feuers sich langsam hinter ihr schloss und sie in einen plötzlichen, schmerzhaften Flammenring entließ. Ein Brennen durchrann sie, und sie hing ihren Geist an das verschwindende Glockengeläute, das auf einmal eine konstante Lautstärke gewann. Die zarten, gläsernen Glocken der Priesterinnen schwangen hin und her. Ahiraquae senkte das Schild, das sie über ihren Kopf gehalten hatte. Sie öffnete die Augen und blickte Hanea fragend an.
"Was habe ich gesagt, Hanea?" fragte sie beklommen. "Ich habe dabei gesprochen, nicht wahr?" Behutsam schwang die Priesterin ihre Glocke.
"Warum fragst Du?" erwiderte sie. Eine eisige Kälte breitete sich in Ahiraquae aus. Nicht ich, schrie sie innerlich. Jede von uns, aber nicht ich. Aber alles tat sich zusammen, Monat für Monat und Jahr für Jahr ihres Lebens, und in einem wahrhaft seltenen Augenblick der Wahrheit erkannte sie, dass sie lediglich die Essenz ihrer Zweifel in Worte gefasst hatte. Verzweifelt warf sie sich auf den Boden und weinte. Sie wünschte sich, die Tränen würden ihre Worte aus ihrem Kopf fortwaschen und würden das immerwährende Brennen in ihrem Herzen löschen. Ihr vierunddreißigjähriger Verstand hohnlächelte.
Erinnere mich, Artemis, an die Zeit, als es auf der Erde keine Fremde für uns gab.
Erinnere Dich, Ahiraquae, mit dem lautlosen, brennenden Herzen.*

Sleve betrachtete Ahiraquaes Schild mit Grauen. Die Nacht war gekommen, und wieder hing ein unwirklicher Mond über ihnen. Sein stumpfes Gelb brach ab und zu zwischen den Wolkenfetzen hindurch und tauchte die drei Reiterinnen in ein bleiches, kaltes Licht. Sleve stöhnte. Voll Entsetzen erinnerte sie sich an Amireeh. Die Schreie der Männer hallten in ihrem Kopf wider, das angstvolle Wiehern der Pferde. Sie starre auf Ahiraquaes Rücken, der sich vage unter dem schwarzen Umhang abzeichnete. Es ist ein Albtraum, dachte Sleve. Ich werde erwachen. Ich werde ganz einfach in den vorherigen Traum hineinerwachen. Sie erschrak. Was für ein Gedanke! Aber es war etwas Wahres in diesem Gedanken. Sie dachte an Kihan, es war nicht mehr als ein Traum gewesen. Sie versuchte, sich an die vielen Jahre in Bertis' Haus zu erinnern, doch es war eigenartig: es war nicht viel an Erinnerung übrig. Sie war jetzt hier, wie sie immer war, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Die Monate und Tage verschwammen zu einem namenlosen Nichts. Und immer das Gefühl, nur eine Winzigkeit entfernt vom richtigen Leben zu sein. Ein kleiner Riss, haarspitzendünn, der die Trennung bedeutete. Ein Traum, der auf den anderen folgte, und einmal wird es kein Traum mehr sein, dachte sie angsterfüllt und sah auf den Weg unter sich. Die Umgebung drehte sich plötzlich vor ihren Augen. Candryi, die hinter sich ein Röcheln hörte, wandte sich um und sah Sleve ins Gras fallen. "Halt an, Ahiraquae", rief sie. "Sleve ist gestürzt!" Schnell sprang sie ab und lief zu Sleve hin. Das Mädchen fühlte sich eiskalt an. Ihr Gesicht war blass, und die Lippen bewegten sich schnell wie in einem stummen Zwiegespräch.

Ahiraquae kniete sich neben sie. Ein Streifen Mondlicht wanderte über Sleves Gesicht. Sie atmete stoßweise, ihre Hände fuhren unruhig hin und her. Die Augenlider flatterten. "Sleve, komm zu Dir", sagte Candryi beschwörend. Sie bettete ihren Kopf tiefer und schlug ihr ein paar Mal recht kräftig auf die Wangen. Sleve öffnete die Augen und sah Candryi starr an. "Ja", flüsterte sie. "Ich bin wach. Mir ist kalt." Die Worte kamen abgehackt aus ihrem Mund. Als sie sich hinsetzte, wurden ihre Augen auf einmal groß und weit. In hilfloser Not tasteten ihre Hände nach Candryi.

"Meine Augen", wimmerte sie. "Ich sehe alles ... es ist so unklar ..."

"Was ist mit Deinen Augen?" fragte Ahiraquae. Gelähmt vor Schreck saß Sleve da.

Meine Augen sind manchmal - nicht in Ordnung", erwiderte sie nach einer geraumen Weile. "Ich sah alles verschwommen. Aber jetzt ist es wieder vorbei."

Sleve, wir müssen weiter", sagte Candryi eindringlich und blickte dem Mädchen besorgt ins Gesicht. "Kannst Du weiterreiten?"

Sleve nickte. Sie erhob sich mühsam und klopfte sich den Staub ab.

"Ich muss ja weiter", antwortete sie. "Und ihr könnt mich nicht einfach hier lassen."

"Daran haben wir auch nie gedacht, Sleve", rief Candryi überrascht.

"Du nicht", entgegnete Sleve. "Aber sie." Sie wies mit der Hand auf Ahiraquae. "Sie würde das tun."

"Unsinn", sagte Ahiraquae. "Am besten, Du reitest jetzt zwischen uns, Sleve."

Brusk drehte sie sich um und ging zu ihrem Pferd. Als sie oben saß, riss sie das Tier mit ungewohnter Grobheit am Zügel herum und ritt dann, kaum dass die anderen beiden Frauen im Sattel saßen, so schnell es ging los.

Candryi hielt sich dicht hinter Sleve. Hin und wieder tauchten zwischen den mit Gras bewachsenen Hügeln die Konturen kleiner, geduckter Häuser auf. Die Frauen vermieden es, zu nahe an den Dörfern vorbeizureiten. Das dünne Mondlicht fiel auf die mageren, sturmzerzausten Bäume und auf die halbverfallenen, windschiefen Zäune der verwahrlosten, ehemaligen Viehweiden. Schemenhaft erkannte Candryi die Reste einer alten Hütte, deren Dach anscheinend von dem letzten Sturm endgültig abgedeckt worden war. In der Nähe hörten sie Tiere blöken, ein Hund bellte kurz auf. Als Candryi sich umdrehte, war die Hütte bereits wieder in der Dunkelheit verschwunden.

Sleve versuchte, gerade zu sitzen. Vor ihren Augen flirrte es. Sie lachte an Tora und sein entgeistertes, weinübergossenes Gesicht. Herz und Magen krampften sich in ihr zusammen. Seitdem er begonnen hatte, sie mit seinen Blicken zu verfolgen, war dieser Abcheu in ihr gewachsen. Damals waren sie beide noch Kinder gewesen. Der Ausdruck in seinen Augen passte überhaupt nicht zu seinem dünnen Kinderkörper. Immer wenn er Sleve sah, blickte er sie so an - mit einem etwas verächtlichen, habgierigen, wissenden Blick.

Und dann wurde Sleve älter, und irgendwann einmal wusste sie, was dieser Ausdruck bedeutet hatte. Sie begriff, dass Tora bereits seit Jahren, seit einer Zeit, in der Sleve noch längst nicht imstande war, gewisse Ereignisse in ihrer Umgebung mit ihrem jungen Verstand zu begreifen, bereits eine feste Vorstellung in seinem Knabengehirn mit sich herumgetragen hatte: nämlich, dass dieses kleine Mädchen ihm später einmal gehören würde und dass es keine Möglichkeit haben würde, sich dagegen zu wehren. An dem Tag, als Sleve das merkte, gefror sie innerlich vor Angst und Zorn. Tora sah inzwischen gar nicht mehr kindlich und knabenhafte aus, sondern überragte sie um Haupteslänge. Er passte in die Rüstung seines älteren Bruders und bekam bei Festen einen Platz an dem großen Holztisch in der Halle eingeräumt, von dem aus er Sleve beobachtete, wie sie die Gäste bediente. Der Zustand zermürbte Sleve, je länger er dauerte. Sie hasste Tora für seine Sicherheit, dass er sie bekommen würde, dafür, dass er in ihr noch nachträglich die wenigen Jahre ihrer Kindheit beschmutzt und wertlos erscheinen ließ: sie war schon damals ein Spielzeug gewesen. Sleve schwor sich, dass Tora dieses Spielzeug nicht bekommen würde. Sie wusste, dass sie verrückt war. Die Tatsache, dass sie sich einbildete, ihrem Schicksal zu entgehen, war für sie selbst nur ein weiterer Beweis. Sie hasste sich, weil sie Sachen nicht mochte, die alle anderen lustig fanden. Sie bekam keine Geschenke von den Gästen, und die anderen Dienerinnen lachten sie aus und zeigten ihr kichernd vor Freude die kleinen, glitzernden Sachen, die sie erhalten hatten - Schmuckstücke, Döschen, Münzen. Es sei ihr Gesicht, sagten sie. Ihr Gesicht würde allen die Laune verderben. Ob sie hier immer Dienerin bleiben wollte! Sleve sank zusammen. Sollte sie ihnen sagen, dass sie sich lieber umbringen wollte als mit Tora mitzugehen? Was war sie doch für ein dummes Mädchen. Sie fühlte sich zerstört, bevor sie überhaupt begonnen hatte zu leben. Ein hergelaufenes Kind, das keine Eltern hatte, keine Vergangenheit, keine Herkunft - wie kam sie überhaupt dazu, Wünsche für die Zukunft zu haben?

Und nun war sie hier. Ihr Blick schweifte umher. Der Himmel war bedeckt mit großen, schmutzigbraunen Wolken. Steil ansteigende Hügel wechselten mit tiefen, mit Bäumen und Dickicht bewachsenen Tälern ab.

Das Flimmern vor Slevs Augen verstärkte sich. Sie erinnerte sich, dass sie es schon als Kind manchmal gehabt hatte. Sie hatte damals eine Menge dummer Sachen geredet. Deshalb hatten sie auch zu ihr gesagt, dass sie verrückt wäre. Dann hatte sie angefangen zu schweigen. Doch die Gedanken blieben. Die Träume. Das Nie-Erwachen. Sie fürchtete sich vor Ahiraquae. Diese Frau würde sie bestimmt einfach zurücklassen, wenn Candryi nicht dabei war. Als sie in einem Tal nach einem schmalen, ausgetretenen Waldpfad auf eine kleine Wiese stießen, machte Ahiraquae überraschend den Vorschlag, eine Pause einzulegen. Sie packte den Proviantbeutel aus, in dem sich auch noch ein paar Hände voll Brot und alter Äpfel für die Pferde fanden. Mühsam würgte Slev einen Brocken Käse und Brot herunter. Sie warf einen Blick auf ihre schlammverkrusteten Stiefel und Hosen und versuchte, sich mit dem Zipfel ihres Umhangs notdürftig den Staub aus ihrem verschmierten Gesicht zu wischen.

Candryi, die ihr dabei zusah, lächelte. Sie hatte ihren Umhang ins Gras geworfen, und die Rüstung schimmerte in der Dunkelheit. Die langen, blonden Haare wirkten fast grau vor Staub und Schmutz.

"Ich bin gleich wieder da."

Ehe die beiden antworten konnten, glitt sie fast geräuschlos in die Schatten der dichten Bäume. Ein leises Knacken, dann war Stille.

Seufzend streckte Ahiraquae die Beine aus. Sie vermied es, Slevs Blick zu begegnen, und das Mädchen begann, sorgfältig den Rest des Proviantes wieder einzupacken. Ein drückendes Schweigen lag zwischen ihnen.

Ahiraquae nahm ihr Schwert und fuhr behutsam mit den Fingerspitzen über die scharfe Schneide. Slev blickte auf den großen, kristallklaren Stein am Schwertgriff. Er verbreitete trotz der Dunkelheit einen kühlen Schein, und sein klares Licht spiegelte sich in Ahiraquae's Gesicht wider und gab ihm einen schwachen, eisfarbenen Schimmer.

Plötzlich ließ Ahiraquae das Schwert sinken. Ihr Körper spannte sich. Angestrengt horchte sie in die Nacht hinein. "Hast Du etwas gehört?" fragte Slev ängstlich. "Ja." Ahiraquae erhob sich. "Ich bin - ich bin nicht sicher. Ich werde nachsehen."

Slev schluckte. Ihre Kehle war zugeschnürt.

"Ich bin gleich wieder da", sagte Ahiraquae beschwichtigend. "Bleib hier sitzen und verhalte Dich ruhig."

Sie winkte dem Mädchen, das sie mit angstvoll aufgerissenen Augen anblickte, beruhigend mit der Hand zu und tastete sich langsam in den Wald hinein. Es war so dunkel, dass sie kaum die Hand vor Augen erkennen konnte. Vorsichtig schob sie sich zwischen den Baumstämmen hindurch, bis sie ein Schimmern sah. Sie stieß einen leisen Pfiff aus. Candryi lehnte an einen Baumstamm.

"Ahiraquae", rief sie gedämpft. Mit wenigen Schritten war Ahiraquae neben ihr.

"Ich habe etwas gehört", flüsterte sie.

"Es war ein Tier. Ich habe es wohl erschreckt." Candryi fasste nach Ahiraquae's Arm.

"Ich habe nachgedacht", sagte sie halblaut. "Bist Du sicher, dass der Stein in Kalas ist?"

Ahiraquae nickte. "Er ist dort. Ich weiß es." "Ahiraquae, was tust Du eigentlich in Kalas?"

Ahiraquae schwieg. Ihr müdes, blasses Gesicht sah mager aus. "Was ist zu Hause los?" rief Candryi mit unterdrückter Stimme. "Ahiraquae, ist etwas passiert? Was ist mit unserem Land?" "Es ist nichts passiert", antwortete Ahiraquae. "Beruhige Dich." Sie wischte Candryis forschendem Blick aus.

"Ahiraquae, ich vertraue Dir. Wenn Du mir sagst, dass in Helos alles in Ordnung ist, dann glaube ich das." Ahiraquae fröstelte.

"Lass uns zurückgehen", sagte sie. "Slev ängstigt sich." "Einen Moment noch, Ahiraquae", Candryi hielt sie weiter am Arm fest.

"Wirst Du in Kalas bleiben, wenn wir den Stein gefunden haben?" "Nein, ich gehe mit Dir nach Helos zurück. Ich werde erwartet." Ihre Stimme klang gequält, und sie zog ihren Arm fort. "Komm, wir müssen gehen."

Candryi folgte ihr schweigend. Es hatte wenig Zweck, weiter in Ahiraquae zu dringen. Offenbar wollte sie Candryi nicht ins Vertrauen ziehen. Vielleicht lag es an dem gespannten Verhältnis zwischen den beiden Stämmen. Candryi wusste genau, dass sie es den Shoragan zu verdanken hatte, dass der Schiedsspruch für ihr Vergehen Athea übertragen wurde - ausgerechnet Athea, der Hohepriesterin des Tempels, in dem alles passiert war! Wieder einmal war es eine Radna gewesen, die Aufsehen erregte - als ob die Radna nicht schon genug Unheil angerichtet hätten! Selbst jetzt, nach zwanzig Jahren, konnten die anderen Stämme nicht begreifen, wie es möglich gewesen war, dass der Araquin am helllichten Tag aus dem Kalen-Tempel gestohlen werden konnte, ohne dass eine der Priesterinnen auch nur das geringste davon bemerkte. Natürlich gab es keine offenen Vorwürfe - die Radna waren selbst am meisten betroffen von dem Verlust des Steines, unter dem sie ihre Töchter geweiht hatten und der das Wahrzeichen ihres Stammes war, oder sogar mehr als das - das Symbol der Radna schlechthin. Zwei Priesterinnen vergifteten sich einige Wochen, nachdem der Diebstahl passiert war. Candryi versuchte, an etwas anderes zu denken. Es war so quälend, an das zu denken, was früher geschehen war.

Sie hatten jetzt die Wiese erreicht, und das Mondlicht brach gerade für einen kurzen Augenblick zwischen den Wolken hindurch. Es wanderte sacht über die niedrigen Büsche und das kurze Gras, beschien für einen Moment die gedrungenen Pferdegestalten und erlosch dann unvermittelt. "Wo ist Sleve?" flüsterte Ahiraquae.

Candryi stieß sie beiseite und rannte auf die Wiese. Ihr Blick fiel auf die zwei Pferde, die ihr aufgeregt entgegenschnaubten.

"Sie ist fort!" keuchte sie. "Ihr Pferd ist weg! Da!" Sie wies auf die Stelle, wo sie vorhin gesessen hatten. "Und der Proviant fehlt!"

"Sie ist verrückt", sagte Ahiraquae mit müder Stimme und hob die Reitdecke auf.

Candryi stapfte wütend hin und her.

"Wenn ich dieses Mädchen erwische", murmelte sie dabei. "Sie kann nicht weit sein. Komm, wir beeilen uns!" "Ich hätte große Lust, sie hier ihrem Schicksal zu überlassen!" "Ist das Dein Ernst?" Ahiraquae warf die Reitdecke über den Pferderücken und sprang mit einem Satz auf.

"Natürlich nicht!" Candryi hackte mit dem Stiefelabsatz ins Gras, dass die Erdbrocken hoch spritzten. "Aber das kann uns das Leben kosten. So eine kleine Kröte!"

An die nyianis Boadicea, Tehuan

Verehrte,

ich schreibe Dir in großer Sorge. Keine unserer Kundschafterinnen ist bis jetzt zurückgekehrt. Ich schicke Dir meine Schwester Ahiraquae, die Dich bitten will, sie aus ihrer Waffenpflicht zu entlassen. Höre Dir an, was sie zu sagen hat. Ich bin todunglücklich darüber, meine Schwester in dieser Zeit aus Helos fortgehen zu lassen, doch ich kann ihr die Erfüllung ihres Wunsches nicht versagen. Ich bin sicher, dass Ahiraquae recht hat (ich habe schon seit Jahren damit gerechnet, dass sie zu diesem Punkt gelangt), sie ist diejenige von uns, die die Kraft hat, eine solche Entscheidung, wie sie auf uns zukommen wird, zu tragen. Ich bin froh, dass ich es nicht übernehmen muss. Ich bitte Dich also, sie gehen zu lassen.

Hier in Kashra sind die Frauen sehr unzufrieden. Die Angriffe nehmen überhand. Auch sind wieder kleinere Diebstähle und Übergriffe von reisenden Händlern aus Kalas vorgekommen. Die Shoragan mussten das Yirames-Fasten unterbrechen, da die Thigune, unter denen ein schlimmes Fieber ausgebrochen ist, dringend Hilfe bei der Arbeit bei den Herden benötigten.

Iven, die schon die ganzen letzten Monate sehr anfällig war, ist sehr krank - ich glaube nicht, dass sie noch einmal mit den Herden mitziehen kann.

Samath bleibt hier in Kashra. Sie ist ein liebes, sehr wildes Mädchen, nach wie vor mein Augenstern, und brennt darauf, ab dem nächsten Jahr mit den älteren Mädchen zusammen üben zu dürfen. Verehrte, lass mich hier meinen betrüblichen Bericht schließen. Wir sehen uns bei der großen Ratssitzung im nächsten Mond Dequn wieder - sofern die Göttin es uns erlaubt. Ihren Segen für Dich und alle anhara! Es grüßt Dich, Verehrte, die nyianis Tomyris Kashra, im dritten Mond Shalan,
Eintausendachthundertachtundzwanzig.

"Hier könnten sie gewesen sein." Flüchtig blickte sich Meriem auf der Lichtung um. Der anhaltende Regen hatte den Waldboden in einen schlammigen Morast verwandelt. Er prasselte mit einem eintönigen Geräusch auf das dichte Laub der Bäume und fiel dann in kleinen Sturzbächen durch das Unterholz auf die lehmige, aufgeweichte Erde. Es regnete seit dem frühen Morgen. Wenn die Frauen wirklich hier gewesen waren, so hatte der Regen ihre Spuren so gründlich verwischt, als seien sie nie über diese Lichtung geritten.

"Dieser verdammte Regen! Jetzt haben wir ihre Spur endgültig verloren!" Ira Loen wischte sich mit der Hand über das nasse Gesicht. Sein Umhang war schwer von Feuchtigkeit, und aus seinen langen Haaren rannen die Regentropfen in kleinen Bahnen Gesicht und Nacken hinab. "Diese Frauen haben mehr Glück als Verstand!" setzte er hinzu.

Meriem sah ihn mit schiefem Lächeln an. "Da bin ich mir nicht sicher", erwiderte er. Ira zog eine verknitterte, vielfach gefaltete Karte aus der Satteltasche hervor und studierte sie.

"Sie werden den kürzesten Weg nach Kalas nehmen und die Dörfer meiden", sagte er. "Trotzdem sollten wir hin und wieder in den Dörfern nachfragen. Sie brauchen ja schließlich Proviant." Meriem nickte abwesend. Der Schock von gestern saß immer noch tief in ihm. Ohne viel zu sagen, folgte er Ira. Dieser jedoch war sehr gesprächig. Vor allem die beiden Frauen beschäftigten seine Gedanken über alle Maßen, und er malte sich bereits in den farbigsten Bildern aus, wie schlecht es ihnen gehen würde, wenn sie sie eingefangen hatten.

"Die kleine Dienerin bringen wir Eurem Bruder", sagte er fröhlich und schnalzte mit der Zunge. "Und die andere ..." "Ich bin nicht auf Brautschau", fuhr Meriem ihn plötzlich an. "Die andere erledige ich damit!" Er schlug mit der Hand kräftig auf seinen Schwertknauf.

"Hoppla", sagte Ira Loen. "Man wird doch mal einen Witz machen dürfen ..." Er sah Meriem beleidigt von der Seite an. "Ich bin nicht zu Spaßen aufgelegt", raunzte Meriem zurück. "Diese Frau hat einen Mann auf dem Gewissen. Darum geht es." Ira Loen blieb die Antwort im Halse stecken. Er murmelte etwas vor sich hin und trieb sein Pferd zu größerer Eile an. Der Feldweg, dem sie folgten, führte geradewegs in ein kleines Dorf hinein. Die Dorfstraße war überflutet. Große Schmutzlachen, über die notdürftig ein paar Holzbohlen gelegt worden waren, bedeckten den Weg. Die Pferde versanken knöcheltief im Schlamm. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur ein Hund schoss plötzlich aufgeschreckt aus einer angelehnten Stalltür und rannte ihnen laut kläffend nach. Das Dorf bot einen so trostlosen Anblick, dass Meriem erleichtert aufatmete, als sie wieder Felder vor sich hatten.

Die Pferde, die auf dem nassen, schweren Boden nicht so schnell laufen wollten, verfielen in einen gemächlichen Trott. Meriem ließ den Kopf hängen. Die langsame Gangart machte ihn schlaftrig.

Er dachte an Tora, und ein Teil seines alten Zorns kehrte zurück. Er musste dieses Mädchen finden. Die Amaza sollte es ihm büßen, dass sie den Lord auf dem Gewissen hatte. Und was Janas, diesen schmalen, bleichgesichtigen Ritter betraf - nun, das stand auf einem anderen Blatt.

Der Gedanke, dass Janas sie alle an der Nase herumgeführt hatte, ärgerte Meriem weniger als die Tatsache, dass er diesen Ritter eigentlich sehr sympathisch gefunden hatte. Auch jetzt

noch konnte er nicht umhin festzustellen, dass er ein nettes Bürschchen war. Aber den Leuten aus Kalas war eben nicht zu trauen. Sie waren wie ihr König, der sich seit Jahren beharrlich weigerte, Waffenhilfe gegen die Amaza zu leisten. Außerdem war bekannt, dass die Frauen aus Helos an seinem Hof aus- und eingingen. Den Berichten zufolge waren noch längst nicht alle Tempel in Kalas zerstört. Gott allein mochte wissen, wie viele Leute in Kalas noch dem alten Glauben nachhingen. Kein Wunder, dass sie keinen Krieg gegen die Amaza führen wollten, wenn sie die gleiche Religion hatten. Es war sehr bedauerlich, dass die kalasenischen Ritter stets auf Seiten von Helos standen, denn sie waren ausgezeichnete Kämpfer. Das Gerücht ging um, dass sie ihren Rittereid nicht auf den König, sondern auf die verstorbene Königin Uras ablegten. Fragen danach wichen sie geschickt aus und erklärten lediglich, der Eid gelte für ihr Land, für Kalas. Das Wort Kalas bedeutete aber in ihrer Sprache sowohl "Kleinod" als auch die alte Form von "Herrin".

"Meriem!" Er schreckte hoch, als der Hauptmann ihn an der Schulter rüttelte. Der Regen hatte nachgelassen. Vor ihren Augen breitete sich weites, hügeliges Land aus. Unweit erhoben sich aus dem regnerischen Grau die verwaschenen Türme einer Stadtmauer. Nach kurzem Überlegen entschlossen sie sich, in die Stadt hineinzureiten und Nachforschungen nach den dreien anzustellen. Doch wie schon zu erwarten, hatte niemand die beiden Frauen und Janas gesehen. Meriem wäre am liebsten aus der Haut gefahren. Als sie an einem Gasthof hielten, um die Pferde zu füttern, sagte er: "Es ist zum Verzweifeln. Es kommt mir fast vor, als würden wir Gespenster jagen."

Am Nachmittag regnete es nur noch wenig. Auf den Feldern arbeiteten Bauern. Pferdegespanne rumpelten über die lehmigen Wege, und ab und zu begegnete den beiden Reitern eine niedergedrückte Bauerngestalt, die sich mit gebeugtem Rücken an den Pferden vorbeischob. Meriem wusste nicht, was ihn mehr ärgerte, die Ärmlichkeit oder die Unterwürfigkeit der Leute. Messam war Selems reichste Grafschaft, doch die Bauern erschienen ihm noch ärmlicher als in Kihan. Er wusste, dass Tjorn von Messam in seiner Grafschaft gefürchtet war, und soweit er Ira Loen, seinen Hauptmann, beobachten konnte, war die Furcht der Bauern berechtigt. Er preschte die schmalen Feldwege entlang, dass der Schmutz hoch aufspritzte, und die erschrockenen Bauern, die sich an den Ackerrand gedrückt hatten, blieben verdreckt zurück. Trotzdem fanden sie noch die Zeit, einen scheuen Gruß zu murmeln, den Ira Loen mit verächtlichem Schnauben beantwortete. "Bauern!" murmelte er. "Gesindel!"

Als sie einen kleinen See erreichten, über den eine schmale, wackelige Holzbrücke führte, sahen sie am anderen Ende der Brücke eine Frau. Sie hockte am Wegrand im Gras und kramte in einem großen Strohkorb. Entweder bemerkte sie die beiden Reiter vor lauter Versunkenheit nicht, oder sie zog es vor, nicht hochzublicken, das blieb Meriem verborgen. Emsig beschäftigte sie sich mit dem Inhalt des Korbes. Es waren Äpfel, die sie einzeln betrachtete und auf ihren ausgebreiteten Rock legte.

Ira Loen ritt an der Frau vorbei, doch als er schon einige Meter entfernt war, fiel ihm plötzlich etwas ein. Er ritt langsam zurück und hielt vor ihr an. Nach einer Weile blickte sie hoch. Sie war noch jung, keine zwanzig Jahre, und eine flüchtige Röte überzog ihr Gesicht, als sie der Reiter gewahr wurde.

"Steh auf!" herrschte Ira Loen sie an. Die Frau zögerte. Sie raffte mit der Hand ihren Rock mit den Äpfeln zusammen und blickte unschlüssig zwischen den beiden Männern hin und her. "Verdammtes Weib!" Ira ritt auf die Frau los, die dicht vor den Pferdehufen saß. Sie schrie entsetzt auf und sprang stolpernd hoch. Die Äpfel kullerten auf den Ackerboden und rollten den Uferabhang hinunter. Ira Loen sprang vom Pferd und packte sie am Arm.

"Ich werde Dir beibringen, andere Leute zu grüßen", schrie er. Er schlug der Frau, die ihm knapp bis zu den Schultern reichte, so fest ins Gesicht, dass sie nach hinten stürzte. Noch ehe sie sich wieder aufrichten konnte, packte er den Strohkorb und warf ihn weit über die Seeböschung hinab. Er platschte ins Wasser und kippte um, die Äpfel versanken gluckernd

im See. Weitauslaufende Ringe bildeten sich auf der Wasseroberfläche. Der Strohkorb trudelte verloren im Kreis herum.

Die junge Frau kauerte auf der Erde und starre mit fassungslosen Augen auf den See hinab. Ihre rechte Gesichtshälfte war brennend rot und angeschwollen. Sie beachtete Ira Loen, der sich wieder auf sein Pferd schwang, überhaupt nicht mehr. Ihr Gesicht wirkte trotz der Röte tot und leer. Als sie den Kopf drehte und Meriem anblickte, wandte er sich schnell ab und ritt los. Die dumpfe Anklage in ihrem Blick, die unausgesprochene Bitte um Hilfe, schnürten ihm die Kehle zu. Wortlos ritt er hinter Ira Loen her, und nach einer Weile drehte er sich vorsichtig um und sah zurück. Die Frau saß noch immer in der gleichen Haltung, wie sie sie verlassen hatten, auf dem Feld und hatte den Kopf dem See zugewandt. Meriem schüttelte sich und zwang seine Gedanken gewaltsam in eine andere Richtung. Das fehlte noch, dass er anfing, sich über eine abgerissene Bäuerin Gedanken zu machen. Was ging ihn Ira Loens Benehmen an? Dieser äußerte sich nicht zu dem Geschehnis. Er pfiff fröhlich vor sich hin, als sei nichts gewesen.

In den späten Nachmittagsstunden kamen sie zu einem kleinen, dämmrigen Waldstück. Es begann bereits zu dunkeln. Ein modriger Geruch stieg aus dem Unterholz empor, und an den Bäumen hing ein feuchter Nebel. Trotz des vielen Regens wirkte das Grün der Bäume und Sträucher eigenartig farblos. An den alten Stämmen war die Rinde vielfach geborsten und abgeblättert und zeigte morschtes, totes Holz. Meriem fühlte sich ungemütlich. Eine beklemmende, leblose Atmosphäre umgab sie. Meriems Augen suchten Licht und das helle Grün der Felder zwischen den Bäumen, aber sein Blick verfing sich in dem dichten Nebel, der sich wie ein dickes Gespinst von Stamm zu Stamm zog.

Plötzlich stellte Ira Loen sein Pfeifen ein. Er drehte sich zu Meriem um und deutete, den Finger auf den Lippen, in den Wald hinein. Meriem erschrak zutiefst. Hinter dem Nebel wogte ein dunkler Schatten. Ein Geräusch drang zu ihnen, das Meriem auf einmal als dumpfen Hufton erkannte. Aus dem Nebel schälte sich langsam die Gestalt eines Reiters heraus, der ruckartig sein Pferd verhielt, als er der beiden ansichtig wurde. Wie eine blasser, geisterhafte Erscheinung stand er zwischen den starren Bäumen und blickte zu ihnen herüber. Ira Loen hob gerade die Hände zum Mund, um ihn anzurufen, als der fremde Reiter sein Pferd herumriss und, wie von Entsetzen geschüttelt, davonjagte.

In Sekundenschnelle folgte ihm Ira. Meriem zögerte. Er ritt langsam hinterher, während Ira Loen in dem dichten Nebel untertauchte und nur mehr ein ferner Schatten wurde. Meriem hörte ersticktes Rufen und Schreien, und in der Annahme, Ira sei in Schwierigkeiten geraten, beeilte er sich nun doch, ihm nachzukommen. Aber als er die beiden erreichte, standen die Pferde gelassen und friedlich nebeneinander. Ira Loen hatte die Zügel des fremden Tieres gepackt. Der Reiter wandte ruhig den Kopf herum, als Meriem sich näherte.

Er streifte mit der Hand die Kapuze herunter und sagte mit matter Stimme:

"Ihr kommt wie eine Leiche aus dem Nebel, Meriem. Mit Euch wird es auch nicht mehr lange dauern." Meriem starre auf Sleve wie auf ein Gespenst.

Ihre braunen Augen lagen tief in den Höhlen. Die langen Haare, die er immer nur in ordentliche Zöpfe gebunden kannte, hingen verkrustet und wirr um ihren Kopf. Ihr Gesicht war grau und abwesend, und sie erwiderte seinen Blick mit einem eingefrorenen Lächeln. Sie saß still auf dem Pferd, in einer ruhigen, apathischen Haltung, wie eine erschöpfte, ausgelaufene Hülle. "Wo kommst Du her? Wo sind die anderen?" würgte Meriem hervor. Sleve erschien ihm wie der wandelnde Tod, und sie passte so haargenau in diesen sterbenden, lautlosen Wald, dass ihn schauderte.

"Es ist die Dienerin", sagte er zu Ira Loen. "Sleve. Wir haben unglaubliches Glück." Ira Loen stierte Sleve an.

"Die habe ich mir ganz anders vorgestellt", sagte er und lachte lauthals. "So etwas Hässliches. Egal, Dein Bruder wird sich freuen, wenn wir sie zurückbringen."

In Sleves Gesicht erschien ein erstaunlich zynisches Lächeln. "Wer seid Ihr?" fragte sie. "Ich fürchte mich vor Euch. Ihr habt nämlich keinen Kopf." Ira Loens Lachen erstarb.

"Wie meinst Du das?" fragte er eisig. Sleve kicherte. Ihr Körper schüttelte sich vor innerlichem Lachen über etwas, dessen Komik nur sie alleine kannte. Ira Loen holte aus, aber Meriem fiel ihm in den Arm.

"Sie ist verrückt, Ira", sagte er leise. "So wird sie uns nie Auskunft geben. Wir müssen erfahren, was die anderen beiden vorhaben."

Er musterte das kichernde Mädchen, dem die Tränen über die Wangen liefen. Es war jetzt fast dunkel. Sleves Gesicht hob sich bleich von dem Schwarz ihres Umhangs ab. Ihre Augen leuchteten in einem hellen Feuer.

"Sleve", sagte er, bemüht, seiner Stimme einen freundlichen Klang zu geben, "Sleve, es passiert Dir nichts, Du musst uns alles erzählen. Ich verspreche Dir, dass Dir kein Leid geschieht. Wo sind die anderen? Janas und die Amaza?" Das Lächeln verschwand aus Sleves Gesicht. "Ich weiß es nicht", erwiederte sie mit verblüffender Sanftheit. "Was machst Du hier alleine?" fragte Ira.

"Ich bin alleine." Sleve bedeckte die Augen mit der Hand. Von einem Augenblick zum nächsten brach sie zusammen. Ihr Körper fiel in sich zusammen wie ein bröselndes Wrack. Die Hände glitten, hilflos und schwach nach Halt suchend, den Pferdeleib entlang, und sie sank seitwärts aus dem Sattel, noch ehe sie Meriem auffangen konnte.

"Der Stein", murmelte sie im Fallen, "es sind die Augen! Wie dumm von euch, wie dumm ihr seid!"

"Es ist vergebens." Candryi rieb sich die Schulter. "Sie ist nicht mehr in der Gegend. Du begibst Dich in unnötige Gefahr, Ahiraquae."

Ahiraquae verzog das Gesicht.

"Möglich", erwiederte sie. "Ich gehe trotzdem." Candryi seufzte. Sie hatte das Gefühl, gegen eine Mauer anzusprechen. "Ich glaube, dass sie versuchen wird, auf schnellstem Weg nach Kalas zu kommen. Wenn sie noch hier wäre, hätten wir sie in den letzten zwei Tagen finden müssen."

"Und der Regen? Sie kann sich verirrt haben. Es kann ihr etwas zugestoßen sein. Ruhe Dich solange aus, bis ich wieder zurück bin."

Ohne Candryis Antwort abzuwarten, verschwand sie zwischen den Hügeln.

Candryi setzte sich erschöpft mit dem Rücken gegen einen Baumstamm. Die Augen fielen ihr vor Müdigkeit fast zu. Nachdenklich betrachtete sie die kleinen, versteckt zwischen den Büschen wachsenden Blumen. Sie erinnerten sie an die vielfarbigen Maribis-Blüten, die die Wege des alten Hekate-Tempels überwucherten. Der Araquin. Wieder schob Candryi den Gedanken beiseite. Sie schloss die Augen. Jetzt, wo sie ruhig dasaß, merkte sie erst, wie weh ihr alles tat. Die wundgeriebenen Stellen an den Schultern und am Rücken brannten, als sie sich bewegte und die Beine ausstreckte. Das harte Metall der Rüstung scheuerte schmerhaft an den Knochen. Sie hatte den großen Wunsch, die verdreckten Schnürstiefel auszuziehen und ihre geschundenen Füße zu massieren.

Schlaf musste eine Wohltat sein. Ebenso ein Bad. Candryi merkte, wie ihr Kopf zur Seite nickte, aber sie war zu müde, um dem Wunsch nach Schlaf noch länger widerstehen zu können. Maribis-Blüten. Die weite Ebene vor dem Tempel war übersät in tausend Farben. *Der Araquin ist so klein, dass er von zwei Händen bedeckt werden kann.* Hässlicher, rauer Stein. Mein Traum, Athea. Glaubst Du, dass ich tot bin? Hast Du mir verziehen? Aber ich fürchte, dass ich den Stein nicht tragen kann. Es ist so, wie Du gesagt hast, Athea. Das Fleisch an meinen Händen brennt. *Eine feurige Flamme, die nicht erlischt. Der Araquin ist kein Geröll, das sich einfach aufheben und forttragen lässt - nicht nach einer so langen Zeit. Er lebt, Candryi. Vergiss das nicht.* Wach auf. *Du bist nicht allein, Candryi.* Stimmen. Sieh Dich um. Wach auf. Schweißgebadet fuhr Candryi hoch.

Stimmen, Pferde. Drei Männer führten gerade ihre Pferde auf die Wiese. Blitzschnell sprang Candryi auf und zog ihren Umhang fest um sich. Ihre Hand tastete nach dem Schwert. Die drei waren, der Kleidung nach, Soldaten. Als sie Candryi erblickten, blieben sie verblüfft stehen. Der eine, ein verwahrlost aussehender Mann, dessen Lederweste so zerrissen war, dass sie nur noch aus Fetzen bestand, ließ die Zügel seines Pferdes fallen und näherte sich Candryi. Sein Blick glitt über ihre langen, blonden Haare und den dunklen Umhang. Er glotzte einen Moment lang auf Candryis Stiefel und spuckte dann einen schmutzigbraunen Strahl Tabak direkt zwischen ihre Füße.

"Wen haben wir denn da?" fragte er mit heiserer, röchelnder Stimme. Candryi blickte die Wiese entlang. Die anderen beiden Soldaten hatten sich genau zwischen sie und ihr Pferd postiert. "Was wollt Ihr von mir?" fragte sie. "Verschwindet und lasst mich in Ruhe!" Der Soldat stieß ein hohes, kläffendes Lachen aus. "Nein, mein Vögelchen", kicherte er und griff mit der Hand nach Candryis Haaren. Mit einem schrillen Aufschrei fuhr er zurück. Er starrte Candryi mit hervorquellenden, ungläubigen Augen an und taumelte dann, die Hand an die Schulter gepresst, nach hinten. Zwischen seinen Fingern sickerte Blut hervor. "Miststück!" knirschte er und blickte auf das blitzende Schwert in Candryis Hand, "Warte, Du Dirne!"

Mit schmerzverzerrtem Gesicht griff er an die Seite, um sein Schwert zu ziehen, aber Candryi kam ihm zuvor. Sie sprang nach vorne und rammte die Spitze ihres Schwertes in seine Brust. Lautlos stürzte er zu Boden. Als Candryi das Schwert zurückzog, schoss das Blut mit einem gurgelnden Geräusch aus der Wunde. Das Gras färbte sich tiefrot. Die beiden anderen Soldaten hatten dem Schauspiel mit offenem Mund zugesehen. Noch ehe sie aus ihrer Erstarrung erwachten, stand Candryi bereits vor ihnen. Sie riss den einen Soldaten einige Meter fort und drehte ihm den Arm auf den Rücken. Er verzerrte gequält das Gesicht, als er Candryis Schwert an seinem Hals spürte.

"Wurf die Waffe weg!" fuhr sie den anderen Mann an. "Ich schneide ihm sonst die Kehle durch!" Sie drückte das Schwert gegen die angespannten Halsmuskeln des Mannes. Er japste laut auf und stierte mit Todesangst im Gesicht seinen Kameraden an. Dieser stand eine Weile regungslos da. Candryi betrachtete ihn interessiert. Der untere Teil seines Gesichts war mit wilden Bartstoppeln bedeckt. Eine breite, rote Narbe zog sich von der Schläfe bis zur Backe hin. Er sah genauso heruntergekommen aus wie die anderen beiden. Auf dem Kopf saß der Rest eines alten Helmes, bei dem die Seiten- und Nackenklappen fehlten. Einige Male öffnete er einen fast zahnlosen Mund, brachte aber keinen Ton heraus. Schließlich tastete er blindlings, ohne die Augen von Candryi zu lassen, nach seinem Schwert. "Töte ihn nicht!" bat er.

Candryi wies mit dem Kopf nach links. Er warf das Schwert weg und stand mit hängenden Armen da.

"Geh dorthin zum Waldrand!" sagte Candryi barsch. "Aber beeile Dich!" Als der Soldat zögerte, fuhr Candryi mit der Schwertschneide langsam am Hals seines armen Waffenbruders entlang. Winzige Blutstropfen rannen herab. Der Soldat drehte sich wortlos um und ging mit hölzernen Schritten zum Waldrand. Er blickte sich einige Male um, aber Candryi bedeutete ihm, dass es noch nicht weit genug war.

"Es ist besser für Deinen Kameraden, wenn Du dort bleibst", schrie sie ihm nach und schleppete den Mann zu ihrem Pferd.

Als sie dicht danebenstand, stieß sie ihn plötzlich weg, so dass er stolperte, und versetzte ihm einen tiefen Hieb in den Oberschenkel. Der andere Soldat rannte laut schreiend vor Zorn über die Wiese, genau vor Ahiraquaes Pferd, das gerade aus dem Waldweg herausgaloppierte. Sie wich aus und gab dem Mann vom Pferd aus einen derben Schlag gegen den Kopf, so dass er hinfiel. Als er keuchend wieder hochkam, war von den beiden Frauen nichts mehr zu sehen. Eine Staubwolke stand über der Stelle, wo Candryi losgeritten war. Fluchend hinkte der Soldat zu seinem Schwert und hob es auf. Seine Augen schielten zu

dem toten Körper hinüber, der in einer großen Lache Blut lag. "Vögelchen", murmelte er. "Das hat er nun davon." "Was waren das für welche?" fragte Ahiraquae atemlos, als sie nach einer Weile die Pferde langsamer laufen ließen. Candryi zuckte die Achseln.

"Soldaten . . . was weiß ich. Solche Leute gibt's hier in Mengen. Aber erzähle Du. Du warst lange fort. Hast Du etwas erfahren?" Ahiraquae machte eine resignierte Handbewegung. "Glaub mir, sie reitet nach Kalas", sagte Candryi. "Was hat sie hier verloren? Sie hat nur die Wahl, zu fliehen oder zu Tora zurückzugehen. Und das wird sie auf keinen Fall tun. Ich befürchte, sie will es ohne uns versuchen. Sie war eben - wie Du zu sagen pflegtest - ein Risiko."

Ihre Worte übten eine ungeahnte Wirkung auf Ahiraquae aus. Sie riss das Pferd am Zügel herum und packte Candryis Umhang. Ihr Gesicht war so zornig, wie Candryi es während der ganzen Zeit noch nicht erlebt hatte.

"Hör gut zu", sagte sie, "ich will das Mädchen finden. Ohne Sleve gehe ich nicht nach Helos zurück." Candryi zog die Augenbrauen hoch.

"Lass los, Ahiraquae", erwiderte sie. "Ich verstehe nicht, warum Du Dich so aufregst. Warum bist Du so außer Dir? Ich dachte immer, Du magst Sleve nicht besonders."

"Ich mag sie auch nicht besonders." Ahiraquae senkte den Blick. "Keine Ahnung - vielleicht habe ich mich einfach an sie gewöhnt."

Sie nahm die Hand fort und ritt schnell weiter. In der Nacht gönnten sie sich zum ersten Mal, seitdem sie Kihan verlassen hatten, eine ausgiebige Rast. Ahiraquae entzündete sogar ein kleines Feuer und holte wie stets aus einem unergründlich tiefen Beutel einige Leckerbissen für die Pferde und neuen Proviant hervor.

Im Wald war es still. Eine tiefe Ruhe umgab sie, nur unterbrochen vom leisen Knistern des Feuers. Ahiraquae starre schweigend in die Flammen.

"Es tut mir leid, Candryi", sagte sie nach langem Überlegen. "Ich war ungerecht. *Callin-ilheres.*" Sie griff nach Candryis Hand. Ihr Gesicht sah angespannt und sterbenseidend aus. "*Ilheres amon*", nahm Candryi die Entschuldigung an. "Leg Dich hin und schlaf jetzt", setzte sie hinzu. "Du siehst zum Umfallen müde aus."

Widerspruchslos rollte sich Ahiraquae zusammen und zog die Reitdecke über sich. Candryi stocherte im Feuer. Es flackerte kurz auf, und kleine Funken stoben über ihre Hände und Unterarme. Ahiraquae schien eingeschlafen. Candryi betrachtete ihr schmales Gesicht, das auch im Schlaf nichts von seiner Anspannung verloren hatte. Trotzdem wirkte es kühl und klar. Wie der Kristall an Ahiraquae's Schwertgriff, dachte Candryi. Nein, wie geschliffenes Wasser. Plötzlich schlug Ahiraquae die Augen auf. "Denk nicht an mich", murmelte sie. "Denke an den Araquin. Das Feuer. . .", ihre Stimme wurde schlaftrunken. Candryi fror. "Schlaf jetzt", erwiderte sie. Ahiraquae schloss die Augen. Sie erwachte erst wieder, als die ersten Sonnenstrahlen ihr über das Gesicht huschten. Blinzelnd setzte sie sich auf. Candryi war bereits dabei, die Spuren des Feuers zu beseitigen. "Du hast mich nicht geweckt!" Ahiraquae sprang hoch und schüttelte ihre verschlafenen Glieder.

"Nein", lachte Candryi. Sie stieß Ahiraquae freundlich mit dem Ellbogen an. "Ich fühlte mich nicht müde. Außerdem habe ich gestern Nachmittag geschlafen, bis ich . . . äh, gestört wurde." Verlegen blickte Ahiraquae auf den Boden, doch Candryi kümmerte sich nicht darum. Sie lief geschäftig hin und her und packte zusammen. Dabei summte sie leise vor sich hin. Ahiraquae nahm mit Verwunderung die veränderte Stimmung ihrer Begleiterin wahr. Sie wirkte an diesem Morgen völlig ruhig und ausgeglichen. Ihr warmes, freundliches Lachen klang in Ahiraquae's Ohren. Hatte sie Candryi eigentlich schon jemals davor so lachen hören? Sie sah aus, als würde sie gleich Bäume ausreißen. Es war bemerkenswert. Dabei hatte sie doch die ganze Nacht nicht geschlafen. Schließlich brachte Candryi die Pferde herbei.

"Woher weißt Du eigentlich, dass der Stein in Kalas ist?" fragte sie.

"Ich habe ihn gesehen." Ahiraquae schwang sich aufs Pferd. "Weshalb hast Du ihn nicht mitgenommen?" "Ich?" Ahiraquae riss erstaunt die Augen auf. "Aber Candryi - nach einer so

langen Zeit - er lässt sich nicht mehr so einfach wegtragen. Er lebt, Candryi, vergiss das nicht." Candryis Hände krampften sich um die Zügel. "Der Araquin ist kein Geröll, das sich einfach aufheben und wegtragen lässt. Er lebt . . .", ihre Stimme versagte. Ahiraquae war ganz ungerührt.

"Ja", sagte sie. "So heißt es. Also, denke daran - vergiss es nicht wieder."

"Was sind das für Worte?" fragte Candryi leise. "Muss ich sie kennen? Ich habe sie im Traum gehört, die gleichen Worte. . ." "Es ist Atheas Segen", antwortete Ahiraquae. "Sie beten ihn zu Hause für Dich. Du hast lange gebraucht, bis Du ihn gehört hast." Sie ritt gelassen davon, während Candryi sprachlos vor Erstaunen auf ihrem Pferd saß. Nur zögernd setzte sie sich in Bewegung. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ihr die ganze Tragweite von Ahiraquae's Worten klar wurde. Atheas Segen! Das hieß . . . Plötzlich erscholl hinter Ahiraquae's Rücken ein lauter Freudenschrei. Mit wehendem Umhang kam Candryi hinter ihr hergejagt. "Keshcuran!" rief sie ihr zu. "Keshcuran!"

Die Sonnenstrahlen brachen sich in ihrer Rüstung, die wie mit tausend kleinen Edelsteinen übersät glitzerte. Gebannt hielt Ahiraquae den Atem an. Keshcuran. Der Mut. Der Ruf der Amaza in ihren Kämpfen.

Wie lange hatte sie ihn nicht gehört? Es erschien ihr wie Jahrhunderte.

"Keshcuran!" rief sie Candryi zu. "Nach Hause!" Mit donnernden Hufen jagten die beiden Pferde über den Grasboden. Ahiraquae hatte ihr kleines Schild sorgfältig mit einem Tuch bedeckt und hielt es unter dem Umhang verborgen. Sie wusste nicht, wie viel *Kaien* das Schild bei Amireeh verbraucht hatte, es war immer schwer abzuschätzen. Aber es würde bestimmt notfalls noch für ein- oder zweimal ausreichen. Es war eine barbarische Methode, die Ahiraquae im Grunde genommen verabscheute, aber diesmal hatte es ihr kein bisschen leid getan. Vielleicht um die Pferde, ja, dachte sie belustigt, aber die Männer ... Es war wohl die Wut, die sich in ihr aufgestaut hatte, nachdem sie wochenlang ihr dummes Geschwätz mitangehört hatte, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie hatte die Gesichter nicht erkannt, aber sie konnte sich gut vorstellen, wer alles dabei war ... sie schüttelte sich. Dumme Bande, dachte sie und straffte den Rücken. Aber es musste sein. Schließlich war sie nicht zu ihrem Vergnügen unterwegs. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit der Gegend zu. Schmale Wege schlängelten sich zwischen den Feldern hindurch und verloren sich am Rand der Wiesen im hohen Gras. Zu Füßen der großen, sanft ansteigenden Hügel wuchs ein wildes Durcheinander von Büschen und Sträuchern, das hin und wieder in ein kleines Waldstück überging. Ahiraquae hatte inzwischen den Eindruck, dass fast ganz Selem aus Hügeln bestand. Trotz der frühen Morgenstunde waren Bauern unterwegs. Sie waren vollbepackt und zogen kleine, schwer beladene Handkarren hinter sich her. Als Ahiraquae sie sah, fiel ihr etwas ein.

"Heute ist Markt hier in der Gegend", sagte sie zu Candryi. "Was willst Du damit sagen?"

"Auf einem Marktplatz treffen sich viele Leute", antwortete Ahiraquae vage. Sie konnte ihr Grinsen kaum unterdrücken. "Viele Leute - viele Informationen. . .", sie brach in lautes Lachen aus. Candryi hob abwehrend die Hände. "Das kann doch nicht Dein Ernst sein", sagte sie. "Doch. Komm mit, Candryi", Ahiraquae sah sie mit einem gespielt flehentlichen Gesichtsausdruck an.

"Was ist mit Dir los, Ahiraquae?" fragte Candryi verwundert. "Für eine Shoragan bist Du sehr übermütig. Wo bleibt die Gelassenheit, die Deinem Stamm nachgesagt wird?" "Ich weiß nicht." Ahiraquae versuchte, zerknirscht auszusehen.

"Ich befürchte, es reizt mich einfach." Wider Willen musste Candryi lachen.

"Ich hoffe nicht, dass Tomyris Dir sehr ähnlich ist", versetzte sie. "Was sollte sonst aus Helos werden?"

Ahiraquae bekam einen regelrechten Lachanfall. Sie krümmte sich zusammen und hielt sich den Bauch, während ihr die Tränen vor Lachen über die Wangen liefen.

"Ausgezeichnet", keuchte sie zwischendurch, "ich habe selten einen so guten Witz gehört . . ." sie schnappte nach Luft. "Komm mit zum Markt, Candryi. Vielleicht haben wir Glück ..." Seufzend zog Candryi ihren Umhang um sich und schob die Kapuze über den Kopf.

"Nun gut", erwiderte sie so gesetzt wie möglich. Das Abenteuer begann sie ebenfalls zu reizen. "Wir werden sehen." Der Marktplatz befand sich in einem größeren Dorf, das keine halbe Stunde entfernt lag. Es herrschte bereits lebhaftes Gedränge auf dem Platz. Bauern und Händler bauten eilig ihre kleinen Stände auf, und obwohl die großen Händler, die ihre Waren mit Pferdegespannen herankarrten, noch nicht eingetroffen waren, wurde bereits an allen Ecken und Enden lautstark gefeilscht und gehandelt. Sogar die unvermeidlichen Hunde waren schon aufgetaucht, ebenso eine Horde zerlumpter Kinder, und alle strichen vorsichtig in der Nähe der Stände herum.

An einem schattigen Platz in der Nähe eines Baumes hatte ein kleiner, fettgesichtiger Mann seine Waren ausgebreitet. Auf einem niedrigen Holzgestell lagen Käse, gewürzte Butter, daneben Lederbeutel und einfacher, bunter Perlenschmuck. Der Händler war eifrig bemüht, die Ameisen, die den Käse rochen, zu vertreiben. Sie krabbelten an dem Holzgestell hoch, und immer wieder bückte er sich, schlug mit einem Lappen gegen das Gestell und trampelte auf dem Boden herum. Als er wieder einmal mit hochrotem Kopf emportauchte, merkte er, dass sich vor seinem Stand zwei Käufer eingefunden hatten. Es waren Landesfremde, und er freute sich, denn das waren seine besten Kunden. "Etwas Käse, der Herr?" fragte er und säbelte dabei, ohne die Antwort abzuwarten, ein kleines Stück Käse ab und reichte es Ahiraquae.

"Probiert es! Es schmeckt wirklich köstlich!" Er seufzte und schlug mit dem Lappen auf das Holzgestell, wo sich inzwischen dicke, schwarze Fliegen niedergelassen hatten. "Wahrhaftig!" Ahiraquae kaute auf dem Käse herum. "Hält er sich? Wir haben eine lange Reise vor uns."

"Ideal als Reiseproviant", stellte der Händler mit erhobener Stimme fest. "Darf man fragen, wohin die Reise geht?" "Nach Hause", sagte Ahiraquae. Der Händler nickte. "Nach Kalas, nehme ich an", erwiderte er trocken. Er blickte Candryi forschend an, die unter der Kapuze zu schwitzen begann. Hastig deutete Ahiraquae auf den Käselaib und zeigte mit Daumen und Zeigefinger, wie viel sie davon wollte. Während der Mann das Stück abschnitt, blickte sie sich unauffällig auf dem Marktplatz um, der voll war mit Bauern und Dienerinnen. Auch einige herrschaftliche Bedienstete waren zu sehen, ebenso schwarzgekleidete Nonnen, die zielstrebig ihre Waren einkauften und so flink, wie sie aufgetaucht waren, wieder in der Menge verschwanden.

"Hört mal!" Ahiraquae beugte sich vertraulich über den Stand und winkte den Mann näher zu sich. "Kennt Ihr Euch in der Gegend hier aus? Wir suchen jemand. Vielleicht könnt Ihr uns dabei helfen?" Bei diesen Worten zählte sie ihm gemächlich Münzen in die offene Hand. Es waren weitaus mehr, als der Käse kosten konnte. Er schaute bekommern in ihr Gesicht und dann in seine Hand.

"Wir suchen ein junges Mädchen", sagte Ahiraquae leise und legte ein großes Geldstück dazu. Schnell schloss der Mann die Hand. "Wie sieht sie aus?" fragte er. Ahiraquae gab eine kurze Beschreibung von Sive. Der Mann überlegte.

"Es tut mir leid", sagte er nach einer Weile angestrengten Nachdenkens. "Ich habe so ein Mädchen nicht gesehen. Aber es ist schon merkwürdig, was so alles passiert." Er machte eine Pause und blickte Candryi an. "Gestern Nachmittag haben mir zwei Männer fast die gleiche Frage gestellt. Nur . . ." Sein Blick schien sich förmlich durch Candryis Umhang zu bohren, "ich weiß ja nicht, ob Euch das überhaupt interessiert".

Ohne mit der Wimper zu zucken, griff Ahiraquae nach seiner Hand, die sich erwartungsvoll öffnete, und zwei weitere Geldstücke wanderten hinein.

"Wie sahen diese beiden Männer aus? Wohin sind sie geritten?" fragte sie.

"Es war ein Mann aus Kihan", flüsterte der Händler. Er sah sich ängstlich um, als befürchte er, jemand könne ihm zuhören. "Und Ira Loen. Das ist der Hauptmann unseres Grafen. Sie waren auf der Suche nach zwei Frauen", wieder streifte sein Blick Candryi, "und einem Mann."

"Aus Kalas, nehme ich an?" warf Ahiraquae spöttisch ein. Der Händler zuckte die Schultern.

"Ja. Es sind hier viele Ritter aus Kalas. Ihr solltet das nicht persönlich nehmen."

"Wohin sind sie geritten? Was hatten sie vor?" "Unser Graf unterstützt Kihan", fuhr der Händler leise fort. "Soviel ich gehört habe, wollen sie Soldaten am großen Übergang postieren, um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden." Ahiraquae presste die Lippen zusammen.

"Warum verratet Ihr Eure Leute?" fragte sie plötzlich. Der Mann sah angestrengt auf seine Waren nieder.

"Ihr kennt Ira Loen nicht", sagte er so leise, dass es kaum noch hörbar war. "Er ist nicht beliebt hier in der Gegend. Und ich habe eine Tochter...", er stoppte und kämpfte einen Augenblick um seine Fassung. "Der Graf hat ... und außerdem bin ich Geschäftsmann", setzte er abrupt hinzu und klimperte mit den Münzen.

Ahiraquae nahm den eingepackten Käse und schob ihn in den Proviantbeutel.

"Ich würde mich an Eurer Stelle beeilen", murmelte der Händler. "Sie haben einen Boten vorgeschickt, um den Grafen zu benachrichtigen."

Das heißt, die Soldaten sind lange vor uns am Fluss, fuhr es Candryi durch den Kopf.

"Sagt mir Euren Namen", bat Ahiraquae. Widerstrebend schüttelte der Mann den Kopf.

"Kommt schon", drang Ahiraquae in ihn. "Ich verrate Euch nicht - ich verspreche es Euch. Bei meiner Ritterehre." "Die Ritter hier halten nicht viel von Ehre", erwiderte der Mann zynisch. "Warum wollt Ihr meinen Namen wissen?" "Vielleicht können wir uns einmal erkenntlich zeigen", sagte Ahiraquae. "Wer weiß? Es ist immer gut, in einem fremden Land Freunde zu haben. Vielleicht wollt Ihr einmal nach Kalas. Mein Name ist Janas. Ich bin in Tess am Königshof." "Meint Ihr damit, dass es Krieg geben wird?" platzte der Händler erschrocken heraus. Ahiraquae wunderte sich, wie schnell er ihre Anspielung verstanden hatte. Er war wirklich ein heller Kopf. Sie sah ihn forschend an.

"Bandola", sagte er nach einer Weile gequält. Ein schwacher Hoffnungsschimmer erschien auf seinem Gesicht.

"Reitet Ihr vielleicht zum Grafen?" fragte er, obwohl es ja nach dem vorangegangenen Gespräch völlig unsinnig schien, und griff nach Ahiraquaes Arm. "Meine Tochter...", wieder stockte er. "Vielleicht seht Ihr sie dort. Bestellt ihr Grüße von ihren Eltern...", er wandte sich rasch ab und beschäftigte sich mit den Ameisen. Als er wieder hochsah, waren die beiden Fremden verschwunden.

"Tjorn von Messam", sagte Candryi, als sie den Marktflecken verlassen hatten und sich wieder auf dem offenen Land befanden. "Die Leute scheinen viel Angst vor ihm zu haben." "Lord Bertis hat einmal zu mir gesagt, dass mit diesem Mann nicht gut Kirschen essen ist", antwortete Ahiraquae. "Sieh mal!" Sie deutete nach vorne. "Wir werden jetzt eine Weile durch Wald reiten müssen! Wie beschwerlich für die Pferde!" Sie behielt recht.

Trotz des dichten Waldes erhob sich weiterhin Hügel an Hügel, und die Pferde hatten alle Mühe, auf dem glitschigen Waldboden voranzukommen. Sie quälten sich zwischen den dichtstehenden Baumstämmen bergauf und wieder hinab, wobei sie kaum einen festen Tritt fassen konnten. Besorgt beobachtete Candryi, wie die Pferde hin- und herrutschten. Das fehlte noch, dass sich eines der Tiere verletzte. Den größten Teil des Weges legten die Frauen deshalb zu Fuß zurück und führten die Pferde vorsichtig hinter sich her. Als der Wald endlich hinter ihnen lag, stand die Sonne bereits tief am Himmel.

Das Land vor ihnen bot einen unveränderten, eintönigen Anblick. In unausgesprochener Übereinkunft ritten die beiden Frauen geradewegs in Richtung Grenze. Ahiraquae versuchte, ihre Gedanken von Sleve abzuwenden. Wenn Tjorn von Messam schon aufgebrochen war

oder seine Soldaten losgeschickt hatte, waren sie auf jeden Fall vor ihnen am Fluss. Vielleicht wartete er selbst auf die beiden Männer, um mit ihnen gemeinsam loszuziehen. Es war auf jeden Fall gefährlich, dass sie zwei Tage verloren hatten. Wenn Candryi recht hatte, und Sleve ritt nach Kalas, würde sie den Soldaten direkt in die Hände laufen. Ahiraquae fühlte eine unerklärliche Traurigkeit. Sie kannte Sleve kaum. Eigentlich war ihr das Mädchen immer als überflüssiger Ballast erschienen. Ihre Schwächeanfälle und die Geschichte mit ihren Augen . . . Jetzt verliere ich allmählich den Verstand, dachte Ahiraquae. Was für ein Wahnsinn, hier herumzutrödeln und das Mädchen zu suchen! Aber Sleve verband sich in ihrem Kopf auf merkwürdige Weise mit Helos, ohne dass sie auch nur den geringsten Grund dafür finden konnte.

Spruch der Athea, Hohepriesterin der Artemis, in Kaien:

Betrifft Candryi Nava

Tochter der Nava Sherun vom Stamme Radna

geboren im achten Mond Comin eintausendachthundertundeins

Der Spruch wurde nach eingehender Beratung erbeten von den Priesterinnen Keno, Cle und Hanea, von der Königin Tomyris sowie den Frauen der Stämme Shoragan, Radna, Mephala, Thigune, Barayi und Aname.

Die Niederschrift der Beratungen liegt im Archiv von Kaien. Candryi Nava hat nach den Beobachtungen der Priesterin Cle und nach ihren eigenen Worten in schändlicher Weise einen Missbrauch des Heiligen Orakels in Kaien vorgenommen. Sie verwendete bei der Orakelbefragung der Kundschafterinnen im ersten Mond Heran dieses Jahres den Geburtsstein ihrer Schwester, Aleyle Nava, Kundschafterin, um das Orakel für sich selbst günstig zu stimmen. Ich, die Hohepriesterin der Artemis, spreche hiermit einen Bann über Candryi Nava. Sie wird Helos ohne Segen und Kaien verlassen. Solange das Orakel schweigt, ist ihr die Rückkehr versagt. Es ist ihr außerdem untersagt, die Tempel des Landes zu betreten. Dieser Spruch besteht, bis das Orakel gesprochen hat. Kaien, im vierten Mond Dian, Eintausendachthundertfünfundzwanzig.

Angewidert betrachtete Ira Loen Sleves blasses Gesicht. Das Mädchen saß abseits vom Feuer und starrte mit abwesenden Augen in den Wald hinein. Ihre Wangen waren eingefallen. Seit dem Nachmittag, an dem die beiden sie gefunden hatten, war sie in Schweigen verfallen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass irgendjemand an diesem Mädchen Gefallen fand.

Meriem hatte vergebens versucht, einen vernünftigen Satz aus Sleve herauszubringen. Er ließ sie nicht aus den Augen, weniger, weil er fürchtete, sie könnte wieder davonlaufen, als aus Angst, sie würde mit Ira Loen aneinandergeraten. Es war ihm immer noch nicht klar, warum sie sich von den anderen beiden getrennt hatte.

"Wenn Tjorn gleich Soldaten zum Fluss losgeschickt hat, dann haben die zwei keine Chance", sagte Ira und schlürfte heißen Tee in sich hinein. "Aah", murmelte er und hielt Sleve auffordernd den Becher hin. Sie reagierte nicht. Ira Loen tippte sich an die Stirn.

"Lasst sie", sagte Meriem. "Sie bleibt in Messam, bis wir wieder zurückkehren. Dann nehme ich sie mit nach Hause." Ira wollte Holz in das prasselnde Feuer werfen, aber Meriem, der plötzlich lauschend den Kopf hob, hielt seine Hand zurück. "Moment! Da war doch etwas!"

"Das Knistern des Feuers", beruhigte ihn Ira. "Es sind Eure Nerven, die Euch einen Streich spielen!" Meriem lehnte sich zurück.

"Wie ist sie zu Euch gekommen?" fragte Ira unvermittelt. "Wer? Sie?" Meriem wies auf das Mädchen.

"Unsinn." Ira Loens Stimme war leicht gereizt. "Die ... die Amaza, meine ich. Wo kam sie her?" Meriem überlegte.

"Das war eigenartig", sagte er schließlich. "Sie wäre von einem Haufen Söldner fast erschlagen worden, als Bertis dazu kam. Ich weiß nicht, was ihn dazu getrieben hat, die Leute zurückzuhalten. Die Amaza waren nur zu zweit, und die andere hat es erwischt. Er brachte unsere hier dann nach Kihan." "Und?"

"Was und? Seine Leute haben sie gepflegt, bis sie wieder einigermaßen gesund war. Sie war ja übel zugerichtet worden." "Sie ist wohl sehr schön", stichelte Ira. Meriem schürzte die Lippen.

"Möglich. Sie ist sehr groß", erwiderte er. "Jedenfalls ist es Bertis nicht gut bekommen, egal, was er sich dabei gedacht hat." "Hat er mit ihr geschlafen?" Meriem zuckte unwillkürlich zusammen. Er hätte sich denken können, dass Ira Loen in die Einzelheiten ging.

"Ich glaube kaum. Soweit ich weiß, ist es nach den Sitten der Amaza nicht üblich, dass sie mit Männern ... äh, schlafen", entgegnete er kühl. Ira Loen amüsierte sich köstlich. "Aber wir sind hier in Selem, Ihr Dummkopf", sagte er lachend. "Was gehen uns die Sitten der Amaza an? Es sind Frauen, damit basta." Er unterstrich seine Worte mit einer obszönen Handbewegung. "Es hat schon manchen Mann das Leben gekostet, der einer Amaza zu nahe getreten ist."

"Irgendwann wird Helos uns gehören", sagte Ira Loen zuversichtlich. "Dann werdet Ihr sehen, wie sie sich fügen, die starken Kriegerinnen."

Meriem sah ihn peinlich berührt an.

"Habt Ihr eigentlich noch keinen Krieg gegen die Amaza erlebt, Hauptmann?" fragte er. Ira schüttelte den Kopf. "Leider nein. Nicht gegen Helos."

"Dann würde ich an Eurer Stelle nicht den Mund so weit aufreißen", erwiderte Meriem mit unerwarteter Grobheit. "Ich kann Euch nur sagen, mich bringt niemand in dieses Land. Nicht freiwillig. Wenn sie hierher kommen, dann kämpfe ich gegen sie, aber von selbst noch einmal dorthin - um Himmelswillen, nein!" Er lachte etwas, um seine Heftigkeit abzumildern, denn Ira Loens Gesicht hatte sich zusehends verdüstert. "Erinnert Ihr Euch an Amireeh?" fuhr er fort. "Das war noch harmlos gegen das, wozu sie sonst fähig sind. Auch ohne Schilder und dergleichen - noch nie im Leben habe ich Menschen so kämpfen sehen. Wie die Teufel ... als ob sie übermenschliche Kräfte hätten."

"Ihr seid ein alter Schwätzer, Meriem", sagte Ira Loen verärgert. "Ihr redet daher wie ein Waschweib. Aber glaubt mir - eines Tages werden wir Helos besiegen. Und dann werden wir ja sehen, ob Ihr trotz Eurer Angst es nicht auch fertig bringt, eine zu besteigen!" Er lachte. Sein Ärger schien bereits wieder verflogen, und er klopfte Meriem auf die Schultern. "Das wird schöne Kinder geben", setzte er hinzu. "Wir werden kräftige Knaben bekommen, bei diesen Müttern."

Meriem seufzte. Es wäre zu umständlich gewesen, diesem aufgeblasenen Hauptmann zu erklären, dass die Amaza wahrscheinlich überhaupt keine Kinder bekommen würden, weil ihre Körper nicht auf diese Art der Empfängnis eingerichtet waren. Es waren schon mehr kluge Köpfe vor Ira Loen auf den Gedanken gekommen, dieses auszuprobieren.

Wieder glaubte er, ein Geräusch gehört zu haben, und hob lauschend den Kopf in Richtung Wald.

"Legt Euch endlich schlafen." Ira schob einige große Scheite nach. "Je früher wir morgen früh aufbrechen, desto besser. Der Lord wird unsere Ankunft schon erwarten."

Meriem hätte zwar lieber Wache gehalten, aber es fiel ihm kein triftiger Grund ein. So legte er sich ins Gras und wickelte den Umhang um sich. Er zog sein Schwert nahe an seinen Körper, und als sich seine Hand um den kühlen Griff schloss, war er ein wenig beruhigt. Bald übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief ein.

Ira Loen beäugte Sleve. Sie erschien ihm, je länger er sie ansah, immer reizloser. Nichtsdestotrotz erhob er sich nach einer Weile und ging zu ihr hinüber.

"Immer so schweigsam", sagte er und ließ sich neben ihr ins Gras fallen. "Tora wird sich ganz schön langweilen." Sleve blickte geradeaus. Ihre Hände lagen regungslos im Schoß. Ira Loen

fasste unter ihr Kinn und drehte ihren Kopf seitlich. "Du bist wirklich keine Schönheit", sagte er. "Aber vielleicht hast Du andere Qualitäten." Rasch schob er den dünnen Umhang von Sleves Schultern und begann, an ihrem Halsausschnitt herumzufingern. Sleve packte sein Handgelenk und hielt es mit überraschender Kraft fest. Zorn flackerte in Ira's Augen auf. Er riss die Hand weg, griff nach Sleves Schultern und wollte sie nach hinten stoßen. Aber das Mädchen entglitt ihm in Windeseile. Mit ein paar Sätzen war sie am Feuer und riss ein brennendes Scheit heraus. Langsam zog Ira sein Schwert. Er ging gelassen auf Sleve zu, die krampfhaft das brennende Holzstück vor sich hielt. Mit einem Hieb schlug Ira es aus ihrer Hand. Es fiel mit einem zischenden Laut ins Gras. Meriem schreckte aus dem Schlaf empor. Er sprang auf, aber noch ehe er die Situation richtig erfassen konnte, spürte er einen bohrenden Schmerz im Rücken. Er kippte vornüber und rang nach Luft. Nur noch schwach erkannte er Janas wohlbekannte Stimme hinter sich. Ein warmes, wohliges Gefühl rann durch seinen Körper, während er kraftlos zur Seite sank. Er streifte mit einem letzten, betäubten Blick Sleve, die wie von Furien gejagt zwischen den Bäumen verschwand. Mit Euch wird es auch nicht mehr lange dauern, sagte ihre leblose Stimme. Dann verschwamm alles zu einem dichten, kreiselnden Nebel, in dessen Mittelpunkt er sich drehte und drehte, bis mit einem letzten, blitzartigen Aufleuchten sein Bewusstsein in ewigschwarze Nacht verlosch.

Sleve rannte in den Wald hinein. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Ira Loen sich mit einem dumpfen Schmerzenslaut am Boden zusammenkrümmte. Das verhasste, klirrende Metallgeräusch der Schwerter klang hinter ihr, und erst als sie es nicht mehr hören konnte, hielt sie mit keuchendem Atem inne. Übelkeit überkam sie und eine abgrundtiefen Angst, die ihr Innerstes nach oben kehrte. Es sind Candryi und Ahiraquae, versuchte sie sich zu erklären. Du bist gerettet. Doch die grauenhafte Angst ließ nicht nach. Sleve schüttelte sich förmlich vor Entsetzen. Weinend klammerte sie sich an einen Baumstamm. Es ist das gleiche, dachte sie. Tausendfache Erinnerung. Oh Gott, woran denn? Sleve wartete eine Weile, bis sich der Griff der Angst in ihr lockerte, und stolperte dann zum Lagerplatz zurück. Ahiraquae trat gerade das Feuer aus, als Sleve sich mit gesenktem Kopf näherte. Sie blieb zögernd stehen und verhinderte, eine der beiden Frauen anzusehen. Candryi untersuchte gerade ganz ungerührt Meriems Taschen nach Geld und Wertsachen. Sie würdigte Sleve keines Blickes. Schließlich konnte Ahiraquae den jämmerlichen Anblick nicht länger ertragen. Sie trat zu Sleve hin und sagte:

"Du hast uns ganz schön in Atem gehalten. Es wäre besser, wir blieben zu dritt zusammen." Sleve schniefte auf. Dicke Tränen rollten über ihre Wangen. "Ich ... ich ... es tut mir leid", brachte sie hervor. Ahiraquae legte freundschaftlich den Arm um Sleves Schultern. Ein erneuter Tränenstrom war die Antwort.

Candryi ging inzwischen zu Ira Loen hinüber, der regungslos auf dem Bauch lag. Seine rechte Körperhälfte war blutverschmiert. Sie bückte sich gerade zu ihm hinunter, als Ahiraquae rief: "Candryi, komm mal her!" Schnell riss Candryi das Hauptmannsabzeichen von Ira Loens Bluse und verbarg es in ihrem Ärmel. Dann schlenderte sie mit gelangweiltem Gesicht herbei. Es war offensichtlich, dass sie keine Lust hatte, Sleve zu begrüßen. Sleve blickte ihr mit schüchternem Lächeln entgegen. Ihre Augen waren rot verweint.

"Was hast Du Dir dabei gedacht?" fragte Candryi anstelle einer Begrüßung. Bei dem Klang ihrer zornigen Stimme begann Sleve erneut zu weinen.

"Hör auf mit dem Geheule!" schrie Candryi das Mädchen an. Ihr Gesicht wurde hochrot vor Zorn. Jammernd verkroch sich Sleve in Ahiraquae's Armen.

"Pah!" Wütend stieß Candryi mit dem Fuß gegen ein Holzstück, das ihr im Weg lag.

"Hör zu, Sleve", sagte sie nach einer Weile etwas ruhiger. "Das nächste Mal überlassen wir Dich Deinem Schicksal. Ich bin nicht lebensmüde. Es ist purer Zufall, dass wir Dich noch gefunden haben, nachdem wir zwei Tage wie die Verrückten alles vergebens absuchten. Wenn wir in Kalas sind, kannst Du meinewegen tun und lassen, was Du willst. Aber hör auf, uns hier in Selem in Schwierigkeiten zu bringen."

"Ich habe das doch alles nicht gewollt", sagte Sleve unglücklich und löste sich von Ahiraquae. "Ich habe mich bloß gefürchtet." Wie immer in solchen Augenblicken wurden ihre Stimme und ihre ganze Haltung kindlich. "Allein im Wald. . ." "Aber ich hatte Dir doch gesagt, dass ich gleich wiederkomme", wandte Ahiraquae ein. Sleve sah zu Boden und murmelte etwas. "Eben bist Du wieder weggelaufen", sagte Ahiraquae sanft. "Hast Du uns nicht erkannt?"

"Doch." Sleve nickte. "Aber die Schwerter . . . ich fürchte mich davor. Ich kann's nicht hören!" Die Erinnerung überwältigte sie, und sie presste gepeinigt die Hände gegen die Ohren. Ahiraquae runzelte die Stirn. Das Mädchen war total durcheinander. Was mochte passiert sein, dass sie so jenseits aller Kontrolle gelandet war? In ihrem Gesicht stand echte Qual, mehr noch, eine panische Angst vor irgendetwas, das sie bedrohte, vielleicht ihr Leben oder ihren Geist - auf jeden Fall zuviel für ihr junges Gehirn. "Nun komm!" Sie löste Slevs verkrampfte Hände vom Kopf. "Erzähl, was Dir passiert ist! Überhaupt", sie unterbrach sich erschrocken, ".haben Dir die beiden etwas Böses getan?" Sleve winkte ab. Sie gewann langsam ihre Fassung wieder. "Nein. Nur eben, als ihr kamt ... dieser ... dieser Hund", keuchte sie plötzlich hasserfüllt. Das Schimpfwort hörte sich aus ihrem kindlichen Mund ziemlich seltsam an.

"Aber ich hatte Glück . . . der Lord von Messam hat Soldaten zum Fluss geschickt, um uns abzufangen", fuhr sie völlig übergangslos fort. "Sie müssen schon dort sein." Mit kurzen Worten erzählte sie, was sie aus den Gesprächen der beiden Männer gehört hatte.

Ahiraquae strich sich nachdenklich über die Stirn. "Also doch", murmelte sie. "Lasst uns auf die Pferde steigen", sagte sie dann laut. "Ich fühle mich hier nicht wohl." Mit einem erleichterten Seufzer folgte ihr Sleve. Candryi band Iras und Meriems Pferde los und jagte sie mit ein paar schmerzhaften Schlägen in den Wald hinein. Es war eine unangenehme Lage, in der sie steckten. Wahrscheinlich wurde auch die ganze Umgebung des Flussübergangs von Tjorns Soldaten überwacht. Candryi griff in den Ärmel und zog das Hauptmannsabzeichen hervor. Ihr Gesicht erhellte sich wieder etwas. Dieses kleine Stückchen Stoff konnte ihnen von großem Nutzen sein.

Aus dem Buch der Seherinnen:

Ich, die Allwissende, spricht:

*Ich zähle den Kreis meiner Töchter
und der, die ich nicht sehe, befehle ich heimzukehren.*

*Meine Tochter ist in einem fernen Land,
fortgestohlen von der Stätte ihrer Kindheit,
hinweggetragen von den Plätzen ihrer Freude,
ihre silbernen Augen sind erloschen zu sternlosen Schatten.
Doch ich bin eine zornige Göttin, und niemand stiehlt meine Töchter ungestraft.*

Tjorn von Messam war ein mittelgroßer, fast dürr zu nennender Mann. Sein Gesicht war hager mit eingefallenen Wangen, und um das spitze Kinn woben sich die langen Überreste eines ehemals fülligen Bartes, der inzwischen, der Lord hatte die Vierzig bereits überschritten, genau wie seine Kopfhaare eine gleichmäßige, graue Farbe angenommen hatte. Das Hervorstechendste an ihm waren seine wasserfarbenen Augen, deren heller, durchdringender Blick bei allen in seiner Umgebung gleichermaßen gefürchtet war, da ihm so gut wie nichts von dem, was um ihn herum passierte, entging. Ferner fehlte ein Daumen an seiner rechten Hand. Sie gewann dadurch ein merkwürdig langgestrecktes Aussehen. Die verbliebenen vier Finger schienen ein ganz besonderes Eigenleben bekommen zu haben, eine seltsame polypenartige Gebärde, mit der sie sich getrennt voneinander bewegen konnten.

Vor einiger Zeit hatte sich der Lord von Messam mit dem Gedanken getragen zu heiraten. Die Idee war ihm gekommen, als er bei einem seiner unvermittelten Streifzüge durch die

Grafschaft in einer kleineren Stadt ein junges Mädchen sah, das ihm in diesem Moment ausgezeichnet gefiel. Ganz dunkel schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass es noch nicht zu spät sei, einige Söhne in die Welt zu setzen. Das Mädchen war noch sehr jung. Als der Lord mit ihr Messam-Haus erreicht hatte, merkte er, dass er einen Fehler begangen hatte. Das Mädchen verkroch sich sofort jammernd und weinend in der hintersten Ecke des ihr zugewiesenen Zimmers. Sobald der Lord die Zimmertür öffnete, brach sie in lautes Schluchzen aus. Es war nicht möglich, sich ihr zu nähern, ohne dass sie in einen geradezu hysterischen Starrkrampf verfiel. Sie schrie und heulte nach ihren Eltern, dass es im ganzen Haus zu hören war. Binnen kürzester Zeit ging dieses Gejammere Tjorn von Messam derartig auf die Nerven, dass er seine Besuche bei Merini, so hieß das Mädchen, einfach einstellte. Sie verschwand schnell aus seinem Gedächtnis, und er hätte sie so gut wie ganz vergessen, wenn nicht an diesem Nachmittag ihn eine gähnende Langeweile überkommen hätte. Nach dem eindringlichen Brief seines Hauptmanns Ira Loen hatte der Lord umgehend eine kleine Gruppe von zwanzig fähigen Männern zusammengestellt und zum Flussübergang, der ungefähr drei Tagesritte entfernt lag, geschickt. Er konnte sich zwar eine gewisse Schadenfreude über Bertis' jähren Tod nicht verkneifen, doch glaubte er sich entfernt an Meriem zu erinnern als an einen Mann, der in Kihan großen Einfluss besaß. Zum Glück war er nicht von Adel, kam also bei der Nachfolge von Bertis nicht in Betracht. Wie immer in solchen Fällen würde der König die Lords und die anderen Adligen, die für eine Übernahme der Grafschaft in Frage kamen, zusammenholen, um einen Nachfolger auszuwählen. Er, Tjorn von Messam, machte dabei bestimmt eine gute Figur, wenn er sich jetzt so hilfreich zeigte. Er wartete sehnstüchtig auf Meriems Eintreffen, denn innerlich spielte er bereits mit dem Gedanken, eine kleine Abordnung geeigneter Männer nach Kihan zu entsenden, die dort nach dem Rechten sehen sollten, bis diese ganze Verfolgungsjagd abgeschlossen war. Es war nicht gut, eine Grafschaft so lange verwaisen zu lassen. Wenn er Meriem diesen Vorschlag vorsichtig unterbreitete, würde dieser bestimmt keine Einwände dagegen haben können. Aber weder Meriem noch Ira Loen waren bis jetzt eingetroffen. Der Nachmittag zog sich in die Länge, und dem Lord, der sich nicht aus dem Haus begeben wollte, um das Eintreffen der beiden nicht zu versäumen, fiel bei seiner Suche nach Zerstreuung plötzlich das Mädchen Merini wieder ein.

Umgehend schickte er eine Dienerin los, um das Mädchen suchen zu lassen, trug ihr aber noch auf, Merini, falls sie zu verlottert aussehen sollte, vorher etwas zurechtzumachen. Tatsächlich war das wohl notwendig, denn es dauerte eine endlos lange Zeit, bis sie endlich mit dem Mädchen wieder erschien. Merini sah frisch gewaschen aus, machte aber ansonsten einen erbärmlichen Eindruck. Sie war ganz abgemagert, und das prunkvolle Kleid schlotterte an ihrem dünnen, noch fast kindlichen Körper. Mit angstvollen Augen blieb sie wie angewurzelt mitten im Raum stehen.

"Glotz nicht wie ein Kaninchen", sagte der Lord, worauf sie einfach die Augen niederschlug. Die Dienerin stand dabei und beobachtete die beiden aus den Augenwinkeln. Tjorn glaubte ein verstecktes Grinsen in ihrem Gesicht zu entdecken. "Mach Du Dich an Deine Arbeit", fuhr er sie an, und die Frau schob sich rasch aus der Tür, die klackend hinter ihr zufiel. Merini machte eine hastige Bewegung, als wolle sie gleich hinterher stürzen.

"Nein, nein", begann sie zu schluchzen, als der Lord einige Schritte auf sie zukam, und wichen bis zur Wand zurück. Ihr Schluchzen verwandelte sich umgehend in ein hohes, klagendes Weinen. Tjorn von Messam seufzte tief. Er nahm sich vor, sich diesmal nicht zum Narren halten zu lassen. Aber Merini war jung und gewandt, und die Angst verlieh ihr zusätzliche Kräfte. Es begann eine regelrechte Jagd durch den Raum, wobei das Mädchen ihm immer wieder entglitt und in die andere Ecke rannte. Dabei schrie sie in einem fort. Tjorn geriet in rasenden Zorn. Gerade wollte er sich auf Merini stürzen und ihrem Geschrei ein für allemal ein Ende bereiten, als er von erregten Stimmen, die vom Flur her kamen, abgelenkt wurde. Er hatte gerade noch Zeit, sich aufzurichten und seine Kleidung etwas zurechtzuziehen, als

plötzlich die Tür aufgerissen wurde. Einer der Diener erschien und stammelte: "Lord, sie sind da ... sie sind hier . . .", aber er wurde grob von den Leibsoldaten unterbrochen, die unter Fluchen und Schimpfen drei Gestalten in den Raum hineinstießen. Merini nutzte den günstigen Moment und schlüpfte rasch aus der Tür. "Sie wollten ins Haus eindringen", sagte ein Soldat. "Sie sagten, sie wollten Euch besuchen!" Der Gedanke schien ihn außerordentlich zu belustigen, denn er stieß dem Mädchen, das vor ihm stand, recht unsanft mit der stumpfen Kante seines Speeres in die Rippen und lachte.

Tjorn von Messam musterte die Eindringlinge. Es war ein etwas heruntergekommener, doch ritterlich gekleideter Mann, der anscheinend einen langen Weg hinter sich hatte, denn seine Stiefel waren tief verkrustet und sein dunkler Umhang mit einer Schmutzschicht bedeckt. Seine Kleidung war, wohl von der vorangegangenen Rauferei, etwas demoliert. Er maß den Lord mit einem kühlen Blick und sagte:

"Was stiert Ihr mich so an? Sagt lieber Euren Leuten, sie sollen die Speere wegnehmen!"

Der Lord antwortete nicht. Sein Blick glitt über Sleve, die er sofort als nichtssagende Dienerin einstufte, und blieb an Candryi hängen. Der Umhang hing lose über ihren Schultern. Ihr Kettenhemd, eine Arbeit, die er so fein und sorgfältig ausgeführt noch nie gesehen hatte, erregte sofort seine Bewunderung. Er war ein Liebhaber schöner Dinge. Diese Rüstung musste von einem wahren Künstler stammen.

Auf seinen Wink hin senkten die Soldaten die Speere und postierten sich neben der Tür.

Ahiraquae schüttelte ihren Umhang zurecht.

"Ich bin Janas vom Königshof in Tess. Meine Begleiterin kommt, wie ihr wohl seht, aus Helos. Wir beide und das junge Mädchen hier sind auf der Rückreise. Wir haben einen weiten Weg hinter uns. Gilt das Gastrecht etwas in Messam?"

Der Lord glaubte, nicht richtig zu hören. Sein Blick wanderte von einer zur anderen.

"Ihr wisst anscheinend nicht, was Ihr tut", antwortete er. "Ich erwarte zwei Leute, die werden sich freuen, Euch hier zu treffen." Ahiraquae sah inverständnislos an.

"Bietet Ihr uns keinen Platz an, Lord? Ich habe mir sagen lassen, Ihr wärt ein überaus höflicher Mann."

Ihr Blick wanderte im Zimmer umher. Es war ein großer Raum mit schweren Wandbehängen, aber bis auf einige Sitzgelegenheiten wenig möbliert. Ihre Augen blieben an den kunstvoll ausgelegten Tischplatten hängen. Die großen, handgeschnitzten Stühle waren ein Meisterwerk. Sie verzog anerkennend das Gesicht. Höflich wies Tjorn auf die Sitzplätze. Er warf den Soldaten an der Tür einen Blick zu, worauf sie unauffällig verschwanden. "Ihr beansprucht Gastrecht in meinem Haus", sagte er dann. "Nun, das kann ich Euch nicht verwehren. Eine Nacht, mehr nicht. Ich weiß nicht, was Ira. . ."

"Lord", unterbrach Ahiraquae schnell. "Ich befürchte, wir bringen Euch unangenehme Nachrichten. Können wir offen mit Euch reden?"

Tjorn sah sie abwartend an.

"Wir haben", fuhr Ahiraquae fort, "einen Mann gefunden, der, glaube ich, in Euren Diensten steht. Er ist erschlagen worden einige Tagesritte von hier. Ein Hauptmann."

"Ein Hauptmann?" Tjorn versuchte, sich seine Unruhe nicht anmerken zu lassen. "Wer soll das sein? Beschreibt den Mann." "Blonde, gelockte Haare. Bärtig. Er trug Euer Hauptmannsabzeichen. Ihr müsst ihn kennen."

Mit gelangweiltem Gesicht studierte der Lord das Motiv des Wandbehanges hinter Ahiraquae's Kopf. "Wo habt Ihr ihn gefunden?" "Bei Amireeh."

Ahiraquae griff in ihre Gürteltasche und zog einen kleinen Fetzen Stoff hervor. Sie glättete ihn sorgsam und legte ihn dann auf die schimmernde Tischplatte. Tjorn fühlte, wie seine Kehle sich zuzog. Es war eindeutig Ira Loens Abzeichen. Es musste ihm etwas zugestoßen sein. Er nahm es vorsichtig in die Hand; es war verschmutzt, wie von einer dunklen Flüssigkeit durchtränkt. Blut, dachte er.

"Und der andere? Ist er auch tot?" Ahiraquae warf ihm einen erstaunten Blick zu. "Welcher andere?"

Tjorn legte das Abzeichen wieder auf den Tisch und lehnte sich zurück.

"Da muss ein zweiter Mann dabei gewesen sein." "Er war allein", erwiderte Ahiraquae. Tjorn überlegte. Die Geschichte erschien ihm mysteriös. Er musste Zeit gewinnen. "Er hatte einen Begleiter", sagte er hartnäckig. Ahiraquae schüttelte den Kopf.

"Ich sage Euch, er war allein, als wir ihn gefunden haben. Aber die ganze Gegend dort ist voller Leute. Nach all dem, was passiert ist, wundert . . ."

"Wie meint Ihr das? Nach all dem, was passiert ist?" unterbrach sie Tjorn.

"Habt Ihr nichts von dem Gemetzel gehört?" frage Ahiraquae. "Nun ja, man wird sich hüten, Euch davon zu rasch in Kenntnis zu setzen."

"Ich habe nur von dem Gemetzel gehört, das Ihr dort in Amireeh verursacht habt", entgegnete Tjorn trocken.

"Wir? Das muss ein großer Spaßvogel gewesen sein, der Euch das erzählt hat", versetzte Ahiraquae. "Ich werde mich hüten, mich in die Streitigkeiten der Lords hier einzumischen." Tjorn machte eine ungeduldige Handbewegung. "Hört auf, mir hier Bären aufzubinden", sagte er. "Ihr habt bei Amireeh zwanzig Männer geblendet. Wollt Ihr das abstreiten? Ahiraquae sprang auf.

"Wer hat das gesagt?" fragte sie laut. "Die Männer Kihans und Messams schlachten sich dort gegenseitig ab und wir sollen zwanzig Männer geblendet haben? Ich könnte lachen, wenn es nicht so ernst wäre. Ihr sitzt hier und wartet auf Gäste, anstatt einzugreifen. Und dann beschuldigt Ihr noch Landesfremde. In Kalas ..." "Setzt Euch um Himmelswillen wieder hin", zischte der Lord, der vermeiden wollte, dass die Soldaten draußen auf dem Flur etwas von der Unterhaltung hörten. "Erzählt der Reihe nach. Was ist in Amireeh passiert?"

"Die Soldaten von Kihan haben einen Einfall gemacht", sagte Ahiraquae und setzte sich wieder hin. "Dass Lord Bertis tot ist, wisst Ihr wohl schon?" Als Tjorn nickte, fuhr sie fort: "Es sind die gleichen. Eine kleine Gruppe, die den Lord auf dem Gewissen hat und nun die Gegend unsicher macht. . ."

"Schweigt!" Tjorn hieb mit der Faust auf den Tisch. Er verwünschte sich selbst, dass er Kaiin, den Boten, mit den anderen zum Flussübergang geschickt hatte. Aber er wusste genau, dass Kaiin sowieso nicht viel über diesen Nachmittag wusste, weil er, wie aus Iras Brief zu ersehen war, überhaupt nicht selbst in Amireeh gewesen war. Er hatte bestimmt nichts gesehen, denn bei seiner allseits bekannten Vorliebe für blutrünstige Schilderungen hätte er bestimmt nicht mit Einzelheiten hinter dem Berg gehalten.

"Wann habt Ihr Ira Loen gefunden?" fragte Tjorn schließlich. "Vorgestern."

"Ich habe einen Brief erhalten", sagte Tjorn zögernd. "Darin steht, dass der Lord von Kihan von einer Helosianerin" - er warf Candryi einen Blick zu - "getötet worden sei. Männer aus Kihan, an der Spitze Meriem, ein Vertrauter des Lords, hätten die Verfolgung aufgenommen. Leider wurden sie bei Amireeh in eine Falle gelockt, wobei sie alle - bis auf Meriem - ihr Augenlicht einbüßten."

Entgeistert blickte ihn Ahiraquae an.

"Das ist ein unglaubliches Schauermärchen", sagte sie. "Ich habe diesen Meriem bei Lord Bertis gesehen. Jetzt, wo Ihr den Namen sagt, erinnere ich mich genau an ihn. Das ist derjenige, der den Aufstand angezettelt hat, da bin ich mir sicher. Der Lord ist nachts erschlagen worden, und sie haben das ganze Haus niedergebrannt. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was in Kihan los ist. Die Bauern sind in Todesangst."

Tjorn hörte ihr schweigend zu. Er merkte, wie ein Verdacht in ihm hochstieg, ein fürchterlicher Gedanke, den er lieber nicht zu Ende denken wollte. Ira Loen hatte die ganze Geschichte von Meriem erzählt bekommen. Womöglich war es ein geschicktes Ablenkungsmanöver dieses Mannes. Er, Tjorn, hatte eine Gruppe seiner besten Leute zum Fluss geschickt. Vielleicht sollten sie außer Gefecht sein, falls hier. . . Ihm schwindelte ein

wenig. Ira Loen war doch kein Dummkopf. Aber er war, wie Tjorn genau wusste, sehr schnell zu solchen Sachen bereit. Er hatte eine große Abneigung gegen die Kalasianer, das war allgemein bekannt. Mit den Amaza verhielt es sich ähnlich. Es konnte gut sein, dass er von Meriem für seine trüben Spielchen missbraucht worden war und dafür, dass er glaubte, das Richtige zu tun, auch noch sterben musste. Da fiel Tjorn etwas ein.

"Ihr lügt", sagte er, obwohl er ein Zittern in seiner Stimme nicht unterdrücken konnte. "Der Hauptmann erreichte kurz nach dem Massaker den Kampfplatz. Falls man von einem solchen überhaupt sprechen kann! Den Männern aus Kihan ist etwas zugestoßen. Er hat die Verwundeten gesehen. Wollt Ihr allen Ernstes behaupten, dass Ihr daran nicht beteiligt wart?" "Ja", erwiderte Ahiraquae. "Vielleicht verratet Ihr mir einmal, wie wir drei Leutchen zwanzig Männer blenden sollen. Das Kunststück, wenn Ihr es mir vorführt, mache ich gerne nach!" "Damit." Tjorn wies auf ihr Schild, das neben dem Stuhl auf dem Boden lag. "Ihr beliebt zu scherzen", sagte Ahiraquae und hob das Schild auf.

"Es ist eines der Schilde, das die Amaza auch schon in den Schlachten verwendet haben", beharrte Tjorn. Ahiraquae fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

"Es ist mein Schild, Lord", sagte sie. "Seht die Initialen!" Tjorn blickte verwirrt auf unentzifferbare Zeichen am Rand des Schildes und fand dann eindeutig den Namen Janas eingraviert. "Ihr wisst genau", fuhr Ahiraquae fort, "dass kein Mann - jedenfalls ist mir keiner bekannt - diese Art von Schild besitzen kann. Selems König würde seinen Staatsschatz dafür hergeben, wenn es einem seiner Schmiede gelingen würde, ein solches Schild herzustellen. Ihr wisst auch, warum es nicht geht, Lord?" Sie beugte sich vor. "Es heißt, sie verwenden Zauberei dabei." Tjorn glaubte, der Stuhl unter ihm sinke ein. Die logischste Entgegnung, die sich ihm auf die Lippen drängte, war: dann habt eben nicht Ihr, sondern sie, Eure Begleiterin, ein Schild bei sich gehabt und nachher weggeworfen oder vergraben. Aber erstens hätte er die restlichen Finger seiner rechten Hand darauf verwettet, dass niemand, selbst der größte Narr nicht, ein solches Schild, aus welchen Gründen auch immer, aus den Händen geben würde, und zweitens erinnerte er sich nur allzu gut an Ira Loens Brief. Und darin stand, dass er, der Ritter, das Schild geführt hatte! Er wollte mich warnen, durchzuckte es ihn. Sie haben ihn gezwungen, den Brief zu schreiben. Nein, das ging ja auch nicht. Kaiin hatte die beiden getroffen. Oder ... In seinem Kopf kreiselte es. Er stand auf.

"Ich muss darüber nachdenken", sagte er. "Ich werde einem Diener läuten, der Euch Eure Zimmer zeigen wird. Es würde mich freuen, wenn Ihr nachher mit mir speist. Ich lasse Euch dann holen."

Er klingelte und gab dem Diener - es war der gleiche, der auch vorhin in der Tür erschienen war - leise Anweisungen. Der Diener warf einen erstaunten Blick zu den Frauen hinüber, doch er versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen, und nickte lediglich beflossen, als Tjorn ihm noch einschärfte, Schüsseln mit heißem Wasser zu besorgen und zwei Dienerinnen zu holen, die die unerwarteten Gäste betreuen konnten. Als sich die Tür endlich hinter seinem Besuch geschlossen hatte, ließ er sich in einen der großen Lehnstühle fallen, die vor dem Kamin standen, und starrte mit grüblerischer Miene in die niederbrennenden Flammen. Er war kein Mann, der Verwirrungen in seinem Leben liebte. Bis vor einer Stunde hatten die Dinge einen unkomplizierten, geraden Verlauf genommen, und er wollte, dass das auch so blieb.

Es bestand die Gefahr, dass er, egal was er nun tat, einen großen Fehler beging. Aber er musste schnell handeln. Die Lordritter aus Kalas waren nie alleine unterwegs, bestimmt waren noch andere hier in Selem, die genau wussten, wo sich dieser Janas aufhielt. Unvorstellbar, welche Komplikationen da auftreten konnten. Natürlich bestand die vage Möglichkeit, dass Janas selbst Ira Loen auf dem Gewissen hatte. Aber dann war es eine nahezu unglaubliche Frechheit, hier aufzutauchen. Er machte einen überaus vertrauenswürdigen Eindruck. Nach Ira Loens Brief hatte er ihn sich ganz anders vorgestellt.

Ira Loen war tot. Das war das Schlimmste an der ganzen Geschichte. Wenn er nur genau wüsste, wer hier eigentlich log. Aber genaugenommen konnte er sich kaum vorstellen, dass eine Frau, selbst eine Helosianerin, einen Mann erwürgen konnte, wie Ira in seinem Brief behauptet hatte. Und Meriem hätte, selbst wenn der Hauptmann tot war, längst hier sein müssen. Es war äußerst verworren. Am besten war, er behandelte die drei Fremden freundlich und versuchte, falls Meriem bis morgen früh noch nicht aufgetaucht war, sie so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Und falls ihre Version von der Geschichte stimmte, dann war dieser Meriem ein sehr geschickter Bursche.

"Hoffentlich sitzen wir hier nicht in der Falle", sagte Sleve. Das Zimmer, in dem sie sich befanden, war groß, mit einer riesigen, von vier mächtigen Holzpfosten getragenen Bettstatt. In dem Kamin knisterte ein kleines Feuer, und der Diener hatte gerade zwei große Schüsseln mit dampfend heißem Wasser gebracht. Behutsam strich Sleve über die seidenweichen Bettdecken. "Ah!" Candryi schälte sich aufatmend aus ihrer Rüstung. Das dünne Unterhemd war an vielen Stellen durchgescheuert und ließ wunde, rote Stellen sehen. Sie zog das Hemd aus und begann, sich den Oberkörper einzuseifen. Am Rücken und auf dem Oberarm zeichneten sich große, noch nicht lange verheilte Narben ab. Schüchtern sah Sleve ihr zu.

"Komm, starr nicht so", sagte Candryi, als sie den Blick bemerkte. "Zieh die Stiefel aus und wasch Dir die Füße!" Sleve wurde rot. Sie war froh, dass Ahiraquae nicht im Zimmer war, vor der sie eine große Scheu hatte. Ob sie jetzt unbeabsichtigt eine helosianische Sitte verletzt hatte? Sie getraute sich nicht, näher nachzufragen.

Es klopfte. Ein junges Mädchen kam herein und brachte einen Packen Kleidungsstücke, die sie auf das Bett legte. "Sieh mal!" Sleve hielt, als das Mädchen gegangen war, eine Bluse hoch. Der Stoff war weich und kühl.

"Ich glaube, wir sollen uns zum Essen umziehen!" amüsierte sich Candryi. Die Sache begann, ihr Spaß zu bereiten. Sie beeilte sich, mit dem Waschen fertig zu werden, und Sleve, die feststellte, dass auch für sie Kleidungsstücke bereit lagen, zog sich rasch die schmutzigen, verschwitzten Sachen vom Leib. Es war eine Wohltat, das frische Wasser auf der klebrigen Haut zu spüren. Flüchtig dachte sie an Kihan, wo sie sich jeden Morgen mit eisig kaltem Wasser notdürftig gewaschen hatte. Jetzt konnte sie es kaum erwarten, sich abzutrocknen und in die wunderbar kühlen und sanften Kleidungsstücke zu schlüpfen. Sie band sich gerade wieder die Zöpfe zusammen, als das junge Mädchen erneut an der Tür erschien.

"Der Diener kommt gleich", sagte sie und begann, die Wasserschüsseln hinauszutragen. Sleve sah ihr zu. Es erschien ihr unwirklich, dieses Mädchen die Arbeit tun zu sehen, die sie sonst immer gemacht hatte, und das Gefühl der Unwirklichkeit verstärkte sich noch, als der Diener hereinkam und sie beide bat, ihm zu folgen.

In der nur mäßig erleuchteten Halle waren zehn Männer versammelt, die meisten Adlige, auch die Leibwache des Lords war da. Tjorn, der sich gerade unterhielt, unterbrach sein Gespräch, als er die Frauen hereinkommen sah. Auch die anderen schwiegen einen Moment und sahen die Neuankömmlinge neugierig an. Besonders Candryi schien ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ahiraquae kam dicht hinter den beiden. Sie hatte sich die Haare gewaschen, die sich mehr denn je in Stirn und Schläfen kringelten. Außerdem hatte sie offenbar einige Zeit damit zugebracht, ihren Umhang und die Stiefel zu säubern. Der Lord wartete, bis sie ihr Schwert abgenommen und zu den anderen Waffen gelegt hatte, und nahm sie dann beim Arm.

"Ich habe heute Abend Gäste", sagte er zu den Anwesenden. "Gäste, wie man sie nicht alle Tage hat." Er blinzelte Ahiraquae zu und zeigte ihr den Platz, wo sie sitzen sollte. "Ich hoffe, es mangelt Euch trotz der widrigen Umstände nicht an Bequemlichkeit."

Ahiraquae winkte Sleve herbei, damit sie neben ihr Platz nehmen konnte. Tjorn von Messam saß zwischen den dreien. Sleve traute ihren Augen nicht. Kaum, dass sie sich gesetzt hatten - auch die anderen Männer hatten sich zu ihren Plätzen begeben -, erschienen die Diener mit vollbeladenen Tabletts. Sleve lief das Wasser im Munde zusammen. Mit glänzenden Augen

verfolgte sie, wie die Diener Fleisch und Gemüse auf dem Tisch abluden. Ahiraquae übernahm es, für Sleve einen Teller voll zu häufen. Einige Frauen gingen von Platz zu Platz und gossen Wein ein. "Hör zu, Sleve", sagte Ahiraquae leise. "Trink nicht zu viel. Wir müssen morgen früh aufbrechen." Sleve nickte. Ihre Augen strahlten so, dass es Ahiraquae einen kleinen Stich versetzte. Was musste es für das Mädchen bedeuten, hier zu sitzen! "Ihr tragt eine wunderschöne Rüstung", sagte Tjorn von Messam gerade zu Candryi. "Ist sie in Helos angefertigt?"

Candryi nickte.

"Es ist ein Kunstwerk", fuhr der Lord schwärmerisch fort. "Ich nehme an, sie ist leicht. Kein Vergleich zu den derben, schweren Sachen, die unsere Schmiede herstellen."

"Sie ist auch widerstandsfähig", antwortete Candryi. "Wir tragen sie in der Schlacht." Pikiert setzte der Lord sein Glas ab.

"Es ist nicht sehr freundlich von Euch", sagte er, "heute Abend von solchen Dingen zu sprechen. Wollen wir doch froh sein, dass Selem und Helos nun in Frieden zusammenleben."

"Auf den Frieden", erwiederte Candryi und hob ihm ihr Glas entgegen.

Sleve konnte sich an allem, was um sie herum geschah, nicht satt sehen. Die Kerzen, die in den Haltern an den Wänden brannten, erhelltten den Raum mit mattem, gefälligem Licht. Leise huschten die Diener umher, und die Frauen, die vorhin den Wein eingeschenkt hatten, saßen auf einer schmalen Holzbank in der Nähe der Tür und unterhielten sich flüsternd. Sleve wunderte sich, dass sie nicht, wie in Kihan üblich, von den Männern an den Tisch geholt wurden, aber sie wusste nicht, dass der Lord für den heutigen Abend seine Männer genauestens unterrichtet hatte, was zu tun und was zu lassen war. Er wollte um jeden Preis unliebsame Zwischenfälle vermeiden, denn die Besucher an seiner Seite waren ihm in keiner Weise geheuer. Vor allem die Amaza war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Er beobachtete sie heimlich von der Seite, wie sie ziemlich finster umherblickte. Ihre Haare waren im Nacken zu einem lockeren Knoten geschlungen, doch sah sie trotzdem in keiner Weise so aus, wie er sich eine Frau vorstellte. Diese Helosianerinnen waren merkwürdige Geschöpfe.

Sleve spürte, wie ihr der ungewohnte Wein zu Kopf stieg. Ihr Bauch schmerzte bereits, aber sie konnte den süßen Früchten, die zum Abschluss serviert wurden, nicht widerstehen. Versonnen vor Glück löffelte sie das köstliche Fruchtfleisch aus der Schale. Der Wein vertrieb ihre düsteren Gedanken, und die Tatsache, dass sie sich hier in diesem Haus auf äußerst schlüpfrigem Pflaster bewegten, hatte sie vollständig vergessen.

"Was treibt Euch hierher nach Selem?" wandte sich Tjorn, dem absolut nichts mehr einfiel, was er hätte zu Candryi sagen können, an seine andere Tischnachbarin.

"Ihr müsst triftige Gründe haben, Eure schöne Heimat zu verlassen. Selem ist eine düstere Gegend."

"Mein König hat mich geschickt", erwiederte Ahiraquae unbestimmt. "Ich bin als Gesandter hier."

"Ich hoffe, die Angelegenheiten stehen gut zwischen Kalas und Selem", sagte Tjorn, den die Neugierde fast zerfraß. "Wie immer", entgegnete Ahiraquae, die genau wusste, worauf der Lord hinauswollte. Er erkannte an ihrem abweisenden Gesicht, dass sie nicht gewillt war, näher auf dieses Thema einzugehen, und sagte schnell zu Candryi:

"Ich habe Eure Königin gesehen, damals, als Nikas und sie den Friedensvertrag in Tess schlossen. Sie ist sehr schön." Candryi lächelte undurchdringlich. Sie warf ihm einen schrägen Blick aus ihren grauen Augen zu und beschäftigte sich dann wieder eingehend mit den Früchten auf ihrem Teller. Tjorn lehnte sich zurück. Er winkte einen Diener, der abwartend in Tünnähe stand, herbei und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr, worauf der Mann schnurstracks verschwand. Nach einer Weile kehrte er mit einem jungen Burschen zurück, der eine Laute in der Hand trug und sich schüchtern dem Lord näherte. "Das ist Thina, unser Sänger", sagte Tjorn stolz zu Ahiraquae. "Setzt Euch hin, Thina, und spielt uns

etwas vor." Ahiraquae betrachtete den jungen Mann verwundert. Sie hatte in Selem höchstens zwei, drei richtige Sänger getroffen, die meisten anderen, die sich dafür hielten, spielten so schlecht, dass es in den Ohren wehtat, ihnen zuzuhören. Thina setzte sich auf einen niedrigen Schemel und begann, leise sein Instrument zu stimmen. "Er ist gut. Der beste, den es weit und breit gibt", flüsterte Tjorn Ahiraquae zu, und diese musste, als der Junge zu spielen anfing, zugeben, dass der Lord recht hatte.

Mühelos, fast schlafwandlerisch behende glitten Thinas Finger über die Saiten, und seine Stimme hatte, obwohl er deutlich überall in der Halle zu hören war, einen ganz zarten, schmeichelnden Klang. Es wurde ruhig unter den Anwesenden, und als Thina geendet hatte, erhob sich beifälliges Gemurmel. Ahiraquae winkte den Sänger zu sich.

"Ihr spielt ausgezeichnet", sagte sie. "Wo habt Ihr das gelernt?" Verlegen drückste der Junge herum.

"Ich habe es aufgeschnappt", murmelte er schließlich. Tjorn, der sich über Ahiraquaes Anerkennung sichtlich freute, sagte wohlgefällig:

"Ich sagte Euch ja, er spielt gut. Wünscht Euch ein Lied!" Ahiraquae überlegte einen Augenblick. Es war nicht gut, diese Geste der Gastfreundschaft auszuschlagen, aber sie wusste nicht, was für ein Lied sie sich wünschen sollte. Dann jedoch kam ihr ein Einfall. Es war eine gute Idee, diesem eitlen, selbstgefälligen Lord einen Denkzettel zu verpassen, ohne dass er sich dagegen wehren konnte. Ihr war nicht entgangen, dass er Sleve, obwohl sie so dicht neben ihm saß, bisher geflissentlich übersehen hatte. Sie zog den Sänger am Ärmel zu sich heran und flüsterte: "Spielt bitte ein Lied für das junge Mädchen, das neben mir sitzt! Euer schönstes Lied!"

Thina schaute Sleve kurz an und nickte.

Er holte seinen Schemel herbei und sagte, nachdem er noch einmal seine Laute neu eingestimmt hatte, laut:

"Ich hoffe, mein Lied gefällt Euch, junge Lady. Ich kann noch nicht viel, aber es soll, wie der Herr Ritter es wünscht, mein schönstes Lied sein!"

Eine jähre Stille breitete sich in der Halle aus. Tjorn von Messam ließ ein unwilliges Schnauben hören. Ahiraquae lächelte Sleve aufmunternd zu, die vor lauter Blicken, die auf sie gerichtet waren, nicht mehr wusste, wohin sie noch sehen sollte. Nach ein paar Minuten der Konzentration begann der Sänger zu spielen. Ahiraquae freute sich, als sie merkte, dass sie sich in ihm nicht getäuscht hatte. Viele andere hätten die Gelegenheit genutzt, um eines der einfachen Liebeslieder zu spielen, die zwar beim ersten Hinhören wunderbar klangen, aber im Grund lediglich nichtssagend oder plump waren. Thina dagegen hatte eine alte, selematische Weise ausgewählt. Obwohl Ahiraquae Mühe hatte, jedes der altägyptischen Worte zu verstehen, hatte sie den Inhalt des Liedes schnell begriffen. Es handelte von einem jungen Mädchen, das seine Eltern verlassen wollte, um in die Berge zu einer Zauberin zu gehen. Die Eltern weinten und baten die Tochter flehentlich, bei ihnen zu bleiben, doch das Mädchen sagte:

"Tränen wandle ich zu Perlen

Tageslicht in kühles Eis

Sonne soll mich zaubern lehren

bis ich meinen Namen weiß."

Und trotz aller inständigen Bitten ging sie fort, und ihre Eltern sahen sie nie wieder.

Ahiraquae zweifelte nicht daran, dass Thina wirklich sein schönstes Lied ausgewählt hatte. Er sang es mit wahrer Inbrunst. Sleve saß kerzengerade auf ihrem Platz. Ihr Gesicht schimmerte vor Freude.

Als zum letzten Mal die Akkorde des Refrains verklangen, beugte sie sich zu Ahiraquae hin und sagte:

"Ich will ihm etwas geben!" Rasch drückte Ahiraquae dem Mädchen ihren Geldbeutel in die Hand.

"Kommt her!" Sleve winkte Thina heran. Er ließ sich höflich vor ihr nieder.

"Ich will Euch etwas schenken", sagte sie. "Noch nie habe ich ein so schönes Lied gehört." Keiner der Anwesenden sagte ein Wort, als sie in den Beutel griff, einen gefassten, kleinen roten Stein hervorholte und ihn in Thinas Hand legte.

Der Junge verbeugte sich mehrmals, unter seinen langen, blonden Locken liefen die Ohren rot an. Dann erhob er sich schnell und verschwand in einer dunklen Ecke der Halle, von wo aus er leise die Saiten seiner Laute ertönen ließ.

Die Gespräche setzten wieder ein, als sei nichts gewesen, aber an den Blicken, die die Männer zum Kopfende des Tisches hinwarfen, war zu erkennen, dass sie keinesfalls mit diesem Zwischenspiel einverstanden waren.

"Wir müssen uns jetzt zurückziehen", sagte Ahiraquae und lächelte den Lord freundlich an. Er musste zugeben, dass sie etwas Charmantes an sich hatte, eine Eigenschaft, der er, wie er wusste, nur schlecht widerstehen konnte. "Wann brecht Ihr morgen auf?" "So früh wie möglich."

Tjorn überlegte. Es musste inzwischen bereits Mitternacht sein. "Ich hoffe", sagte Ahiraquae, die entschlossen war, noch heute nacht mit dem Lord zu einer Entscheidung zu kommen, "wir kommen heil zur Grenze." Ihre hellen Augen funkelten. Tjorn, der auf einmal in einen Zustand der Verwirrung geriet, erwiederte hastig:

"Ich werde Euch morgen früh einen Boten mitgeben, der Euch zur Grenze begleiten wird. Einen Boten und eine Nachricht für meine Soldaten am Fluss, damit Ihr keine Schwierigkeiten bekommt."

"Ihr habt Soldaten am Fluss postiert? Das ist nicht sehr günstig für Euch, wenn hier etwas passiert", versetzte Ahiraquae. Tjorn blickte auf seine, wie sie bemerkte, sorgfältig gepflegten Fingernägel hinab. Er wünschte, dieser Ritter mit seinem hinterhältigen Gerede ginge endlich zum Teufel. Ahiraquae erhob sich.

"Vielen Dank", sagte sie. "Ihr seid sehr gastfreundlich. Ich weiß nicht, wie ich Euch danken soll."

Sleve und Candryi erhoben sich ebenfalls. Die Blicke der Männer brannten auf ihren Rücken, als sie gemeinsam mit dem Lord zur Tür gingen. Sleve drehte sich um und sah den Tisch entlang. Verlegen senkten einige Ritter den Blick.

"Ich hoffe, Ihr habt alles, was Ihr braucht", sagte Tjorn zu Ahiraquae und warf einen vielsagenden Blick in Richtung der Dienerinnen, die inzwischen begonnen hatten, sich mit einem Brettspiel zu beschäftigen.

"Oh, danke", sagte Ahiraquae und legte ihren Gürtel um, "das ist nicht meine Art." Tjorn, der nicht genau wusste, was er mit dieser Antwort beginnen sollte, blickte Candryi hilfesuchend an, aber sie zeigte einen völlig unbeteiligten Gesichtsausdruck. "Komm!" Ahiraquae ergriff Sleves Hand. Ein stiller Triumph stand in des Mädchens Gesicht, als sie sich zu dem Lord umwandte und herausfordernd sagte:

"Vielen Dank für ihre Gastfreundlichkeit, Lord! Es war ein gelungener Abend!"

Tjorn kniff die Lippen zusammen. Wortlos beobachtete er, wie die drei, von einem Diener begleitet, um eine Ecke des dämmrigen Gangs verschwanden.

Als sie vor ihren Zimmern angekommen waren, sagte Candryi: "Morgen in aller Frühe. In achtundvierzig Stunden sind wir in Kalas."

"Gute Nacht." Ahiraquae verschwand im Nebenraum. Müde streifte Sleve die Kleider ab und legte sie auf einem Stuhl zusammen. Ihr schwindelte, und sie kroch schnell, nur mit einem halblangen Unterhemd bekleidet, unter die Decke. Langsam kostete sie noch einmal jede Minute des Abends aus. Des Sängers Lied klang in ihren Ohren. Die alten Worte berührten sie angenehm. In achtundvierzig Stunden, hatte Ahiraquae gesagt, wären sie in Kalas. Selem mit seiner Düsternis und seinen Schrecken würde wie ein Nebel in der Ferne hinter ihr verschwinden. In Kalas gab es Heilkundige, ebenso in Helos. Vielleicht konnten sie ihr sagen, was mit ihren Augen nicht stimmte. Das ständige Flimmern irritierte sie, obwohl sie,

nachdem sie gemerkt hatte, dass es die beiden verärgerte, jetzt nichts mehr zu Candryi und Ahiraquae darüber verlauten ließ. Aber warum sollte sie nicht gesund werden? Genauso gut, wie sie heute Abend wie selbstverständlich mit den anderen an dem großen Tisch Platz genommen hatte, genauso selbstverständlich konnte sie irgendwann einmal gesund werden. Vielleicht würde sie sogar noch wachsen. Groß und kräftig werden wie Candryi, und dann würde sie nie, nie mehr nach Selem zurückkehren. Mit diesem Gedanken schließt sie ein. Gegen Morgen erwachten sie durch lauten Lärm. Aufgeregte Frauenstimmen und lautes Getrampel drangen durch die schwere Holztür. Als Candryi hinaussah, erblickte sie eine Gruppe Dienerinnen, die mit verstörten Gesichtern vor einer Zimmertür standen.

"Was ist los? Was ist passiert?" Candryi hielt eine ältere Frau, die gerade vorbeieilte, am Arm fest.

"Es ist das Mädchen", flüsterte die Frau und blickte Candryi erschrocken an. Candryi folgte ihr und schob sich hinter ihr in das fremde Zimmer. Es roch nach geronnenem Blut. Das Mädchen lag friedlich ausgestreckt auf ihrem Bett, die schmalen Kinderhände hingen schlaff an den Seiten herab. Candryi erinnerte sich dunkel, Merini bei ihrem Eintreffen kurz gesehen zu haben. Das Zimmer wirkte verwahrlost. Wäscheteile hingen aus den halbgeöffneten Kommodenschubladen. Auf dem Boden waren Strümpfe und Haarspangen verstreut. Eine dicke Staubschicht lag auf den Möbeln.

Die ältere Frau schob Candryi, die vor dem Bett stand, beiseite. "Entschuldigung, Lady", sagte sie. "Aber wir müssen uns beeilen."

Große Blutflecken bedeckten den Fußboden zu beiden Seiten des Bettes. Das Laken war wenig verschmutzt. Verständnislos sah Candryi sie an.

"Er darf sie so nicht finden, das Blut und alles. . .", setzte die Frau erklärend hinzu. Candryi verlor alle Farbe. Sie holte aus und versetzte der Frau eine Ohrfeige, dass sie gegen das Bett fiel. "Erbärmliches Gesindel", sagte sie mit zitternder Stimme. "Was war mit dem Mädchen los? Habt Ihr ihr nicht geholfen? Feige Bande!"

Die Frau hielt sich am Bettpfosten fest.

"Wie hätten wir ihr denn helfen sollen?" stieß sie erbittert hervor. "Damit wir alle dran glauben müssen? Warum hat sie sich nicht gefügt - Ihr hättest sie einmal hören sollen, wie sie immer geschrien hat! Helfen? Wie stellt Ihr Euch das vor, Lady?" Ihre Stimme brach vor Aufregung.

"Wir müssen aufräumen", jammerte plötzlich ein Mädchen los. Sie zerrte an Candryis Hemd. "Lasst uns alleine, Lady, bitte! Er lässt uns prügeln, wenn er dieses Durcheinander hier sieht!" "Ehrloses Pack!" Candryi riss sich los. Ohne einen weiteren Blick auf die Anwesenden zu werfen, verließ sie das Zimmer. "Was ist passiert? Du zitterst ja!" Ahiraquae, die auf dem Flur stand, kam ihr entgegen. Candryi brachte kein Wort heraus. Sie drängte Ahiraquae ins Zimmer. Mit bebenden Händen begann sie, sich anzukleiden. Die Worte der Totenklage gingen ihr durch den Kopf. Der Anfang.

*Geh durch das goldene Tor
zu dem Ort, wo wir das Lager bereitet
für Deine müden Glieder.*

Candryi ballte die Fäuste, um das Zittern zu unterdrücken. Sie trat ans Fenster und blickte in die morgendliche Dämmerung. Hinter den verschwommenen Silhouetten der Hügel lag der Fluss. Dahinter lag Kalas. Der Stein. Die Sehnsucht. Der Traum. Und noch weiter dahinter die Wahrheit. Zum erstenmal in ihrem Leben empfand Candryi ein Grauen, als sie daran dachte. *Keshcuran*, dachte sie. Mut, Amaza. Und die Totenklage für Merini.

Hastig brach Morgan Boadiceas Siegel auf und überflog den kurzen Brief. Der Inhalt war noch unangenehmer, als er befürchtet hatte.

"Ich weiß nicht, was ich tun soll, um so etwas zu verhindern", sagte er zu Lakame. "Ich kann nicht jedem meiner Händler einen Aufpasser mitgeben. Es sind erwachsene ..." "Es ist uns

gleichgültig, wie Ihr das bewerkstelligt, König", unterbrach ihn Lakame schroff. "Ich habe dem Brief der Königin nichts hinzuzufügen. Sie erwartet nun eine entsprechende Nachricht von Euch." Morgan verzog das Gesicht.

"Der Hofmeister wird Euch Eure Unterkunft zeigen", sagte er brüsk.

Shannan erhob sich und begleitete Lakame zur Tür hinaus. Aufatmend stand Morgan auf. In den bunten, hohen Glasfenstern des Saales brachen sich vielfarbige Sonnenstrahlen. Zum Glück war die Audienzliste beendet. Lakame hatte alle üblichen Nachrichten des Morgens noch übertroffen.

"Roman!" Wo steckte der Mann denn jetzt schon wieder? "Roman?" Verdammter Narr. In welchem Winkel des Schlosses mochte er sich verkrochen haben? Bestimmt hatte er Lakame auf dem Schlosshof gesehen.

Morgan entschloss sich, nach draußen in den Garten zu gehen. Die frische Luft würde ihm gut tun. Vielleicht kamen ihm ein paar Gedanken, wie er das Unheil, das sich wieder ankündigte, abwenden konnte.

Roman war nirgends zu sehen. Morgan ging langsam zwischen den kunstvoll angelegten Beeten hindurch, bis er den Teil des Gartens erreichte, der an den großen Schlosshof angrenzte. Der Platz war wie ausgestorben. Als Morgan an den dicken, alten Mauern des Schlossturms hochsah, bemerkte er einen Schatten, der sich hinter den oberen Luken bewegte. Er seufzte. Dieser Feigling! Am besten, er ließ ihn sofort aus dem Turm holen und hielt ihm eine Strafpredigt. Wie konnte sich ein erwachsener Mann soviel Angst einjagen lassen?

Als Morgan gerade wieder den Saal erreicht hatte und die Tür öffnen wollte, stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Frau vor ihm. Sie war alt, eine Bettlerin in zerrissenen Kleidern. Langes, graues Haar hing in verfilzten Strähnen über ihren Rücken herunter und bedeckte halb das verrunzelte Gesicht. "Seid gegrüßt, König Morgan!" rasselte sie. Mit einer Hand hielt sie ihr schmutziges Schultertuch zusammen, die andere griff nach des Königs Gewand. Ein Grausen durchrann ihn. Er blickte angewidert auf die knochige Hand, die sich in den Stoff seines Umhangs krallte, und sagte: "Was willst Du hier? Was tust Du hier?"

"Betteln", kicherte die alte Frau. Sie schob sich geschickt zwischen Morgan und die Tür. "Ich bin Ihnen, die Bettlerin. Eine kleine Gabe, Herr König. Gut gegen Unheil, gut für den Schlaf. Ich bete für Euch."

Hastig schüttelte Morgan die Bettlerin ab.

"Ich lasse die Wachen rufen", sagte er wütend. "Verschwinde! Mach, dass Du fortkommst!"

Er wollte sie beiseite schieben. Das Gesicht der Alten verdüsterte sich.

"Tut das nicht, Morgan", flüsterte sie und presste sich an die Tür. "Seid nicht hart gegen eine Bettlerin! Das ziemt sich nicht für Uras' Sohn."

Morgan starrte die Frau nachdenklich an. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

"Ich habe etwas für Dich", sagte er hinterlistig. "Etwas, was Dir gefallen wird. Komm mit mir!"

"Nun komm schon", drängte er, als die Bettlerin sich unschlüssig nach allen Seiten umblickte. Er bemühte sich, sie nicht anzusehen, als sie neben ihm die kleine, schmale Treppe hinauf schlüpfte, die zu den privaten Räumen des Königs führte. Er öffnete eine unscheinbare, schmucklose Tür.

"Das ist meine eigene, kleine Schatzkammer", sagte er. "Ich habe etwas für Dich, etwas sehr Wertvolles." Er musste an sich halten, um nicht ebenso zu kichern wie die Alte.

Vor ihnen lag ein schmaler, heller Raum, in dem nichts stand außer einer großen, eisenbeschlagenen Truhe. Rasch kramte er den Schlüssel hervor. Er stellte sich so, dass die Frau nicht in die Truhe hineinsehen konnte, in der nichts lag außer allerhand Gerumpel und wertlosen Gegenständen. "Hier!" sagte er und griff hinein.

"Wenn Du Dich mit solchen Dingen auskennst, wirst Du wissen, was es ist. Für mich ist es wertlos. Aber Du. . ." Gierig streckte die Bettlerin die Hand aus, und er legte mit einem bedeutsamen Blick einen kleinen, etwa handtellergroßen Stein hinein. Er hatte eine schwärzliche Farbe. Die Oberfläche wirkte durch viele winzig kleine Löcher und Risse porös wie ein Schwamm. Trotzdem war er massiv und schwer.

Die Bettlerin drehte den Stein abwägend in der Hand herum. Es sah aus wie ein Stück verbrannte Kohle.

"Gefällt er Dir?" fragte Morgan und unterdrückte ein Lachen. "Er ist sehr alt. Man sagte mir, es sei ein Zauberstein." Ihlen hob den Kopf. Sie fixierte Morgan eindringlich, und er konnte nicht verhindern, dass ihm ein kalter Schauder über den Rücken lief.

"Er ist sehr alt", wiederholte sie. "Ich danke Euch, Morgan." Ihr Blick, der für einen Moment lang völlig klar gewesen war, verdunkelte sich. Kichernd ging sie rückwärts zur Tür und verbeugte sich wieder und wieder.

"Ich danke Euch, König", flüsterte sie.

Morgan hörte Ihr Gelächter durch die Gänge hallen, bis es unten in der Halle verklang. Er trat ans Fenster und beobachtete, wie die Bettlerin mit flatternden Kleidern über den Hof rannte. An der Tür kicherte es wieder. Morgan fuhr herum. Roman tauchte aus dem Dunkel des Ganges auf. Sein schmales Gesicht war verzerrt.

"Ihr habt ihn verschenkt", brachte er mühsam hervor. Sein ganzer Körper verkrampte sich vor unterdrücktem Lachen. "Das Geschenk", wimmerte er. "Das Geschenk der Amaza. . ."

"Halt den Mund!" fuhr Morgan den Mann an. "Hör auf mit diesem Unsinn!"

"Es ist wieder eine da", sagte Roman. "Ich habe sie gesehen. Sie holen ihn."

Morgan packte Roman am Kragen.

"Hör auf mit Deinem Geschwätz", knirschte er. Du wirst uns noch ins Unglück stürzen." Er ließ ihn los, und Roman fiel in sich zusammen.

Ihlen, die Bettlerin, gelangte atemlos zu den kleinen Gäßchen im alten Teil von Tess. Ihr Herz klopfte. Sie drückte sich in einen Hofeingang und kroch, nach einem kurzen Blick, ob ihr auch niemand gefolgt war, in einen dunklen Winkel hinter einen großen Holzstapel. Mit zittrigen Händen kramte sie in ihrem zerfetzten Beutel. Da war er. Ihre Hand umschloss die harte, rauhe Oberfläche. Er war es. Kein Zweifel konnte daran bestehen. Langsam öffnete sie ihre Hand. Es war also nicht der Wahnsinn des Alters, der ihr die irrwitzigen Träume schickte. Sie schämte sich ihrer Zweifel. War sie auch schon eine von denen geworden, die nicht mehr glaubten? Der Araquin. Wie war Morgan an den Stein geraten? Aber so klug er auch war, er wusste nicht, welcher Art das Kleinod war, das er da so leichtfertig verschenkt hatte. Er wusste es wirklich nicht. Sie musste weg von hier. Hier in Tess konnte sie den Stein nicht übergeben. Und wo waren sie denn? Kamen sie bald? Heute oder morgen? Schnell ließ sie den Stein in den Beutel zurückgleiten. Niemand beachtete die alte Frau, als sie aus dem Schatten des Tores auf die Straße hinaustrat. Mit schlurfenden Schritten eilte sie durch die Gäßchen. Sie verbrachte den Rest des Tages damit, einige Gänge zu erledigen, die nötig waren, bevor sie Tess verlassen konnte. Als die Sonne am Sinken war, schlüpfte sie durch das östliche Stadttor und wanderte die breite Landstraße entlang, bis ein schmaler, halbzugewachsener Pfad ihren Weg kreuzte. Dort bog sie ab.

Ihre Füße schmerzten von dem langen Weg. Weit und breit war kein Haus zu sehen. In der Ferne erschienen die Ausläufer des großen Waldes, der sich fast bis nach Selem hin erstreckte. Große Felsen lagen hier und da auf den Wiesen. Vereinzelt wuchsen halbzerfallene Mauerreste aus dem hohen Gras. Müde schleppte sich die alte Frau voran. Endlich tauchte hinter einem hohen, grasbewachsenen Hügel eine Mauer auf. Es war dunkel. Ihlen schlängelte sich zwischen dichten Sträuchern hindurch. Der Eingang des Tempels gähnte ihr entgegen. Vor ihr erhoben sich die Konturen einer Statue, die unberührt aus ihren blinden Nachtaugen über die unerwartete Besucherin hinwegblickte. Ihlen murmelte ein kurzes Gebet. Sie kauerte sich zu Füßen der Statue nieder. Der Himmel war bedeckt. Ihlen holte den

Stein hervor und begann, mit einem kleinen Holzstück eilig ein Loch in den harten Grasboden zu graben. Wann kamen sie? Bald, bald. Gottheit ohne Namen würde schweigen bis in alle Ewigkeit. Keiner wird erfahren, was zu ihren Füßen liegt.

Es wurde hell. Ein Raunen umgab sie. Ihlen schrak hoch. Voll fiel das Mondlicht auf den Stein. Seine Farbe war plötzlich dunkelrot. Die Stimmen wurden lauter, dröhrender. Die Luft verdichtete sich. Hastige, kleine Berührungen streiften an Ihlen vorbei. In tödlichem Entsetzen riss sie ihr Schultertuch herunter und wickelte es um den Stein. Jäh verstummte das Stimmengewirr. Die Luft schien stillzustehen. Dann erlosch das Mondlicht am Himmel wie eine ausgeblasene Kerze. Dunkelheit, zehnmal schwärzer als zuvor, umgab sie. So schnell sie konnte, grub Ihlen weiter. Als ihr das Loch endlich tief genug erschien, wickelte sie das Tuch vollständig um den Stein und legte ihn hinein. Dann bedeckte sie ihn sorgfältig mit Erde und schüttete das Loch wieder zu, so dass am Ende niemand erkennen konnte, dass an dieser Stelle gegraben worden war.

Todmüde lehnte sie sich gegen den Steinsockel. Ihr Werk war vollbracht. Das Warten begann.

Candryi beobachtete Slev mit wachsender Besorgnis. Seitdem sie Kalas erreicht hatten, war der Zustand des Mädchens immer schlechter geworden. Vornüber gebeugt hing sie im Sattel, das Gesicht aschfahl, mit glanzlosen Augen, die ohne Blick in eine imaginäre Weite starnten. "Morgen sind wir in Tess!" Auch Ahiraquae war inzwischen die Erschöpfung anzusehen. Die Linien um ihren Mund hatten sich tief eingegraben, und die schmale Nase sprang scharf aus dem mageren Gesicht hervor. Ihre Beine waren von dem langen Ritt verkrampt, so dass sie am liebsten die ganze Nacht im Sattel zugebracht hätte, um nur nicht absteigen zu müssen. Stunden um Stunden dehnte sich der Wald vor ihnen. Das immerwährende Grün der Laubbäume trieb ihnen inzwischen die Tränen in die Augen. Es war kühl. Nur wenige Sonnenstrahlen drangen durch die dichten Baumwipfel und tanzten in verspielten Kringeln auf dem schmalen, halb überwucherten Waldweg vor ihnen.

Als sie an diesem Abend anhielten, ließ Ahiraquae sich mit zitterigen Beinen vom Pferd gleiten. Sie wäre gerne auf der Stelle liegengeblieben. Rasch versorgte sie die Pferde und suchte im dichten Unterholz Äste zum Feuermachen zusammen. Candryi bemühte sich inzwischen um Slev. Sie hatte das Mädchen, auf dessen Stirn sich kalter Schweiß bildete, hingebettet und rieb ihr die Hände und Füße. Slev murmelte unzusammenhängende Worte vor sich hin.

"Sie braucht etwas Heißes zum Trinken." Ahiraquae beeilte sich, ein Feuer zu entzünden, und bald überzog der Geruch einer kräftigen Fleischbrühe den Lagerplatz. Candryi schnupperte. Sie schob ein paar dicke Holzscheite nach und streckte sich neben dem Feuer aus. Ein Gedanke ging ihr durch den Kopf. Sie hatte die letzten Tage schon öfter daran denken müssen, doch es war so unangenehm, dass sie die Vorstellung immer gleich wieder verscheucht hatte. Aber es bedrückte sie zunehmend. Sie warf einen vorsichtigen Blick auf Slev, die eingeschlafen war. Ruhig hob und senkte sich ihre Brust. Wenn sie nachher etwas gegessen und getrunken hatte, würde es ihr bestimmt noch besser gehen. Wenn gar nichts half, mussten sie das Mädchen eben einige Zeit in Tess lassen, bis sie sich erholt hatte.

"Ahiraquae", begann Candryi zögernd. "Ich - mir ist etwas eingefallen."

"Mhm?" Ahiraquae brachte kaum noch den Mund richtig auf. "Erinnerst Du Dich eigentlich an Ira Loen?" "Ja. Warum?"

"Hast Du ihn neulich am Lagerplatz gesehen? Ich meine - hast Du ihn Dir angesehen?"

Ahiraquae setzte sich auf. "Nein. Du hast ihn Dir angesehen." Ihr Gesicht wurde nachdenklich. "Was soll die Fragerei?" Candryi zupfte nervös an einem Grashalm.

"Ich bin mir nicht sicher, Ahiraquae. Du hattest mich gerufen, erinnerst Du Dich? Ich riss einfach das Abzeichen ab, das war alles."

"Was heißt das, Du bist nicht sicher?" Mit einem Schlag war Ahiraquae hellwach. "Du bist nicht sicher, ob er - ob er tot ist?" Candryi nickte.

Ahiraquae hatte es die Sprache verschlagen. Kerzengerade saß sie da und starre Candryi an. "Ausgezeichnet, dass Du mir das nicht früher gesagt hast", entgegnete sie schließlich. "Es hätte mir einiges von meiner Sicherheit geraubt." Dann ließ sie sich wieder in ihre alte Stellung zurücksinken und beschäftigte sich weiter mit dem Topf, in dem es inzwischen brodelte und dampfte.

Doch später, als sie gegessen hatten und sich zum Schlafen hinlegen wollten, sagte sie: "Wir schlafen abwechselnd. Erst Du, dann ich." Ihre Stimme hatte einen harten, befehlenden Klang.

Sieve hob den Kopf. Sie war nach dem Essen bereits wieder eingeschlafen.

"Befiehl mir nichts, Shoragan", erwiderte Candryi scharf. "Das tue ich auch nicht. Ich will, dass Du als erste schlafst, das ist alles."

"Deine Art missfällt mir, Ahiraquae", sagte Candryi. Sie merkte, wie ihre Wut überhand nahm. Die Spannung zwischen ihnen wuchs zusehends. Ahiraquae zuckte nachlässig mit den Achseln. "Es liegt mir nichts daran, Dir zu gefallen", antwortete sie. "Alles, was ich will, ist, dass wir heil nach Helos zurückkommen. Wir alle drei."

Candryi holte tief Luft.

"Wir alle drei?" wiederholte sie spöttisch. "Wir werden sehen, was *Du* tust, wenn wir in Tess sind." Ohne dass sie weiter nachgedacht hatte, waren ihr die Worte entfahren. Sogar im roten Schein des Feuers sah sie, wie Ahiraquae blass wurde. "Traust Du mir nicht?" fragte sie langsam.

"Genauso wenig wie Du mir." Candryi erhob sich. "Was tust Du eigentlich hier? Was ist Deine Aufgabe? Weshalb bist Du nicht in Helos geblieben? Was verbindet Dich mit Kalas?" Die Fragen sprudelten aus ihr heraus. Wortlos stand Ahiraquae auf. Sie blickte Candryi einen Augenblick lang an. In ihrem Gesicht zuckte es.

"Noch ein Wort mehr in dieser Richtung, und ich schlage Dich zusammen", sagte sie. Candryi bezweifelte nicht, dass Ahiraquae es ernst meinte. Aber noch ehe sie reagieren konnte, weinte Sieve hinter ihr laut auf.

"Streitet euch doch nicht", rief sie. "Bitte, nicht jetzt! Nicht hier!"

"Nein", sagte Ahiraquae bissig. "Nicht jetzt." Sie drehte sich um und ging einige Schritte beiseite, wo sie sich dann mit dem Rücken zu den beiden hinsetzte. Ohne ein weiteres Wort legte sich Candryi hin und wickelte sich in ihre Decken. Der Ärger tobte in ihr. Sieves Schluchzen verebbte allmählich, und nach einer Weile war sie wieder eingeschlafen. Candryi lag wach. Fast bedauerte sie, dass Sieve eingegriffen hatte. Es wäre spannend gewesen zu sehen, welche von ihnen beiden die Stärkere war. In Gedanken ballte sie die Fäuste. Nicht, dass sie Ahiraquae im Grunde ihres Herzens wirklich misstraute. Die Shoragan, die älteste Kriegerinnenkaste in Helos, waren über jeden Verdacht erhaben. Wirklich? dachte Candryi. Sind sie das wirklich? Alles, was sie über Ahiraquae wusste, hatte sie nur aus ihrem eigenen Mund gehört. Ein plötzlicher Schmerz grub sich in Candryis Eingeweide. Schon früher hatten sich bei ihr seelische Nöte immer in körperlichen Schmerzen geäußert. Sie fühlte sich hundeeelend.

Als Ahiraquae Candryi an der Schulter rüttelte, hatte sie kaum eine halbe Stunde geschlafen. Schweigend nahm sie den Platz am Feuer ein, während Ahiraquae sich auf dem warmen Fleck in Candryis Decken einrollte. Candryi blickte in die niederbrennenden Flammen. Sie bezweifelte, dass Ahiraquae wirklich schlief. So hätte sie nur die Hand auszustrecken brauchen, um ein klärendes Gespräch, eventuell eine Versöhnung, herbeizuführen. Aber sie unterließ es.

Zorn und Traurigkeit bildeten einen schmerzhaften Klumpen in ihrer Magengegend. Bei Heth, dachte sie, ich werde mir von dieser Frau keine Befehle erteilen lassen.

Am nächsten Nachmittag erreichten sie Tess.

Sogar Sieve richtete sich im Sattel auf, als die Hauptstadt von Kalas langsam am Horizont emportauchte. Der Wald lag hinter ihnen. Die Sonne schien strahlend heiß auf die riesigen

Felder und Weideflächen, überflutete die Zinnen der Stadtmauer mit ihrem blendenden Licht, so dass sie golden aufschimmerten. Die Stadttore waren weit geöffnet. Die Wächter salutierten kurz, als die drei vorbeiritten. Candryi atmete tief durch. Es war eine Wohltat, nicht mehr irgendwelchen dummen Fragen ausgesetzt zu sein. Sleve sperrte Mund und Augen auf. Noch nie hatte sie so viele gutgekleidete Menschen in den Straßen gesehen. Vor allem die Frauen erregten ihr Interesse. Die meisten von ihnen trugen ein Gewand, das aussah wie mehrere Kleider übereinander, doch Sleve bemerkte auch einige in Hosen, die verwegen aussehende Hüte auf dem Kopf hatten. Sie waren, wie Ahiraquae ihr erklärte, Angehörige einer Handwerkszunft, der Baumeister.

Die drei Frauen ritten schnurstracks durch den alten Teil von Tess zum Königspalast. Sleve rieb sich ihren schmerzenden Nacken und bemühte sich, die verquollenen und verklebten Augen aufzuhalten. Die breite Straße, die zum Schloss hinführte, war zu beiden Seiten mit Büschen und Sträuchern gesäumt. Kleine Teiche waren zu Füßen der niedrigen Bäume angelegt worden. Aus dem Immergrün der Büsche schimmerten Statuetten hervor, kleine bockshufige Gestalten, die Sleve noch nie gesehen hatte. Der breite Weg, von dem vielfach gewundene Pfade abzweigten, führte geradewegs in den Schlosshof hinein. Der Hof und der Schlossgarten waren von einem hohen, schmiedeeisernen Gitter umgeben, an dessen einzigm Tor die kleinen Häuschen der Schlosswache standen.

Als die Reiterinnen das Tor passierten, kam einer der Wachsoldaten aus seinem Häuschen. "Willkommen, Lordritter", rief er. "Hattet Ihr eine gute Reise? Der König erwartet Euch längst!"

"Ich hatte eine ausgezeichnete Reise", entgegnete Ahiraquae trocken und stieg ab. "Ich habe Gäste mitgebracht. Meldet uns dem König!"

Auf einen Pfiff des Soldaten eilten zwei Stallgehilfen herbei. Rasch stieg Candryi vom Pferd, damit die Tiere fortgebracht und versorgt werden konnten. Der Schlosshof war wenig belebt. Einige Männer ruhten sich im Schatten des Wandelganges aus. Neugierig sahen sie den Frauen nach, die über den Hof schlenderten. Als sie durch die hohe Eingangstür in die Halle eintraten, wischte plötzlich mit einem quieksenden Laut ein Schatten an ihnen vorbei. Sleve erschrak fast zu Tode. Die Gestalt, sie trug ein buntes, zusammengestückeltes Gewand, das sich offenbar aus einer vielfach geflickten und ergänzten ehemaligen Ritterkleidung zusammensetzte, hetzte die Treppe hoch und verschwand hinter einer Säule.

"Roman!" rief Ahiraquae die Treppe hinauf. "Du bist ein Dummkopf, uns so zu erschrecken. Es ist der Narr", setzte sie leise, zu Candryi und Sleve gewandt, hinzu. Sie gingen rasch weiter. Die Kühle in den Schlossgängen war angenehm nach der Gluthitze, durch die sie in den letzten Stunden geritten waren. Candryi überlegte, ob Morgan wirklich so merkwürdig war, wie die Leute erzählten. Im Königssaal stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass sie nicht allein mit dem König waren. Eine kleine Gruppe Ritter, davon vier Frauen, standen in der Nähe der Tür, alle in der gleichen typischen Kleidung. Die Männer unter ihnen waren durchweg sehr zierlich und gutaussehend. Morgan kam durch den Saal auf sie zu.

"Janas!" rief er. "Dass ich Euch noch einmal wiedersehe! Wo habt Ihr denn so lange gesteckt?"

"König." Ahiraquae verbeugte sich förmlich. "Ich bin aufgehalten worden."

Candryi musterte Morgan. Er war von kleiner Statur, vielleicht Ende dreißig mit so pechschwarzen Haaren, wie sie bisher selten gesehen hatte. Seine Augen waren ebenfalls dunkel, aber Candryi registrierte mit Wohlwollen, dass er wenigstens keinen dieser riesigen schwarzen Barte trug, die sie in Selem so oft gesehen hatte. Sie sah kurz zu den Rittern hinüber. Die Männer waren ebenfalls bartlos.

"Ihr habt Gäste mitgebracht, Janas", sagte Morgan und drehte an seinen Ringen herum. Candryi hielt es für angebracht, sich selbst vorzustellen.

"Ich bin Candryi Nava", sagte sie und verbeugte sich. "Aus Helos. Ich würde mich gerne umziehen, denn ich glaube, es schickt sich nicht, hier im Schloss so herumzulaufen." Sie

strich mit der Hand über das glänzende Metall ihres Hemdes. Morgan lächelte. "Ich werde Euch Kleider schicken lassen. Meine Tochter ist fast so groß wie Ihr." Er blickte auf Sleve. "Ich bin Sleve", sagte das Mädchen und schluckte mehrmals. "Und woher kommt Ihr - Sleve!" fragte der König. Sleve blinzelte mit den Augen. "Äh, ich weiß nicht. Momentan komme ich aus Selem – aus Kihan."

"Kihan!" wiederholte Morgan mit gespitzten Lippen. Er zupfte an seinem seidenen, hellen Umhang. "Kennt Ihr den Lord von Kihan? Nun ja, Janas wird mir berichten. Ich erwarte Euch morgen früh." Er nickte Ahiraquae zu und wollte sich gerade abwenden, als ihm noch etwas einfiel.

"Ach ja! Ich habe einen Brief erhalten von Eurer Königin. Vielleicht wollt Ihr ihn einmal lesen? Lakame hat ihn gebracht." "Lakame?" fragte Ahiraquae verblüfft. "Ist sie noch hier?" Morgan nickte. Wenn er einen Fehler hatte, dann war es seine Nervosität, denn er riss und drehte bereits wieder an seinen Ringen.

"Ich muss mit ihr reden", sagte Ahiraquae. "Lasst sie nicht fortgehen, ohne dass sie mit mir gesprochen hat."

Plötzlich ging die Tür auf, und eine hochgewachsene Frau kam durch den Saal. Sie hatte dunkles, rötliches Haar, das an den Schläfen hochgesteckt war und in langen Wellen über ihre Schultern herabhing. Ihre Haut war sehr hell. Wie zwei flammende kleine Kohlenstückchen stachen ihre tief schwarzen Augen aus dem schmalen weißen Gesicht hervor. Sie war, soweit das Candryi auf den ersten Blick sehen konnte, eine außerordentlich schöne Frau. Wie auf ein Kommando sanken die Ritter in die Knie. Die Frau sah sich suchend um und kam dann geradewegs auf den König zu. "Vater", sagte sie. "Verzeih mir, dass ich. . .", sie brach mitten im Satz ab, als ihr Blick auf Ahiraquae fiel.

"Oh, Janas", sagte sie dann hastig. "Du bist also wieder da." "Nael." Ahiraquae verneigte sich.

"Das ist meine Tochter Nael." Morgan ergriff Nael's Arm. "Candryi Nava aus Helos und Sleve aus ... Selem. Kümmere Dich bitte um ihre Ausstattung. Sie brauchen Kleidung." Nael streckte Candryi die Hand hin. Es dauerte eine Weile, bis Candryi begriff, dass sie der Prinzessin einen Handkuss geben sollte. Mechanisch beugte sie den Kopf über den weißen Handrücken. Nael mochte an die zwanzig Jahre alt sein. Candryi glaubte sich zu erinnern, dass sie nicht Morgans leibliche Tochter war, sondern aus einer Schwesternlinie der alten Königin Uras abstammte. Morgan selbst hatte nie eine Königin an seiner Seite gehabt.

Sleve begann vor Aufregung zu zittern, als die Prinzessin sich ihr zuwandte. Ahiraquae stand dabei, als ginge sie alles nicht das mindeste an, aber ihr Gesicht hatte eine leichte Röte angenommen, und sie mied Nael's Blick. Candryis Kehle brannte plötzlich. Sie war froh, als ein Diener sie endlich zu ihren Zimmern brachte. Müde ließ sie sich auf das Bett sinken und beobachtete aus halbgeschlossenen Augen, wie der Mann sich am Kaminfeuer zu schaffen machte und allerhand Sachen, Kleider und Schuhe und schließlich noch ein Tablett mit Essen hereinbrachte. Er stellte es in Reichweite neben sie auf das große Bett. Als er draußen war, hob Candryi mühsam den Kopf. Der Geruch von gebratenem Fleisch stieg ihr angenehm in die Nase, und sie würgte trotz ihrer Müdigkeit einige Bissen herunter. Dann sank sie erschöpft in die Kissen zurück und schlief sofort ein.

Morgan war hocherfreut, dass Ahiraquae noch vor dem Beginn der Audienz am nächsten Morgen bei ihm erschien. Er befürchtete, dass Lakames Auftauchen heute unvermeidlich war, und er wusste immer noch nicht, was er ihr nun eigentlich mitteilen sollte.

Nachdem Ahiraquae ihren Bericht beendet hatte, saß er eine Zeitlang nachdenklich da. Nichts hatte sich geändert. Er hatte den Eindruck, dass sich das Unheil wie eine Schlinge immer enger um seinen Hals zuzog.

"Was habt Ihr für einen Eindruck von Nikas?" fragte er. Ahiraquae dachte nach.

"Nun, er hat nichts zu sagen", erklärte sie dann. "Die Lords üben die Herrschaft aus, jeder für sich. Der König ist in Selem nur ein Spielball. Aber wenn er einen Krieg führen würde, einen,

der einen Sieg verspricht, dann könnte das seine Stellung erheblich verbessern. Aber ohne Euch, Morgan, gibt es für ihn keinen Sieg." "Verdammt!" Morgan schlug sich mit der Hand auf das Knie. "Das treibt mich noch zum Wahnsinn, wisst Ihr", sagte er. Ahiraquae glaubte ihm aufs Wort. *Er* wirkte jetzt schon wie ein Nervenbündel.

"Seht!" Morgan kramte aus seinen Papieren einen Brief hervor. "Von Boadicea."

Mit fliegenden Händen nahm Ahiraquae den Brief und las ihn. Die bekannte Handschrift flimmerte vor ihren Augen. Es war eine offene, unverhüllte Drohung an Kalas. Jeder Fremde, der ab sofort die Gesetze in Helos missachtete, wurde mit dem Tode bestraft. Angesichts der feindseligen Stimmung, die in Helos herrschte, wiesen die Königinnen jegliche Verantwortung für das Leben der kalasenischen Händler und Reisenden von sich. Boadicea erklärte in kurzen, knappen Worten, dass Morgan sich diesen Zustand selbst zuzuschreiben habe und dass von ihm erwartet werde, dass er entsprechende Maßnahmen ergriff, um ihn zu entschärfen. Ahiraquae ließ den Brief sinken.

"Da seht Ihr es", sagte sie. "Und was wollt Ihr nun tun?" Morgan wand sich wie ein Wurm. "Ich kann gar nichts tun", erwiderte er kläglich. "Ich kann meine Leute nicht ständig beobachten. Wie stellt Ihr Euch das vor?"

"Morgan!" Zornentbrannt sprang Ahiraquae auf. "Als Eure Mutter noch lebte, wäre das nicht passiert. Einmal vielleicht oder zweimal. Was seid Ihr für ein Mensch? Wisst Ihr nicht, wohin das führt!"

Morgan wurde eine Spur blasser. Mit einem Anflug von Autorität sagte er:

"Mäßigt Euch, Lordritter. Lasst meine Mutter aus dem Spiel." "Was wollt Ihr zu Lakame sagen?" frage Ahiraquae in gedämpftem Ton.

"Ich übernehme die Verantwortung für alles, was passiert", erwiderte Morgan unglücklich. "Ich werde eine Botschaft erlassen an das ganze Land. Mehr kann ich nicht tun." Er sah Ahiraquae schräg aus seinen dunklen Augen an, als erwarte er von ihr insgeheim einen besseren Vorschlag. Dabei verdrehte er die Fingergelenke, daß es knackte.

Nachdem Ahiraquae den Saal verlassen hatte, ließ sie sich von einem gerade vorbeikommenden Diener zu Lakames Unterkunft ringen. Sie dankte dem Mann und wartete, bis er um die Ecke verschwunden war, bevor sie klopfte und nach einer kurzen Pause, als keine Antwort erfolgte, eintrat. Lakame war gerade damit beschäftigt, ihr rotledernes Stirnband, das Zeichen der Botin, zu befestigen. Sie riss den Mund vor Staunen auf, als sie Ahiraquae erblickte.

"Ahiraquae! Du bist zurück! Dieser Hund, das hat er mir nicht gesagt!"

"Pst!" Ahiraquae legte ihr die Hand auf den Mund. "Wie geht es Dir? Ich habe den Brief gelesen. Das sind üble Geschichten." Sie ließ sich auf das Bett fallen. Lakame hatte natürlich, da sie Botin war, ein bei weitem nicht so luxuriöses Zimmer wie die anderen Gäste, aber es war hell und geräumig, und die Sonne fiel in breiten Streifen durch das große Fenster herein. Trotzdem kniff Ahiraquae die Lippen zusammen. Sie konnte sich an Zeiten erinnern, wo die Botinnen der Amaza besser behandelt wurden. "Es ist übel", sagte Lakame mit Nachdruck und setzte sich neben sie. Ihre kurzen grauen Haare standen wie kleine Borsten um ihren Kopf. Sie blickte Ahiraquae traurig aus ihren schrägstehenden blauen Augen an.

"Du weißt das Schlimmste noch nicht, Ahiraquae. Vier Händler sind in den geheiligten Bezirk von Tehuan gegangen. Natürlich hat sie keine Frau daran gehindert. Wer kommt denn auch auf so etwas? Als sie es endlich merkten, standen die vier bereits fast vor dem Altar. Die Priesterinnen haben sie erschlagen. Natürlich gab es einen Aufruhr. Stell Dir vor: mitten in unserem Land müssen wir unsere Tempel bewachen." Sie beugte sich aufgereggt vor. "Ahiraquae, wann kommst Du zurück?"

"Bald." Ahiraquae drückte Lakames Hand. "Ich gebe Dir nichts Schriftliches mit. Also höre gut zu: Wir kommen so schnell es geht. Ich habe mich entschieden. Und ich danke der Verehrten Königin für ihre Geduld."

"Wer ist wir?" fragte Lakame verständnislos. Ahiraquaes Augen leuchteten auf.

"Ich habe sie gefunden", flüsterte sie kaum hörbar. "Ich ... sie ist hier, Lakame. Aber sie hat ihn noch nicht."

"Wie ist sie?" fragte Lakame. "Wird sie es schaffen?" Ahiraquae nickte.

"Nimmst Du an, das Orakel könnte eine falsche Frau auswählen?" fragte sie belustigt. Lakame lachte leise.

"So meinte ich das nicht. Ich meine die Gefahr. Wird sie hinterher die gleiche sein wie jetzt?" Betroffen senkte Ahiraquae den Blick. "Ich hoffe es. Aber hör weiter zu: Candryi weiß wenig von den Dingen, die in Helos passiert sind. Ich wollte sie nicht wissen lassen, wie wichtig es für uns ist, dass sie den Araquin bringt, weil es... es ist schwierig genug. Sie soll es für sich tun, für ihre eigene Ehre."

Sie stand auf. "Morgan hat sich zu einer Stellungnahme aufgerappelt", sagte sie. "Ich befürchte nur, sie wird ihm nicht mehr viel nützen."

Lakame erhob sich ebenfalls. "Ich reite nach der Audienz gleich los", sagte sie. "Ich werde also Deine Nachricht überbringen dürfen. Das freut mich, Ahiraquae. Komm bald heim." Sie umarmte Ahiraquae schnell, ehe sie sich umwandte, um das Zimmer zu verlassen. "Lakame?" "Ja?" Abwartend blieb Lakame an der Tür stehen. "Grüße Tomyris auch. Und keine Tränen. Sie sollen die Freudenfeuer vorbereiten."

Lakame hob verschwörerisch die Hand. "Ist in Ordnung", sagte sie und ging hinaus.

Ahiraquae schlenderte langsam hinterher. Sie blickte Lakame nach, bis ihr glockenförmiger kurzer Umhang am Ende des langen Ganges um eine Biegung verschwand. Der alte Hofmeister kam aus einem der Zimmer. "Braucht Ihr etwas?" fragte er und legte sein Gesicht in beflissene Falten, als er Ahiraquae unschlüssig auf dem Flur herumstehen sah.

"Bewohnt Lakame dieses Zimmer?" fragte Ahiraquae, um überhaupt etwas zu sagen.

"Seit die Königin tot ist", erwiederte Shannan. "Gefällt es ihr nicht? Hat sie sich beschwert?"

"Aber nein", wehrte Ahiraquae entschieden ab. "In keiner Weise. Sie ist sehr zufrieden."

"Mhm." Shannans Miene war zu entnehmen, dass er auf Lakame nicht gut zu sprechen war, und Ahiraquae, die gerade nichts zu tun hatte, entschloss sich, der Sache näher auf den Grund zu gehen. "Ihr mögt sie wohl nicht, was?" fragte sie unvermittelt. Shannan zuckte zusammen. Er blickte sich erschrocken um. "Das will ich nicht sagen", antwortete er. "Ich habe nichts gegen sie. Es ist einfach ...", er drückte herum. Wieder blickte er um sich.

"Es ist einfach", fuhr er dann fort und zupfte Ahiraquae vertraulich am Umhang, "weil Roman immer so erschrickt, wenn er sie sieht. Tagelang ist mit dem Kerl dann nichts anzufangen. Ich bin jedes Mal froh, wenn sie wieder weg ist. Der König verlangt ja dauernd nach ihm. Und ich, ich kann ihn suchen und mir das Gejammer anhören."

Ahiraquae lächelte. "Ihr mögt Roman wohl sehr?" fragte sie. Shannan nickte bedrückt. "Er ist mein Freund. Das mag sich seltsam anhören, weil er nicht ganz richtig im Kopf ist. Aber früher, da hättet ihr ihn einmal erleben sollen. Man konnte Pferde mit ihm stehlen. Er war völlig in Ordnung. Er kann nichts dafür, dass er nun so geworden ist. So wie er früher mein Freund war, so ist er es auch heute noch."

Zur Bekräftigung seiner Worte zupfte er wieder mehrmals an Ahiraquae's Umhang.

"Und warum ist er so geworden?" fragte Ahiraquae, um dem alten Mann, der sich offenbar gerne einmal aussprechen wollte, eine Freude zu machen.

"Er kam so zurück", entgegnete der Hofmeister düster. Sein runzliges Gesicht war zutiefst bekümmert. "Dann war er so." Ahiraquae fand, dass das keine erschöpfende Auskunft war. "Woher zurück?"

Shannan schüttelte den Kopf. "Das weiß ich nicht. Er war damals Ritter. Nicht so wie Ihr, kein Lordritter, aber er hatte gute Aussichten dazu. Morgan weiß darüber besser Bescheid."

"Hat Euch denn Roman nicht erzählt, was passiert ist?" fragte Ahiraquae neugierig weiter. Wider Willen begann die Geschichte sie jetzt zu interessieren.

"Oh nein", antwortete Shannan. "Er sagt, ich dürfe es nicht erfahren. Niemand dürfe es erfahren. Nur Morgan weiß Bescheid. Roman behauptet nämlich steif und fest, dass alle verrückt werden, die es erfahren."

"Da wollen wir aber hoffen, dass der König nicht auch verrückt wird, wenn er nun Bescheid weiß", sagte Ahiraquae leichthin. Sie glaubte, einen Witz gemacht zu haben, aber der Hofmeister packte sie nur noch fester am Umhang.

"Das ist es ja", erwiderte er leise. "Ihr seid jetzt länger nicht hier gewesen. Ist Euch nichts aufgefallen?"

"Mir? Aufgefallen?" Ahiraquae überlegte. "Mir ist nur aufgefallen, dass der König noch nervöser ist als früher", sagte sie dann. Shannans Miene verdüsterte sich noch mehr.

"Er ist die wandelnde Unruhe", flüsterte er. "Ihr könntt Euch nicht vorstellen, wie er die Nächte verbringt. Ich habe mich neulich nachts fast tödlich erschrocken, weil er die Gänge entlang lief. Dabei stöhnte er ganz jämmerlich - und habt Ihr gesehen, wie zerfahren er ist? Es stimmt etwas nicht mit ihm, sage ich Euch." "Das sind die Sorgen, Shannan", erwiderte Ahiraquae. "Ihr wisst doch, in welcher Lage der König ist." Shannan schüttelte bestimmt den Kopf. "Oh nein", sagte er. "Etwas treibt ihn. Er hat Angst." "Ich kann ja einmal mit ihm darüber reden." Ahiraquae befreite ihren Umhang aus Shannans Händen.

"Verzeihung", murmelte der Hofmeister betreten, als er merkte, dass er sich hatte so gehen lassen. "Das macht nichts, Shannan."

"Ihr redet also mit ihm?" Hoffnungsvoll sah der Alte Ahiraquae an.

"Ich werde es versuchen", versprach Ahiraquae. "Danke." Der Hofmeister verbeugte sich. Seine Stimmung schien sich wieder etwas gehoben zu haben.

"Was soll aus Kalas werden", sagte er zusammenhanglos. "Seit unsere Königin tot ist, geht hier alles drunter und drüber. Es ist . . ."

"Mir scheint, die Leute hier sind ganz glücklich", warf Ahiraquae ein.

"Das täuscht", erwiderte Shannan. "Glaubt mir, das täuscht."

Er drehte sich um und ging mit schwerfälligen Schritten fort.

"Bald habt Ihr ja wieder eine Königin", rief Ahiraquae ihm nach, um ihn aufzumuntern. Shannan blieb wie angewurzelt stehen. Als er sich umdrehte, war sein Gesicht rot vor Ärger. Er kam zurückgeschlurft und sagte leise: "Ich will Euch nicht zu nahe treten. Aber die Prinzessin ist nicht wie Uras. Ihr habt unsere Königin nicht gekannt. Die Königin hat jeden Morgen gebetet. Habt Ihr den Schlosstempel gesehen? Er ist verstaubt und voll Gerumpel. Moder und Spinnweben hängen von der Decke herab. Prinzessin Nael betet nicht." Er sagte das wie ein endgültiges Urteil, drehte sich um und ging fort.

Candryi erwachte, als die Sonne bereits wieder unterging. Verwundert stellte sie fest, dass sie sich überhaupt nicht ausgezogen hatte. Sie musste wirklich todmüde gewesen sein, um in dieser Rüstung so lange zu schlafen. Sie läutete rasch nach dem Diener und bat ihn, frisches Wasser zu bringen. Während sie darauf wartete, zog sie die Rüstung aus und untersuchte vor dem großen Spiegel ihren Rücken. Alles wirkte gut verheilt. Nur dass diese großen Narben geblieben waren, hatte sie den Stümpern in Kihan zu verdanken. Sie bewegte vorsichtig den Arm und verfluchte, als sie den stechenden Schmerz in ihrer Schulter spürte, abermals die selemischen Ärzte.

Als der Diener zurückkam, bat sie ihn, in das Zimmer nebenan zu gehen und nach dem jungen Mädchen zu schauen, das dort einquartiert war. Er kam mit der Nachricht zurück, dass Sleve tief und fest schlief. Das Frühstück stand unberührt neben ihrem Bett.

Candryi war zufrieden. Sie wusch sich gründlich vom Kopf bis zu den Füßen und setzte sich dann, in ein großes Laken gehüllt, ans Fenster und blickte auf den Schlosshof hinunter, wo, im Gegensatz zu dem Nachmittag, als sie angekommen waren, ein reges Treiben herrschte. Die Ritter, die von ihren täglichen Übungen zurückkamen, führten ihre Pferde zu den Ställen und gingen dann munter aufeinander einschwatzend, über den Hof, wo sie sich an dem großen Brunnen niederließen und anscheinend ihre Erfahrungen austauschten.

Hunde liefen zwischen den Beinen der Ritter herum und bettelten, in einigen Fällen auch mit Erfolg, denn manche der Ritter hatten noch ihren Tagesproviant in den Gürteltaschen und warfen ihn den Hunden hin.

Candryi verspürte sofort Hunger, als sie die Hunde fressen sah. Sie läutete und bat den Diener, ihr etwas zu essen zu bringen. Nach einer Weile stand er mit einem vollbeladenen Tablett vor der Tür. In der freien Hand trug er eine Weinkaraffe. Er balancierte vorsichtig alles zum Tisch hin, während Candryi unwillkürlich den Flur hinuntersah. Sie erschrak, als Ahiraquae Zimmertür sich öffnete.

"Ich halte das für Wahnsinn, Janas", sagte eine Stimme. Nael trat aus dem Zimmer. Sie blickte Candryi scharf aus ihren dunklen Augen an.

"Wahnsinn", sagte sie zu ihr im Vorübergehen. "Redet ihr das aus."

Verblüfft zog Candryi die Tür zu. Wieso Wahnsinn? Was ging hier eigentlich vor? Der Diener hatte inzwischen die verschiedenen Speisen auf dem Tisch zurechtgerichtet. Er schaute noch einmal selbstvergessen auf sein Werk und zog sich dann zurück. Bekümmert schlüpfte Candryi in ihre alten Unterkleider. Sie wünschte sich, Sleve wäre wach. Dann hätten sie gemeinsam essen können. Die Atmosphäre in diesem Schloss war beklemmend. Und Ahiraquae steckte mittendrin.

Als sie gerade mit dem Essen fertig war, klopfte es und Ahiraquae trat ein.

"Ich habe heute morgen mit Lakame gesprochen", sagte sie ohne Begrüßung. "Sie wird Boadicea ausrichten, dass wir bald nach Helos zurückkommen. So bald wie möglich."

Candryi nickte.

"Wo ist der Stein, Ahiraquae", fragte sie.

"Ich rede morgen mit dem König." Ahiraquae ging unruhig im Zimmer umher. "Ich will versuchen, dass er ihn freiwillig herausgibt. Er befindet sich zwar hier im Schloss, aber ich halte nichts davon, nachts herumzuschleichen und ihn zu holen. Es ist zu gefährlich."

Candryi legte das Besteck hin. Sie schwieg beharrlich. Zum ersten Mal war sie in Ahiraquae Gegenwart nicht fähig, die richtigen Worte zu finden. Seit ihrem Streit hatten sie kein längeres Gespräch mehr geführt.

"Es tut mir leid, dass Du mir nicht vertraust, Candryi", sagte Ahiraquae plötzlich. "Du wirst später sehen, dass es nichts - zu beweisen gab."

"Ahiraquae!" Wütend warf Candryi die Serviette auf den Tisch und sprang auf. Wieder meldete sich der bohrende Schmerz in ihrem Leib.

"Vergiss unseren Streit, ich bitte Dich! Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Es ist, wie Du gesagt hast - wir wollen alle drei heil nach Helos zurück."

Sie standen sich einen Augenblick lang gegenüber. Candryis Wut verflog allmählich, als sie bemerkte, wie verloren und erschöpft Ahiraquae aussah. Es schien, als habe sie weder geschlafen noch sich sonst irgendwie Erholung gegönnt. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und blickte an Candryis Füßen vorbei auf den Boden.

"Dann ist ja alles in Ordnung, Candryi", sagte sie schließlich und wandte sich zur Tür. "Gute Nacht." "Ahiraquae?" "Ja?"

"Ich - vertraue Dir. Es war mein Zorn, der mich - diese Dinge sagen ließ. Wir beide - zwischen uns kann es kein Misstrauen geben, *teathon*." Das Wort kam ihr nur schwer über die Lippen. Zu tief war die Erinnerung an die rigorose Ablehnung, die sie durch die Shoragan erfahren hatte, in ihr verankert, als dass sie es jetzt hätte leicht sagen können - *teathon*, meine Schwester-Kriegerin.

Auch Ahiraquae bemerkte das leichte Zögern in Candryis Stimme. "*Teathon*", wiederholte sie versonnen. "Aus Deinem Mund - eine Ehre, Candryi Nava!" Ihre bedrückte Stimmung war mit einem Schlag verflogen, und sie sprach wieder in ihrem alten, leicht spöttischen Tonfall.

"Ich habe Dich damals gesehen, Candryi", fuhr sie fort. "Es war nicht leicht, Dich zu verstehen."

"Aber es war leicht für euch, mich in die Verbannung zu schicken, indem ihr Athaea den Schulterspruch übertragen habt", warf Candryi voll Bitterkeit ein. Ahiraquae schwieg. Sie musterte Candryi von oben bis unten. In ihrem Blick lag eine eigenartige Intensität, als wolle sie sich Candryis Aussehen in allen Einzelheiten für immer und ewig einprägen.

"Du hast Dich kaum verändert", sagte sie nach einer langen Pause. Candryi lief rot an.

"Sieh mich nicht so an, Ahiraquae", erwiderte sie. Aber als Ahiraquae den Blick wegwandte und sich verlegen räusperte, tat Candryi ihre Schroffheit bereits wieder leid. Sie kam ihr zur Tür nach und sagte:

"Ich wünsche Dir eine gute Nacht, Ahiraquae. Du musst Dich unbedingt ausruhen. Als Du vorhin ins Zimmer kamst, bin ich erschrocken, so abgezehrt und müde hast Du ausgesehen." Ahiraquae Augen blitzten sie von der Seite an. Wieder spürte Candryi dieses merkwürdige Brennen in der Kehle. Ohne näher zu überlegen, strich sie Ahiraquae eine vorwitzige Haarlocke aus der Stirn. Sie fühlte, wie Ahiraquae unter der kaum wahrnehmbaren Berührung fast erstarrte. Ihr Gesicht glich plötzlich einer jäh gefrorenen Eislandschaft. Ich liebe sie, schoss es Candryi durch den Kopf. Oh Heth, bewahre mich! Ahiraquae griff nach ihren Händen.

"Ich liebe Dich", stammelte Candryi völlig verwirrt. "Bitte, bleib bei mir, Ahiraquae!" Sie wollte Ahiraquae an sich ziehen. "Ich ... ja, ich auch ... ich kann nicht!" Candryi spürte, wie Ahiraquae sich anspannte. Es musste sie eine ungeheure Beherrschung kosten, sich nicht loszureißen und wegzurennen. "Was hast Du? Gefalle ich Dir nicht?" fragte sie beklommen. Ahiraquae schloss die Augen.

"Bitte, Candryi", sagte sie, "hab Geduld mit mir. Bald - wenn wir zu Hause sind . . . Du weißt zu wenig über mich. Ich werde Dir alles erzählen - dann." Ihre Stimme klang belegt. "Du hast noch einiges vor, Candryi. Du darfst jetzt nicht deine Gedanken mit so etwas belasten - mit mir und meinen Kümmernissen. Denke lieber daran, was Dir bevorsteht - oh, Candryi! Du wirst ihn holen!?" Sie presste Candryis Hände so heftig, dass diese einen Schmerzenslaut kaum unterdrücken konnte.

"Es dauert nicht mehr lange", fuhr Ahiraquae fort. "Ich ... ja, ich will Dich auch."

"Und was ist mit Nael?" fragte Candryi. "Ihr vertraust Du Deine Geheimnisse an. Sie ist Deine Geliebte, nicht wahr?" "Gewesen", korrigierte Ahiraquae. Sie lächelte etwas schief. "Candryi, sie ist keine von uns. Es ... berührt sie, glaube ich, nicht sehr, was ich ihr erzähle. Aber Du, Du würdest leiden. Du würdest leiden und Dich grämen, ach, was rede ich!" Sie machte eine Handbewegung, als wolle sie alles Gesagte wegwischen. "Hole ihn", setzte sie leise hinzu. "Das ist das einzige, was im Moment zählt."

Schwach rollender Donner kündigte ein in der Ferne heraufziehendes Gewitter an. Die Luft war stickig. Tomyris drehte die Öllampe herunter und trat hinaus auf die steinernen Stufen. Der Himmel hatte sich verdunkelt. Vereinzelt leuchteten Blitze auf. Das unentwegte Glockengebimmel der Leittiere drang zu ihr herüber. Die Nomaden waren in diesem Jahr früh zurückgekommen. Seit Tagen versammelten sie ihre Herden auf den Winterweiden im Schutz der großen Hügel.

Ein Strom vom Frauen schob sich an dem Haus vorbei und ergoss sich in die engen Steingassen von Kashra. Tomyris zählte zwölf Säuglinge. Wenn sie nicht noch welche in den Zelten hatten, war das eine angemessene Zahl. Es war jedes Jahr das gleiche. Wie ein Ameisenhaufen wimmelten die Nomaden in die Stadt hinein, so dass binnen weniger Stunden kein Platz mehr frei von ihnen war - sie taten jedes Mal so, als hätten sie Kashra noch nie gesehen. Tomyris beneidete die Heilerin nicht um ihr Amt. Sie sah bereits, dass der größte Teil der Frauen sich in Richtung ihres Hauses bewegte.

Eine Reiterin näherte sich. Tomyris bemühte sich, hinter den vielen Tüchern ein bekanntes Gesicht zu entdecken, aber erst, als die Frau abstieg und auf sie zukam, erkannte sie Deron, die Schriftführerin der Thigune.

"Sei begrüßt, Verehrte Königin", sagte Deron. "Ich soll Dir sagen, dass wir eine Nachfolgerin für Iven gewählt haben. Die neue Codha bittet Dich, sie zu empfangen."

Tomyris fiel ein Stein vorm Herzen. Die Erleichterung musste ihr im Gesicht abzulesen sein, denn Deron sagte: "Ich hätte es auch nicht gewagt, noch einmal zu Dir zu kommen, Verehrte Königin, wenn die Codha-Nachfolge nicht endlich geklärt wäre. Es wäre ein Armutszeugnis für uns gewesen, wenn wir aus unseren Reihen keine Nachfolgerin für Iven gefunden hätten."

"Wer ist es denn?"

"Phano Ruthras." Tomyris erinnerte sich an den Namen, aber sie brachte damit kein Gesicht in Verbindung.

"Morgen Abend", sagte sie. "Sie soll morgen Abend zu mir kommen. Und - Deron: regelt das mit der Codha-Nachfolge. So etwas darf nicht mehr passieren. Außerdem empfehle ich euch dringend, nach geeigneten jungen Mädchen Ausschau zu halten, die Medizin lernen können. Ihr wisst selbst, dass ihr oft krank seid - es würde euch guttun, wenn eine ausgebildete Medizinerin in eurem Stamm wäre. Oder sogar zwei."

"Sie mögen es nicht", antwortete Deron. "Die jungen Mädchen sagen, es sei ihnen zu langweilig, das alles zu lernen." "Wenn ihr bis zum nächsten Jahr keine Passende gefunden habt, werde ich mit Phano Ruthras zusammen zwei bestimmen", erklärte Tomyris mit zusammengezogenen Augenbrauen. "Vielleicht sagst Du euren jungen Mädchen einmal, dass nicht alles danach geht, wie sie es möchten. Wir sind viele hier - zu viele, als dass wir alle immer das tun könnten, was uns beliebt. Niemand ist gezwungen, solch ein schweres Amt auf Lebenszeit auszuüben. Sie können sich nach einigen Jahren zurückziehen und etwas anderes ausüben - sie können selbst Nachfolgerinnen anlernen." Deron verbeugte sich. Ihre zahlreichen Ketten um Fuß- und Handgelenke schellten und klimperten. Sie warf Tomyris einen fragenden Blick zu, doch als diese nicht reagierte, sprang sie lebhaft auf ihr Pferd und ritt in Richtung des Lagers davon. Tomyris drehte sich um und ging ins Haus zurück. Es war ein weitläufiges, niedriges Gebäude, wie alle Häuser in Kashra weiß getüncht und lag am Fuße der terrassenförmig ansteigenden Stadt. Dicht daneben erstreckte sich ein großes, mit Wiesen und Steppengras durchzogenes Gelände, das die jungen Kriegerinnen für ihre morgendlichen Übungen benutzten. Jetzt war es leer. Tomyris stellte in ihrem Arbeitszimmer die Lampe wieder hoch und setzte sich hin. Aus den hinteren Zimmern erscholl Lärm, das Klirren von Glas und Porzellan. Sie horchte. Es fiel ihr ohnehin schwer, sich auf das Geschriebene, das vor ihr lag, zu konzentrieren, und sie war froh, als eine ältere Frau den Türvorhang beiseite schob und rief:

"Jetzt gehst Du hinein und sagst es ihr selbst!" Außerhalb des Vorhangs erklang Lachen, Scharren von Füßen. "Du bekommst mich nicht!" rief eine Kinderstimme, und daraufhin erfolgte ein Gepolter und Gerenne, dass Tomyris nur noch den Kopf schüttelte. Eine wilde Jagd war nebenan im Gange.

"Samath", rief sie laut. "Komm her zu mir!" Abrupt brach das Gerenne ab. Schnaufend erschien die Frau wieder im Türrahmen. "Königin", japste sie keuchend.

"Schon gut, Cleon. Samath soll herkommen." Im Nebenzimmer war es still. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich leise Fußschritte dem Vorhang näherten und ein dreizehnjähriges Mädchen in den Raum hineinsah.

Sie warf Cleon einen verschmitzten Blick zu und stob dann plötzlich wie ein Wirbelwind ins Zimmer. Ihre dunklen Locken hingen wirr um den Kopf. "Was ist passiert?" fragte Tomyris. "Komm einmal näher zu mir, Samath."

"Nur der Spiegel", erwiderte das Mädchen leise. Seine Lippen zitterte vor unterdrücktem Lachen.

"Sie hat mit dem Schwert um sich geschlagen", ergänzte Cleon. "Die Vase und den Tisch hat es ebenfalls erwischt. " Samath scharrete mit den Füßen. Sie schien nicht gewillt, die Sache ernster zu nehmen als nötig.

"Samath Ahiraquae", sagte Tomyris. "Du weißt, dass Du in den Zimmern mit dem Schwert nicht üben sollst. Zufällig hast Du Glück, dass ich Dir keine Buße auferlegen kann - Du wirst nämlich morgen früh Deine Sachen zusammenpacken und mit der Älteren Lehrerin in die Berge ziehen. " Samath starre sie mit offenem Mund an.

"Ihr werdet zu viert sein", fuhr Tomyris fort. "Drei andere Mädchen und Du. Wenn Du wiederkommst, wirst Du einiges mehr können als bisher. Es wird Zeit. Du bist mit dem Schwert noch lange nicht so wendig, wie Du sein könntest, habe ich mir sagen lassen."

"Aber warum gerade jetzt?" maulte Samath los. "Die Thigune... " "Im nächsten Frühjahr wirst Du eventuell bereits am Yirames-Fest teilnehmen können", unterbrach sie Tomyris rasch. "Dann kannst Du nicht mehr mit den Mädchen üben - und die Frauen erwarten Besseres als das, was Du im Augenblick an Fertigkeiten beherrschst. " Sie betrachtete einen Moment das schmollende Mädchen.

"Deine Mutter", fuhr sie dann fort, "ist eine der besten Schwertkämpferinnen unseres Landes."

"Dann habe ich sicher ihr Talent geerbt", trumpfte Samath auf. Tomyris verkniff sich ein Lächeln. Ja, und noch einiges mehr, dachte sie, aber sie schluckte die Antwort hinunter. Das Mädchen war eitel genug für ihr Alter.

Morgan schluckte. Hilflos blickte er zwischen Ahiraquae und Candryi hin und her.

"Welchen Stein?" ächzte er.

"Den Stein, der in der kleinen Truhe mit Gerumpel liegt", erläuterte Ahiraquae höflich. Morgan war zu verwirrt, um sie zu fragen, woher sie das überhaupt wusste. Er winkte ab. "Ich weiß nicht, von was Ihr redet, Janas. Ich. . ."

"Ich weiß, dass der Araquin dort liegt", wiederholte Ahiraquae. Morgan stand auf und begann, unruhig auf und ab zu gehen. Sie beobachtete ihn, wie er mit abgezirkelten Schritten den Saal durchmaß, immer vom Thronsessel bis zu der Spiegelwand und zurück, wie ein gefangenes Tier im Käfig.

"Es ist nicht gut, wenn der Araquin bei Euch im Schloss ist", fuhr sie fort. "Er ist sehr wertvoll. Und sehr gefährlich." Unvermittelt blieb Morgan stehen. Seine dunkle Gesichtsfarbe war wieder blässlich geworden.

"Ein solcher Stein, wie Ihr ihn beschreibt, ist nicht im Schloss", sagte er. Seine Augen glänzten fiebrig. Ahiraquae dachte an des Hofmeisters Worte.

"So? Ein solcher Stein ist nicht im Schloss?" Candryi spürte eine körperliche Abneigung gegen Morgan in sich hochkommen. Die Art, wie er sich in seinen Umhang hüllte und sie aus der Unmenge seidenschimmernden Stoffes heraus anstarrte, brachte sie noch mehr auf.

"Wollt Ihr sagen, dass dieser Euer Ritter lügt?" fragte sie. Morgan biss sich auf die Lippen und warf Ahiraquae, die ungerührt zu den hohen Glasfenstern hinsah, einen verstohlenen Blick zu. "Äh - nein."

Eine Zeitlang war es still. Vom Hof drang gedämpftes Rufen herauf.

"Wenn ich Euch richtig verstehe", fuhr Candryi schließlich fort, "ist der Araquin nicht hier im Schloss. Lordritter Janas lügt aber auch nicht. Dürfen wir vielleicht erfahren, wo der Stein ist?" "Ich verbitte Euch, in diesem Ton mit mir zu reden, Amaza", erwiderte Morgan. "Ihr seid hier Gast."

Recht würdevoll nahm er wieder auf seinem Thronsessel Platz. "Der Araquin ist sehr wertvoll", sagte Candryi gelassen. "Es wird Euch nicht entgangen sein, dass die Amaza ihn seit Jahren suchen.

Es wirft kein gutes Licht auf Kalas, dass Ihr den Stein nicht an uns zurückgegeben habt." "Schweigt!" Morgan geriet außer sich. Er erhob sich halb im Sessel, seine Hände krampften sich um die Lehnen. "Ihr vergesst Euch! Noch ein Wort mehr und ich rufe die Soldaten und lasse Euch in den Kerker werfen!"

"Das werdet Ihr nicht tun, König", antwortete Candryi. "Sagt uns, wo der Stein ist, oder ich melde den Vorfall unseren Königinnen. Gefällt Euch die Vorstellung, dass wir hier in Kalas erscheinen und den Araquin suchen?" Ihre Stimme erhob sich. "Wie viel Amaza, meint Ihr wohl, werden wir dazu benötigen? Zweitausend? Dreitausend - oder gar fünftausend? Stellt Euch das einmal vor: fünftausend wutentbrannte Helosianerinnen, die in Kalas jeden Stein umdrehen, jedes Bett durchsuchen, jede Schatzkammer aufsprengen, jeden Garten verwüsten, die in Eurem Schloss keinen Gegenstand auf dem anderen lassen, die die Stühle aufschlitzten, die Schränke aufbrechen, das Gold und die Juwelen auf den Schlosshof werfen, die Eure Kerker mit Kalasianern vollstopfen und nicht eher dieses schöne Land verlassen werden, bis der Araquin wieder in ihrem Besitz ist? Gefällt Euch diese Vorstellung? Welche Wahl habt Ihr denn, König Morgan?" Morgan hatte den Rest seiner Farbe verloren. Kreidebleich blickte er Candryi an.

"Das ist eine Drohung", sagte er leise. "Ich höre so etwas nicht gerne in meinem Schloss. Nur die Tatsache, dass Ihr hier als Gast meines Lordritters weilt, hält mich davon ab, Euch dafür zu bestrafen. Ich versichere Euch, ich habe den Araquin nicht gesehen." Er bemühte sich sichtlich, Ruhe zu bewahren. "Der Lordritter muss sich getäuscht haben."

Ahiraquae seufzte und sagte mit der nachgiebigsten Stimme, zu der sie fähig war: "Das ist natürlich möglich."

Candryi konnte die Erbitterung in ihrem Gesicht nicht verbergen. "Wie Ihr wollt, König", sagte sie und ging zur Tür. "Ich muss mich jetzt um unsere junge Begleiterin kümmern. Sie fühlt sich nicht wohl."

"Amaza!"

Sie versuchte, die Aufforderung in Morgans Stimme zu überhören. "Ihr habt etwas vergessen." Langsam drehte Candryi sich um.

"Verzeiht, dass ich den Ton Euch gegenüber verfehlt habe", sagte sie. "Es ist mir bewusst, dass ich meine Rechte als Gast überschritten habe. Verzeiht."

Morgan nickte. Mit einer wegwerfenden Handbewegung sagte er: "Ich werde es vergessen, Candryi Nava." Kleine Schweißperlen bildeten sich auf seiner Oberlippe. Die Anstrengung, sich zu beherrschen, war ihm deutlich im Gesicht abzulesen. "Ihr solltet eine Medizinerin aufsuchen, König", versetzte Candryi. Sie hatte schweißnasse Hände, und ihr Magen schmerzte vor Zorn. "Ihr seht krank aus."

Vorsichtig stieg Sleve die ausgetretenen Stufen der alten Steintreppe hoch. An jedem Absatz war eine Luke, von der aus sie auf den Schlosshof hinausblicken konnte. Es war früher Mittag. Sleve wusste nicht, wie lange sie geschlafen hatte. Ein Diener hatte ihr einen Zettel gebracht, dass Candryi und Ahiraquae zu einem Gespräch mit König Morgan gegangen waren, und sie war, nachdem sie das reichhaltige Frühstück verzehrt hatte, zu dem Entschluss gekommen, einen Rundgang durch das Schloss zu machen. Nach dem ausgiebigen Schlaf und dem guten Essen fühlte sie sich gestärkt. Sie wusste gar nicht genau, was in den letzten Tagen passiert war. Nur eine dumpfe Erinnerung an grüne und immer wieder grüne Flächen, an nicht enden wollende körperliche Pein und eine riesenhafte, beklemmende Angst, die hinter allem lauerte, war geblieben.

Es stand fest, dass sie in Kalas war. Diese Tatsache war so unumstößlich, dass sich Sleve an sie klammerte wie eine Ertrinkende an ein Schilfrohr. Was auch passieren mochte, sie war frei. Ein prickelndes Gefühl durchlief sie. Noch war unklar, was sie mit der neugewonnenen Freiheit anfangen sollte. Sie blickte aus einer Luke hinunter und stellte erleichtert fest, dass die Leute, die unten auf dem Hof herumliefen vollständig waren. Sie waren weder kopflos noch körperlos, und auch die Steine blieben, so lange sie auch darauf blickte, Steine und

verwandelten sich nicht heimlich in blubbernden Sumpf. Erste Anzeichen einer Besserung waren zu erkennen. Um Himmelwillen, was hatte sie sich erschreckt, als sie plötzlich diesem kopflosen Menschen, wie hieß er doch? Ira Loen, gegenüberstand. Es war vorbei. Es war bestimmt vorbei, wenn sie nur fest daran glaubte, dass es nie wiederkam. Plötzlich schreckte sie zusammen. Da war ein Geräusch gewesen. Sie blieb einen Augenblick stehen und lauschte. Vielleicht war es ein Vogel, der oben in den Luken des Turmes nistete. Sie stieg langsam höher, bis sie endlich die letzte Stufe erreicht hatte und der blaue Himmel über der Plattform zu sehen war. Als sie hinaus ins Freie trat, griffen zwei Hände nach ihrem Hals. In panischem Entsetzen schlug Slev um sich. Sie rang nach Luft. Ein paar gequetschte Töne kamen aus ihrer Kehle.

"Ich bringe Dich um, Amaza", jammerte eine Stimme dicht an ihrem Ohr. Slev trat hinter sich. Ihre Finger umkrallten die Hände an ihrem Hals und versuchten, sie aufzubrechen. "Nein", stöhnte sie, als sie ein bisschen Luft atmete, "nicht. . ." So plötzlich wie der Überfall gekommen war, ließ der Mann von ihrem Hals auch wieder ab. Er drehte sich um und jagte in langen Sätzen die Treppe hinunter. Schluchzend rannte Slev ihm nach. Als sie unten angekommen war, sah sie noch den Zipfel eines bunten Gewandes hinter einer schweren Tür, doch als sie den langen Gang hinabsah, war der Mann nicht mehr zu entdecken. Es ist der Narr, dachte Slev. Weinend ging sie den Flur entlang. Sie wusste überhaupt nicht, in welchem Teil des Schlosses sie sich befand, weil sie vorhin über den Hof zum Turm gegangen war. Aus einem Zimmer kam eine ältere Frau und stürzte, als sie des schluchzenden und zitternden Mädchens ansichtig wurde, auf sie zu.

"Was ist, Mädchen, was hast Du?" fragte sie, und Slev, vor Schreck kaum der Sprache mächtig, sagte zitternd: "Bringt mich zu den Amaza, bitte ... zu Candryi und Ahiraquae bitte", setzte sie hinzu, weil sie den Eindruck hatte, dass die Frau sie nicht richtig verstand.

"Ist Dir etwas passiert? Soll ich die Soldaten holen?" fragte die Frau aufgereggt.

"Nein, nein, bitte nicht", wehrte sich Slev. "Bitte bringt mich zu ihnen. Bitte!" Die Frau, es war eine Köchin, gab es auf, weiter in das Mädchen zu dringen. Sie legte den Arm um sie und führte sie in den Teil des Schlosses, wo sich die Gästezimmer befanden. "Zeig mir Dein Zimmer", sagte sie. "Ich hole dann Deine Begleiterinnen." Sie riss im Vorbeigehen an der Klingelschnur im Gang und gab einem der hastig herbeistürzenden Diener leise einige Anweisungen.

Als Ahiraquae in Slevs Zimmer trat, lag das Mädchen bereits sorgsam zugedeckt im Bett. Die Köchin stützte ihren Kopf und flößte ihr mit einem Löffel irgendeine heiße Flüssigkeit, anscheinend Tee, ein.

"Es ist nur ein Schock", sagte sie zu Ahiraquae. "Sie hat sich so erschreckt, das arme Ding." Bei diesen Worten fing Slev wieder an zu weinen. "Slev, was ist denn passiert?" Ahiraquae setzte sich auf den Bettrand. Zögernd und mit betretenem Gesicht machte die Frau ihr Platz. "Es tut mir so leid", murmelte sie dabei. "Es ist - ich schäme mich, dass das passiert ist." Überstürzt stand sie auf und verließ das Zimmer.

Slev hatte gerade mit Mühe zu Ende erzählt, als Candryi kam. "Dieser blöde Narr hat Slev im Turm angefallen", erklärte ihr Ahiraquae zornig.

"Warum?" Candryi ergriff Slevs Hand.

"Er hat gesagt, er bringt mich um. Ich bringe Dich um, Amaza, hat er gesagt." Slevs Augenlider flatterten.

"Jetzt reicht es mir aber." Candryi, die sich nach dem unergiebigen Gespräch mit Morgan innerlich ausgehöhlt fühlte, merkte, dass ihre Geduld zu Ende ging. Ihre Kräfte verbrauchten sich. Sie hatte überhaupt keine Lust, ihre Zeit in taktischen Auseinandersetzungen mit diesem hinterhältigen König zu vergeuden. Kein Wort, von dem was er gesagt hatte, stimmte, dessen war sie sich sicher. Es war wirklich ein Rätsel, wie Ahiraquae hier als Ritter leben konnte - aber anscheinend kam sie gut mit Morgan zurecht. Candryi schnaubte innerlich ein wenig. Irgendwie passten sie ganz gut zusammen, dieser kleine Lügner und Ahiraquae mit ihren

Geheimnissen und Ausflüchten. Und Nael. Mit Widerwillen erinnerte sich Candryi an den Handkuss.

"Wir nehmen uns jetzt diesen Narren vor", sagte sie zu Ahiraquae. "Vielleicht ist er gesprächiger als Morgan."

Roman zu finden, war einfacher, als sie gedacht hatten. Er hockte wie immer vor dem großen Empfangssaal und beobachtete, wer im Schloss ein- und ausging. Ahiraquae ging geradewegs auf ihn zu und packte ihn am Kragen seiner geflickten Bluse. Er heulte laut auf und wand sich hin und her. Sein schmales Gesicht war von Angst gekennzeichnet. Ahiraquae schüttelte ihn grob. "Du Mistkerl", murmelte sie. "Wir unterhalten uns jetzt einmal ausführlich."

"Janas! Nein, ich habe nichts getan!" Roman schrie auf, als würde er am Spieß stecken.

"Hilfe, König! Helft mir!" Zwei Soldaten der Leibwache tauchten aus einem Nebengang auf und blickten verwundert auf den zappelnden Narr.

"Holt den König!" befahl Ahiraquae, die sich blitzschnell dazu entschlossen hatte, der ganzen Farce ein Ende zu bereiten. Mal sehen, was Morgan dazu sagen würde. 'Der Lordritter muss sich getäuscht haben,' äffte sie ihn in Gedanken nach. Sie würde ihm schon zeigen, wer sich hier getäuscht hatte. Roman war völlig außer sich vor Furcht.

"Schickt sie fort!" jammerte er und deutete auf Candryi, die halb von Ahiraquae verdeckt wurde. Ihr Anblick schien das Maß des Entsetzens, das zu ertragen er fähig war, zu überschreiten, denn er versuchte, sich hinter Ahiraquae zu verkriechen. Aus unerfindlichen Gründen hatte er vor ihr weit weniger Angst als vor Candryi.

Morgan kam eilig durch die Halle geraschelt. "Janas", rief er atemlos. "Was geht hier vor? Hat Roman etwas angestellt?"

"König, helft mir!" schrie Roman ihm entgegen. Seine Stimme überschlug sich, und er röchelnd nach Luft. Sein Mund schnappte auf und zu. Ahiraquae hielt ihn fest wie ein zappelndes Hündchen.

"Candryi, vielleicht ist es besser, Du bist nicht dabei", sagte sie. "Der Kerl bekommt sonst noch einen Herzschlag." "Verdammter Janas, was geht hier vor!" brüllte Morgan sie an. Ahiraquae stieß mit dem Fuß die Saaltür auf. "Roman wollte die Amaza erwürgen", erwiderte sie. Morgans Unterkiefer klappte herunter. Nach einem Augenblick der Fassungslosigkeit sagte er zu den gaffenden Soldaten:

"Es ist in Ordnung. Ich brauche euch nicht mehr", und ging an Ahiraquae vorbei in den Empfangssaal. "Macht die Tür zu, Janas", sagte er.

"Candryi, Du wartest in der Halle." Ahiraquae trat mit Roman in den Saal. Der Narr seufzte vor Erleichterung auf, als er Candryis Blickfeld entchwunden war. Sein Körper wurde schlaff. Als Ahiraquae ihn losließ, rannte er schnell zu Morgan, um sich hinter ihm zu verstecken. Morgan jedoch packte ihn am Ohr und zog ihn nach vorne.

"Roman", sagte er. "Rede! Erzähl dem Lordritter, was geschehen ist. . ."

"Aber sie. . .", heulte Roman auf und deutete mit einer zitternden Hand zur Tür, "sie wird mich töten. Sie. . .", seine Stimme überschlug sich wieder.

"Nein, Roman. Ich verspreche es Dir. Sie tut Dir nichts. Niemand tut Dir etwas. Du musst mir alles erzählen. Lasst ihn los, Morgan. Komm her zu mir, Roman."

Erleichtert riss Roman sein Ohr aus des Königs Griff. In seiner üblichen, halb gebückten Haltung näherte er sich Ahiraquae und kauerte zu ihren Füßen nieder.

"Ihr versprecht mir, dass sie mir nichts tut? Lordritter?" Seine Hände umgriffen Ahiraquae Beine.

"Ich verspreche es", erwiderte Ahiraquae. "Und jetzt beruhige Dich und erzähle."

Seufzend ließ Roman von ihr ab. Sein Mundwinkel zuckte unablässig. Die blonden, strähnigen Haare waren schweißverklebt. Sein Alter war schwer zu schätzen, denn die Furcht und der Wahnsinn hatten tiefe Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. Er blickte eine Zeitlang vor sich auf den Boden und sagte dann: "Er ist fort. Die alte Frau hat ihn mitgenommen."

"Nein, Roman", unterbrach ihn Morgan. "Erzähl alles. Von Anfang an."

Roman stöhnte. Nach einer endlos langen Zeit, als Ahiraquae schon glaubte, er spräche überhaupt nicht mehr, sagte er gequält: "Es war ein schöner Stein. Ich habe ihn gesehen. Er hat geleuchtet in allen Farben. Wie ein Regenbogen. Wie viele tausend Regenbogen. Da bin ich hin, am nächsten Tag, und habe ihn genommen."

"Wohin?" fragte Ahiraquae vorsichtig.

"In den Tempel. Ich war nachts dort und habe ihn gesehen. Alle Frauen haben zum Altar geblickt. Ein Altar, der im Freien stand. Ich habe beobachtet, wie sie ihn dann hineintrugen. Es hat mich keine Frau gesehen. Am nächsten Tag bin ich wieder hin. Es war ganz einfach - niemand hat mich bemerkt. Ich habe ihn in meinen Beutel gesteckt und bin hinausgegangen." Ahiraquae fröstelte.

"Ich war Ritter", sagte Roman. Er sprach plötzlich schneller. "Ich hatte eine Botschaft für die Königin Tomyris zu bringen." Die Worte begannen aus ihm herauszusprudeln. "Dann ist es passiert. Ich war auf der Rückreise. Alles hatte sich verzögert, weil die Regenfälle in diesem Jahr so früh einsetzten. Ich habe ihn jeden Tag herausgezogen und betrachtet. Er leuchtete nicht mehr. Ich wollte ihn wegwerfen, aber dann habe ich es vergessen. Und dann . . . und dann . . .". Tränen erstickten seine Stimme. "Dann kam Vollmond", ergänzte Ahiraquae. Roman schluchzte. "Der Mond", flüsterte er. "Der Mond hat ihn zum Leuchten gebracht. Er hat geleuchtet! Geleuchtet!" schrie er hysterisch. "Hattest Du den Stein in der Hand?" Roman streckte Ahiraquae seine Handflächen hin. "Seht", flüsterte er. "Seht selbst! Alles verbrannt! Ja, ja", wehrte er ab, als er Ahiraquae ungläubigen Blick bemerkte. "Ihr seht nichts? Aber ich, ich weiß es. Ich habe es gesehen. Sie standen in Flammen. Verkohlt, alles verkohlt. Auch mein Kopf. Mein Gehirn. Dieser Schmerz. . .", er wurde leiser. Sein Kopf sank auf die Knie.

"Er kam hierher zurück", sagte Morgan leise, "und ich habe ihn kaum wiedererkannt. Ich weiß es noch wie heute. Ich wartete dringend auf die Antwort, die er mir überbringen sollte. Er taumelte hier in den Saal hinein und war so offensichtlich wahnsinnig wie jetzt. Er riss Tomyris' Brief aus seinem Brustbeutel und warf ihn mir vor die Füße. Dann meinte er, er hätte mir etwas mitgebracht, ein Geschenk, und faselte von einem Stein, der Luft in Gold verwandeln kann. Ein Geschenk der Amaza, sagte er und lachte dabei wie irrsinnig. Ich bekam einen tödlichen Schreck. Was es auch sein mochte, was er da hatte, ich wollte damit nichts zu tun haben. Es interessierte mich nicht, was er erlebt hatte. Er kam als kranker, gebrochener Geist zurück, und ich wollte ihn hier am Hof behalten, wo er die ganze Zeit davor gelebt hatte und wo ihn alle kannten. Ich ließ mir den Stein geben, der völlig harmlos aussah, und legte ihn fort. Er lag monatelang verborgen in meinem Schlafzimmer, bis ich hörte, dass die Amaza ihren Kristall suchen. Da begann es mir zu grauen. Ich wusste nicht, ob dieser Stein es war, und ich - ich wollte es auch nicht wissen!" schleuderte er verzweifelt hervor. "Ich warf ihn in die Truhe und sah ihn nie mehr an. Vielleicht war er nur Geröll. Konnte ich denn wissen, was meinen Ritter zum Irrsinn trieb?" "Wo ist der Stein jetzt?" fragte Ahiraquae. Eine große Müdigkeit bemächtigte sich ihrer.

"Ich habe ihn verschenkt", erwiederte Morgan düster. "Verschenkt?"

"Eine Bettlerin kam vorbei", sagte Morgan. "Ich dachte, bei ihr ist der Stein gut aufgehoben. Ich wollte ihn loswerden, versteht Ihr? Sie hat sich gefreut, als sie ihn gesehen hat. Hört, Janas: ich weiß nicht, ob es der Kristall von Helos ist. Er sieht sehr hässlich aus. Vielleicht ist es nur..." "Es ist der Araquin", schnitt Ahiraquae ihm das Wort ab. Der Gedanke, dass jetzt eine zerlumpte Bettlerin den Stein in Kalas herumtrug, raubte ihr fast den Verstand.

"Sie heißt Ihlen", sagte Morgan in einem kümmerlichen Versuch Ahiraquae zu trösten. "Sie tauchte hier im Schloss auf, um zu betteln. Eine alte Frau."

"Danke, König." Ahiraquae vollbrachte eine müde Verbeugung. "Wer werden sehen. Ich danke Euch, dass Ihr mir die Wahrheit gesagt habt." Sie ging mit steifen Schritten zur Tür. "Lasst es mich wissen, wenn Ihr meine Hilfe braucht", rief Morgan hinter ihr her. Ahiraquae antwortete nichts. Es war ihr unmöglich, Morgan noch eine Sekunde länger

gegenüberzustehen. Sie war nicht einmal wütend, sondern einfach fassungslos über seine bodenlose Dummheit. Mal sehen, was Candryi dazu sagen würde. Als Ahiraquae in die Halle hinaustrat, war Candryi jedoch nirgends zu entdecken. Sie ging eine Weile suchend umher und schaute in die Gänge hinein, bis sie Candryi auf dem Schlosshof entdeckte, wo sie am Brunnen stand und sich mit zwei Rittern unterhielt.

"Es ist mir langweilig geworden", sagte sie, als Ahiraquae herbeikam, "wir haben für heute Nachmittag eine Übungsstunde vereinbart. Beteilstigst Du Dich auch?"

"Gerne. Aber jetzt muss ich etwas mit Dir besprechen", erwiderte Ahiraquae und zog Candryi fort. Die beiden Frauen blickten ihnen lächelnd nach und vertieften sich dann wieder in ihr Gespräch. "Kennst Du die beiden?" fragte Candryi. "Sie haben mir zugewinkt, dass ich zu ihnen kommen soll. Ich muss mich beschäftigen, sonst lähmt mich das Warten derartig, dass ich bald kein Bein mehr vor das andere heben kann."

"Du wirst sofort Beschäftigung haben. Wollen wir in den Turm hinaufsteigen? Dort sind wir ungestört und können uns in aller Ruhe unterhalten. Roman wird sich sobald nicht mehr blicken lassen." "Gut."

"Sieh Dir Tess an", sagte Ahiraquae, als sie auf der obersten Plattform angekommen waren. "Es ist eine wunderschöne Stadt." Candryi brachte nur einen flüchtigen Blick für die Schönheit von Tess auf.

"Erzähle!" sagte sie und lehnte sich gegen die Ummauerung. Schweigend hörte sie Ahiraquaes Bericht zu.

"Weiβt Du, was ich am liebsten täte?" fragte sie schließlich, als Ahiraquae geendet hatte. "Am liebsten würde ich diesen elenden Lügner an seinem gepflegten Umhang nehmen und über die Turmbrüstung halten, um seine ganze Widerwärtigkeit aus ihm herauszuschütteln."

"Wir müssen hinunter in die Stadt und die Bettlerin ausfindig machen." Ahiraquae stützte sich auf die Turmbrüstung. "Ihlen - ich kann mich nicht entsinnen, den Namen schon einmal gehört zu haben." Plötzlich wurden ihre Augen weit. "Das hat uns gerade noch gefehlt", sagte sie.

Candryi drehte sich um und blickte über die Brüstung. Eine kleine Gruppe Männer, vielleicht sechs an der Zahl, lief über den Schlosshof. Selbst von der Höhe des Turmes erkannte Candryi die verhasste Tracht der Selemiter. Allen voran spazierte Ira Loen gerade in die Eingangshalle hinein. Es schien, als hinke er ein wenig.

Candryi wirbelte herum und packte Ahiraquae am Handgelenk. In halsbrecherischem Tempo jagten die beiden Frauen die Turmtreppe hinunter. Der Hof lag verlassen vor ihnen. Candryi sah kurz zu den Ställen hinüber, aber Ahiraquae, die den Blick bemerkte, schüttelte den Kopf.

"Weg von hier!" stieß sie hervor. Flüchtig dachte Candryi an Slev. Aber es war zu spät. Ohne sich umzudrehen, hasteten sie über den Hof und verschwanden durch das große Tor im Schlosspark, noch ehe die Schlosswächter einmal Atem holen und die beiden nach dem Grund ihrer Eile fragen konnten.

Ahiraquae hielt erst inne, als sie die ersten Gassen erreicht hatten. Keuchend stoppte Candryi ihren Schritt.

"Wir haben Slev zurückgelassen", japste sie. Ahiraquae zog sie weiter.

"Wir suchen jetzt Ihlen", sagte sie. "Dann gehe ich zurück ins Schloss. Slev wird nichts passieren."

Die hohen, schmalen Häuser standen so eng zusammen, dass kaum ein Sonnenstrahl auf das alte Pflaster fiel. Zwischen den Steinen wuchs Moos.

Die Frauen gelangten durch mehrere Gassen bis hin zu einem Marktplätzchen. Um die Nachmittagszeit schienen alle Leute in ihren Häusern zu sein. Nur das stetige Plätschern des Brunnenwassers durchbrach die Stille.

Gerade als sie stehen blieben, um zu beratschlagen, vernahmen sie jedoch Schritte aus einer der Seitengassen. Lauschend hob Ahiraquae den Kopf.

"Das sind Soldaten", sagte sie. Candryi wandte den Kopf in Richtung der Geräusche, genau im richtigen Moment, um Tjorn von Messam ins Gesicht zu blicken, der gerade auf den Marktplatz einbog. Ein kurzes Erkennen flackerte in seinen Augen auf. Candryi drehte sich auf dem Absatz um und stob in eines der engen Gäßchen hinein. Hinter sich hörte sie, wie sich die Schritte Ahiraquaes in entgegengesetzter Richtung entfernten. Sie schmunzelte. Wenn ihre alte Lehrmeisterin sie jetzt sehen könnte! Sie würde sich freuen, dass sie selbst die ersten Regeln der Grundausbildung noch immer nicht vergessen hatte.

Sie rannte die Gasse entlang, mit den Augen fieberhaft auf der Suche nach einem Unterschlupf. Gab es in dieser Stadt eigentlich keine Höfe? Hinter sich hörte sie Rufen. Sie hastete einen Treppenaufgang hoch und drückte sich in den zurückgesetzten Türeingang. Mit dumpfen Poltern schlug sie dabei gegen die Tür. Die Stimmen kamen näher. Candryi zweifelte nicht daran, dass sie ihrer sofort ansichtig werden müssten, sobald sie in ihre Richtung sahen. Wäre sie doch bloß weitergelaufen! Auch im Haus waren nun Schritte zu hören. Jemand lief die Treppe hinunter. Candryi fiel fast ins Hausinnere, als sich die Tür in ihrem Rücken plötzlich öffnete. Ein Arm zerrte sie in den Flur, die Haustür schloss sich geräuschlos.

"Willkommen, Amaza", sagte eine Frauenstimme. Verblüfft sah Candryi sie an. Die Frau war ungefähr gleich groß wie sie selbst. Ihre dunklen Haare waren zu einem kunstvollen Gebilde empor getürmt, aus dem einzelne Löckchen, die Spitzen mit bunten Bändern umwickelt, herunterbaumelten. Das Gewand war seitlich an der Taille gerafft. Ein Schultertuch verbarg halb die nackten, mit vielen Reifen geschmückten Oberarme.

Die Frau erwiederte freundlich Candryis Blick. Ihre Augen waren tiefblau, von einer Farbe, die Candryi an eine bestimmte alte Sage erinnerte, die sie als Kind oft gehört hatte. Sie hatte gedacht, das Geschlecht sei ausgestorben.

"Danke", sagte sie atemlos. "Ihr habt mich gerettet. Wie kann ich Euch das danken, ehrwürdige. . ." Die Frau nahm sie beim Ellbogen und führte sie zur Treppe.

"Kommt herauf", antwortete sie. "Meine Töchter werden sich freuen, Euch begrüßen zu können. Mein Name ist Astis." "Seid Ihr aus dem Geschlecht der Herath?" Candryi konnte sich die Frage nicht verkneifen, obwohl sie befürchtete, sich damit lächerlich zu machen. Aber zu ihrem Erstaunen nickte die Frau, als sei es das Normalste der Welt, diese Frage zu hören. "Ich stamme von Herath ab", erwiederte sie. "Ihr habt es an den Augen erkannt, nicht wahr? Alle meine Töchter haben unsere Augen."

"Aber ich dachte. . .", Candryi suchte nach Worten, die die Frau nicht beleidigen würden. "Ich dachte, Euer Geschlecht wäre. . ." sie verhaspelte sich.

"Ausgestorben?" Astis lächelte. "Man sagt so. Wir sind in alle Winde zerstreut. Der Name Herath hat viele Feinde. Seht mich nicht so an, Amaza. Kommt jetzt herauf und sagt mir, wie wir Euch helfen können."

Morgan krümmte sich innerlich vor Pein. Am liebsten hätte er diese sechs grobschlächtigen Gesellen aus seinem Thronsaal geworfen.

"Ich sage Euch, die zwei von Euch Gesuchten sind nicht hier", sagte er beschwörend. "Wenn meine Leute das Schloss durchsucht und sie nicht vorgefunden haben, dann sind sie eben fort." Er machte eine Handbewegung in die Luft.

Ira Loen trat einen Schritt näher.

"Und wo ist das Mädchen?" fragte er. Sein Gesicht war abgebrämt und blass. Tiefe dunkle Ringe umrandeten seine Augen. "Das Mädchen ist in ihrem Zimmer", erwiederte Nael. Ira Loen warf ihr einen missbilligenden Blick zu, den sie ungerührt zurückgab. Der Hauptmann scharrete mit den Füßen auf dem Parkett, und Morgan, der diesen Anblick kaum ertragen konnte, räusperte sich laut und sagte:

"Es würde mich freuen, Euch hier als meine Gäste begrüßen zu können. Nach dieser langen Reise wollt Ihr Euch sicher ausruhen, zumal Ihr ja", er nickte Ira an, "wohl noch etwas angegriffen seid." Es war, als habe er in ein Wespennest hineingestochert. Ira Loen ballte die Fäuste, dass die Knöchel weiß hervortraten. Seine Augen verengten sich noch mehr, so dass sie nur noch zwei schmale Schlitze bildeten. Aber er beherrschte sich.

Zur Erleichterung des Königs ging gerade in diesem Moment die Tür auf. Ein Pulk Soldaten quoll herein, an der Spitze ein Mann, den Morgan zu seiner Freude sofort als Adligen erkannte. Eine formelle Begrüßung erfolgte. Als der Lord von Messam erzählte, dass er und seine Soldaten die beiden Gesuchten in den Straßen von Tess gesehen hatten, konnte Nael sich ein amüsiertes Lächeln in Ira Loens Richtung nicht verkneifen. Er fing ihren Blick auf, und sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr.

"Mein Hauptmann hat Euch, verehrter König, bestimmt schon alle näheren Umstände erläutert, die uns hierher geführt haben", sagte Tjorn.

"Das hat er." Morgan verschränkte zufrieden die Hände. Endlich bekam das Gespräch einen Stil, der ihm gefiel. "Wir müssen Euch also um die Erlaubnis bitten, die beiden in Tess und Umgebung suchen zu dürfen", setzte der Lord hinzu. Morgan hob die Augenbrauen.

"Das täte ich nur ungern", sagte er. "Die Einwohner von Tess sind solche Aufläufe von Soldaten nicht gewohnt. Es wird sie in große Aufregung versetzen, befürchte ich. Gibt es eine Möglichkeit, die Angelegenheit unauffällig zu erledigen? Zudem die Suche Wohl nur die Amaza betreffen kann. Lordritter Janas steht in meinen Diensten. Ich werde sie wegen dieser. . ." Morgan zögerte und suchte nach Worten, "Verwicklungen, in die sie sich hineinbegeben hat, zur Rechenschaft ziehen."

Tjorn blickte ihn verwirrt an. Der Verdacht stieg in ihm hoch, dass Morgan begann, taktische Schachzüge zu vollführen. Aber da war noch etwas, was ihn irritierte.

"Von wem redet Ihr eigentlich?" fragte er. "Von Janas oder von der Amaza? Oder von beiden?"

"Von Janas", erklärte der König mit leichtem Missmut. "Ich sagte, ich werde sie zur Rechenschaft ziehen. Mehr könnt Ihr nicht verlangen. Es entspricht vollkommen den Gepflogenheiten." Tjorn von Messam sah in die Runde. Der Hofmeister, der hinter des Königs Sessel stand, die rothaarige Prinzessin, der König selbst blickten ihn aus aufmerksamen, höflichen Augen an. Ira Loen hatte sich zum Fenster zurückgezogen und betrachtete den leeren Schlosshof.

Die Soldaten versuchten, sich ruhig zu verhalten. "Redet Ihr eigentlich von einem Mann oder einer Frau?" Tjorns Stimme klang grober als beabsichtigt. Morgan runzelte die Stirn. "Mein lieber Lord", erwiderte er. "Mir scheint, Ihr braucht ein wenig Ruhe. Ihr seid erschöpft. Zum drittenmal sage ich Euch, dass ich von meinem Ritter rede. Natürlich spreche ich von einer Frau. Oder habt Ihr Janas vielleicht für einen Mann gehalten?" Er fing laut zu lachen an. Seitdem die düstere Angelegenheit mit dem Stein einigermaßen bereinigt schien, fühlte er sich ausgesprochen gut gelaunt.

Langsam drehte sich Ira Loen vom Fenster weg. Sein Gesicht war entgeistert.

Tjorn schluckte mehrmals heftig.

"Aber das ist nicht möglich", antwortete er matt. "Ich bin überzeugt davon, dass Janas ein Mann ist."

"Woher wollt Ihr das so genau wissen, Lord?" Nael erhob sich aus ihrem Sessel rechts von dem König. Ihre Augen funkelten vergnügt, mit einem winzigen Anflug Bosheit darin. "Ich weiß es", entgegnete Tjorn von Messam entschieden. Er dachte an Ahiraquaes helle Augen.

"Meint Ihr, ich könnte keinen Mann von einer Frau unterscheiden?"

"Dann habt Ihr wohl eine Liebelei mit ihm angefangen?" fragte Nael tückisch.

Tjorn wurde bleich, und nur die Tatsache, dass er sich hier auf fremdem Boden befand, ließ ihn sich zügeln. Er holte tief Luft.

"Prinzessin", sagte er steif. "Ich kann solche Spaße überhaupt nicht komisch finden. Wir in Selem haben eine andere Auffassung von diesen Dingen."

Hinter ihm glücksten einige Soldaten auf. Ira Loen umklammerte seinen Schwertgriff. Er warf dem König einen lauernden Blick zu. "Eure Tochter ist heute anscheinend zum Scherzen aufgelegt", sagte er. "Dann will ich doch nicht versäumen, auch einen Witz zu machen: Prinzessin, woher wisst Ihr denn so gut Bescheid? Hattet Ihr vielleicht eine Liebelei mit dem Ritter?" Das Lachen schwoll an, aber Nael war ungerührt. "Erraten, Hauptmann", erwiderte sie. "Und meint Ihr, ich kann keine Frau von einem Mann unterscheiden?"

Die Soldaten grölten vor Lachen. Tjorn von Messam fehlten die Worte. Stumm blickte er Ira Loen an, der steif vor der Prinzessin stand und keine Antwort mehr wusste. Morgan räusperte sich wieder.

"Da dieses kleine Problem nun offensichtlich gelöst ist", sagte er, "wiederhole ich nun zum vierten und hoffentlich zum letzten Mal, dass Janas unter meiner Obhut steht. Wenn sie aus meinen Diensten entlassen wird, geht sie in ihr Heimatland zurück. Für Euch, Lord, ist damit der Fall erledigt. Ich würde Euch nahe legen, auf eine Verfolgung zu verzichten."

"Wo ist seine - äh, ihre Heimat?" fragte Ira. Seinem Gesichtsausdruck zufolge war er momentan bereit, Ahiraquae bis ans Ende der Welt zu verfolgen.

Nael lächelte ihn wieder an. Ihr Lächeln hatte etwas so Maliziöses, dass er ihr am liebsten eine Ohrfeige versetzt hätte.

"Helos, lieber Hauptmann", sagte sie und ging zur Tür. "Ahiraquae Janas, die Schwester der Tomyris. Ihr wollt Euch doch nicht ernsthaft mit dem helosianischen Adel anlegen. Guten Abend, die Herren."

Ein Stöhnen lief durch den Raum. Nael zog leise die Tür hinter sich zu.

Morgan hielt es für besser, den Gesprächsstoff zu wechseln. "Das Mädchen", sagte er, "die Dienerin, ist hier im Schloss. Wir haben sie unter Gewahrsam gestellt, und Ihr könnt sie bei Eurer Abreise - ich hoffe natürlich, Ihr seid einige Tage meine Gäste - mit Euch nehmen. Und nun müsst Ihr mich entschuldigen. Ich hatte einen anstrengenden Tag." Er winkte Shannan. "Der Hofmeister bringt Euch zu Euren Zimmern. Wir sehen uns dann nachher bei Tisch wieder."

Nach dieser deutlichen Aufforderung blieb Tjorn nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Er wies seine Soldaten an, sich im Schloss gesittet zu benehmen, und folgte dem Hofmeister, der Ira und ihm die Zimmer zeigte. Als sie die Halle durchquerten, erblickte er gerade noch Nael, wie sie auf dem Schlosshof in eine Kutsche stieg. Sie warf ihm über die Entfernung einen spöttischen Blick zu und winkte leicht mit der Hand. Er wurde rot vor Scham über ihre ungehörige Bemerkung von vorhin. Das verfluchte Websstück. Sie war viel gefährlicher als Morgan. Er würde Nikas darüber berichten. Man musste verhindern, dass diese Frau Königin wurde.

Die Nacht war über Tess hereingebrochen. Candryi schob die dicken Vorhänge beiseite und spähte zum Himmel hoch. Es war Vollmond, eine pralle, strahlende Mondkugel segelte ruhig zwischen den spitzen Dächern und Türmen. Candryis Mund war trocken. Unten von der Straße her hörte sie das leise Schnauben eines Pferdes, das auf Astis' Geheiß gesattelt dort wartete. Sie ließ die Vorhänge zufallen und ging einige Schritte ins Zimmer zurück.

In einer Nische stand ein schmaler, hochgebauter Hausaltar. Selbst das ruhige Licht der Kerzen flackerte vor Candryis nervösen Augen.

Sie fühlte, wie ihre Hände klamm wurden. Auf der Treppe lachte eine Kinderstimme laut auf. Für Takhan, die sie zu Ihlen bringen sollte, war das Kommende nur ein Spiel. Sie witterte große Ereignisse hinter dem geheimnisvollen Geflüster der Erwachsenen. Candryi nahm die kleine, aus Stein gehauene Figur in die Hand. Das Gesicht der Göttin erschien ihr kalt und nichtssagend, als spiegele sie die Leere wider, die in Candryis Kopf herrschte. Zum ersten Mal in ihrem Leben verspürte Candryi tödliche Angst. Sie hatte keine Angst gehabt, als sie

Aleyles Stein stahl, und auch keine, als ihr Cle auf den Kopf zusagte, dass sie das Orakel betrogen hatte. Kämpfe, Rangeleien, unzählige kleine Gefechte waren spurlos an ihr vorübergegangen. Selbst die letzten Wochen hatten ihr zwar Aufregungen gebracht, nervenaufreibende, kräfteverzehrende Stunden, aber das war nichts gegen das Gefühl, das sich gerade in ihr ausbreitete. Es war die Angst zu versagen, die sie vorher nie gekannt hatte. Es klopfte an der Tür, und Candryi nahm ihren Umhang und trat auf den Flur hinaus. Takhan hampelte unruhig von einem Bein auf das andere. Ihre Augen strahlten Candryi an. "Es wird schon der richtige Weg sein", sagte Astis. "Sie ist dort in den letzten Wochen mehrmals gesehen worden. Wir werden für Euch beten, Candryi."

Candryi schauderte zusammen. Unter dem besorgten Blick von Astis ging sie mit weichen Knien die Treppe hinunter. Als Takhan die Haustür öffnete, schlug ihnen ein kühler, frischer Wind entgegen. Die Stute tänzelte erfreut, als Candryi zu ihr trat. Candryi glaubte, noch nie so ungern auf ein Pferd gestiegen zu sein, kaum, dass sie die Füße vom Erdboden hochbrachte. Endlich saß sie im Sattel und zog das Mädchen nach. Astis lehnte im Türrahmen und hatte fröstelnd ihr Tuch um sich gezogen. Candryi war froh, dass sie nichts mehr sagte, sondern nur noch zum Abschied ein paar Mal winkte, als sich das Pferd langsam in Bewegung setzte. Takhan rutschte hin und her. Es kribbelte ihr vor Aufregung in allen Gliedern, aber sie wagte nicht, Candryis Schweigsamkeit zu stören. Mit leiser Stimme gab sie einige Kommandos. Bald lag das östliche Stadttor hinter ihnen.

"Jetzt müsst Ihr alleine weiterreiten", sagte das kleine Mädchen. Candryi hielt an und hob sie vom Pferd herunter. "Danke, Takhan." Candryi gab dem Mädchen einen leichten Klaps auf die Schulter und sah ihr nach, wie sie mit wippenden Zöpfen in das Dunkel des Stadttores zurückjagte.

Dann ritt sie langsam weiter. Es war eine breite Landstraße, eine gute Strecke zum Reiten. Der Mond stand hinter Candryi und warf ihren Schatten lang auf den Weg. *Die Reise ohne Wiederkehr*, dachte sie fröstelnd. *Werde ich durch das Tor gehen müssen? Oh Göttin der ewigen Nacht, wirst Du mich beschützen?* Nur das Klicken der Pferdehufe war zu hören. Werde ich Ahiraquae wiedersehen? Candryis Herz lag wie ein zentnerschwerer Klotz in ihrer Brust.

Die Straße kreuzte einen kleinen Feldweg. Candryi zögerte. Ihre Augen spähten die Wiesen entlang. Als es in einem der niedrigen Büsche raschelte, krallte sich die Furcht wie eine eiskalte Hand um ihr Herz. Sie lenkte das Pferd nach links in den Feldweg hinein. Nach einigen Schritten scheute es plötzlich mit lautem Wiehern zurück. In der Mitte des Weges stand eine gebückte Gestalt. Candryi riss das Pferd hart am Zügel.

"Steigt ab, Amaza", sagte Ihlen. "Den Rest müsst Ihr zu Fuß gehen."

Candryi stieg ab und kam näher.

Sie hatte sich die Bettlerin erheblich älter vorgestellt, aber vor ihr stand eine Frau von vielleicht sechzig Jahren. Sie richtete sich etwas auf und blickte Candryi prüfend an.

"Es hat lange gedauert", sagte sie und winkte ihr zu folgen. Stumm ging Candryi hinter ihr her. Ihr Blick fiel auf die zerbrochenen Mauern und die dunklen, großen Felsenbrocken. Wie Spielzeug, dachte sie. Als ob die Steine die Mauern zerschmettert hätten. Ihlen blieb stehen, hinter sich die gezackten, zerbröckelten Konturen einer hohen Mauer. Ein dunkler Schatten erhob sich. "Wir sind da, Amaza", sagte Ihlen. Candryi blinzelte. "Was soll ich tun?" fragte sie.

"Er liegt zu Ihren Füßen." Ihlen deutete auf den Schatten. "Grabt ihn aus." Sie griff hinter sich, und ein schmäler, hoher Stab erschien in ihrer Hand. Candryi seufzte erschreckt auf. Der Stab endete an seiner Spitze in den geringelten Leib einer Schlange, deren Kopf sich Candryi züngelnd entgegenstreckte. Candryi glaubte, gleich ohnmächtig zu werden.

"Dann seid Ihr die Wächterin? Das heißt, ich muss durch das Tor gehen?"

Tief in ihrem Herzen hatte sie die ganze Zeit befürchtet, dass sie die schlimmste aller Prüfungen vor sich hatte, aber nun, da es Gewissheit war, empfand sie in ihrem Inneren nur Kälte. Ihlen nickte. "Seht dorthin! Da vorne an der Gabelung des Weges werde ich mich hinstellen. Legt Euer Schwert ab, Amaza. Es ist Euch nun zu nichts mehr nütze. Gegen Ende der Nacht sende ich Euch Kaan, das schwarze Pferd. Es wird Euch sicher zurückbringen. Und vergesst nicht - im Morgengrauen ist es zu spät!" Sie drehte sich um und verschwand im Dunkel des Feldweges. Mit tauben Lippen murmelte Candryi einen Gruß hinter ihr her. Dann löste sie ihren Gürtel und legte das Schwert ins Gras neben die Mauer. Sie schob sich durch den Tempeleingang, hinter dem sich sofort der mächtige Schatten der Statue vor ihr erhob. Ein Holz lag am Sockel. Unwillkürlich musste Candryi lächeln. Sie legte den Kopf in den Nacken und schaute nach oben, um das Gesicht der Statue zu erkennen. Sie blickte über sie hinweg, ihre leeren, pupillenlosen Augen starnten in den Himmel hinein. Candryi ließ sich auf die Knie nieder und begann an der Stelle, auf die das Holz gezeigt hatte, zu graben. Der Mond war nun schräg an ihrer Seite. Er beleuchtete ihre Hand, während sie mechanisch einen Erdbrocken nach dem anderen abhob und neben sich aufhäufte.

Der Schweiß rann ihr trotz der nächtlichen Kälte bald über die Stirn und tropfte in einer kleinen Bahn zwischen ihren Brüsten hinab.

Als erstes erblickte sie Stoff. In Windeseile grub sie weiter, bis sie das Bündel mit beiden Händen fassen und herausheben konnte. 'Behutsam legte sie es neben sich auf den Boden. Ihre Kehle schnürte sich zusammen, und sie warf einen letzten, verzweifelten Blick in die Höhe, in der Hoffnung, doch noch eine Antwort zu erhalten. Doch die Göttin stand in eisigem Schweigen über ihr, ein lebloser Klotz aus behauenem Stein. Candryi senkte den Blick und begann, das Tuch auseinander zu falten. Sie bemühte sich, nicht daran zu denken, dass sie mit jeder Lage Stoff, die sie entfernte, dem Araquin näher kam. Ein Flüstern rann hinter ihr vorbei.

Unter ihren Fingern spürte sie bereits die gekörnte Oberfläche des Steines. Ruckartig riss sie die letzten Fetzen Stoff beiseite und ergriff den Araquin mit einer Hand.

Das Mondlicht leuchtete grell auf. Für einen Sekundenbruchteil erblickte Candryi den Stein, der rau und klein in ihrer Handfläche lag, dann durchzuckte ein stechender Schmerz ihren Körper, als hätte ein Blitz in ihren Kopf eingeschlagen und banne sie nun am Boden fest.

Sie schrie und krümmte sich vor Schmerzen. Ihre Hand krallte sich um den Stein.

Er war glühend heiß wie brennende Kohle. Rollender Donner, der auf ihr zerbrach und zersplitterte, kam auf. Um ihren Hals legte sich ein Ring, eine riesengroße Faust, die sie hin- und herschüttelte wie ein läppisches kleines Blatt.

"Den Araquin", sagte eine Stimme an ihrem Ohr, "willst Du?" Sie war von triefender Gehässigkeit, so niederträchtig, als habe sich das Zentrum des Bösen selbst eine Stimme verliehen und spräche jetzt zu ihr. Feuer fraß sich langsam in ihr fort, bis Candryi fühlte, dass ihr Körper nur noch ein loderndes Flammenmeer war. Das Feuer leckte an ihren Augenhöhlen, schob sich in die Gehirnwindungen und fraß sich bedächtig in ihre Adern und Venen hinein, so dass sie glaubte, ihr Blut bestände aus siedendem Öl. Sie wollte schreien. "Himmlisch, himmlisch", flüsterte eine Stimme. Mit einem kreischenden Blitz flamme der Stein in ihrer Hand auf. "Hier entlang", sagte eine Stimme. "Bitte, hier entlang. Bückt Euch doch!" Ein kreiselndes Loch bildete sich inmitten der kochenden, gelben Masse, eine Höhle, ein Brunnenschacht, ein Gang in die Tiefe, und Candryi stürzte kopfüber hinein. Ob sie die Augen geschlossen oder offen hatte, wusste sie nicht. Ihre Augenhöhlen waren leergebrannt, ihr Körper leergefegt von tausend kleinen Flämmchen, die jetzt zischend in dem kalten, dunklen Schacht verlöschen, in dem Candryi wie ein funkenstiebender, körperloser Komet hinabjagte.

Dünne, knochige Finger tasteten über ihr Gesicht. Jemand tätschelte ihr die Wange. Mühsam blinzelte Candryi mit den Augen. Gewänder raschelten vorbei. Sie öffnete und schloss die Hand. Sie war leer.

Candryi setzte sich auf und sah sich um. Vor ihr erstreckte sich ein langer, metallfarbener Raum, in dessen Mitte ein niedriges Podest aus weißem, poliertem Stein stand. Ein Mann saß darauf. Als er bemerkte, dass Candryi erwacht war, erhob er sich und kam auf sie zu. Sein langer stahlblauer Umhang schliff mit einem schabenden Geräusch hinter ihm her.

"Seid Ihr erwacht, Täubchen", gurrte er. Sein Gesicht, hager und spitz wie das Antlitz eines ausgemergelten Adlers, starre sie von oben an. Candryi stand auf. Die Augen ihres Gegenübers waren vogelähnlich gelb, und als er wieder zum Sprechen ansetzte, erkannte sie in ihm den Besitzer der bösartigen Stimme von vorhin. "Euch also haben sie geschickt", sagte er mit einem hüstelnden Lachen. Candryi blickte auf ihre leere Handfläche. "Wo ist er?" fragte sie. Der hagere Mann ruckte mit dem Kopf. "Wo ist er?" wiederholte er. "Ja, wissen Wir denn, wo er ist? Das ist eine Frage! Sollen Wir jetzt darüber nachdenken?" Seine Stimme klimperte und quäkte, und er näherte seinen dünnen Kopf mit vogelartigen Bewegungen Candryis Gesicht. Sie wichen zurück. Knochige Finger krochen unter seinem Umhang hervor. Die verhornten Nägel krümmten sich über die Fingerkuppen. Mit einer dramatischen Geste hob er die Hände empor.

"Der Araquin!" rief er. "Jetzt kommen sie, um ihn zu holen! Oh, ich dachte, sie hätten es bereits vergessen!" Candryi glaubte, es litt einem Verrückten zu tun zu haben. "Wer seid Ihr eigentlich?" fragte sie. "Ich?" Der Mann stob einmal herum, wobei sein Umhang wie bei einem Pfau ein Rad hinter ihm schlug.

"Eine kluge Frage, mein Täubchen", erwiderte er. "Wir sind der Besitzer des Araquin." Candryi lachte laut. "Das glaubt Ihr doch selbst nicht", antwortete sie. Das Gesicht des Hageren wurde lang. Seine Lippen pressten sich zu einem schmalen, farblosen Strich zusammen. "Oh doch, das glaube ich, Amaza", sagte er. Das vogelartige Gehabe glitt von ihm ab, und er richtete sich auf, so dass er Candryi um einiges überragte.

"Ihr wollt den Araquin holen?" dröhnte er. Sein donnerndes Gelächter brach sich an den Wänden wider. "Schert Euch zum Teufel!"

"Ich glaube nicht an den Teufel", warf Candryi höhnisch ein. "Behaltet diese Ausgeburt Eurer kranken Phantasie für Euch! Ich werde weder zum Teufel noch sonst wohin zurückgehen. Egal, wer Ihr seid, Ihr werdet Euch mir nicht in den Weg stellen!" Die Gestalt vor ihr wurde noch größer. Sie musste den Kopf weit zurücknehmen, um ihn ansehen zu können.

"Das sind starke Worte, Täubchen", sagte er. "Euer Pech ist bloß, Täubchen, dass Ihr sowieso nicht zurückgehen könnt, selbst wenn Ihr wollt. Ihr werdet schön hier bleiben müssen, egal, was geschieht. Ihr werdet hier bleiben bis zum Morgengrauen, und Kaan wird Euch vergeblich suchen, denn ich selbst werde Euch zum Teufel schicken!" Candryi trat einige Schritte zurück. "Wie heißt Ihr?" fragte sie. "Habt Ihr keinen Namen?" Ein verkniffenes Lächeln glitt über sein Gesicht.

"Doch, Amaza", sagte er. "Ich habe einen Namen. Aber keinen, den ich Euch gerne nennen möchte, Ihr Götzenanbeterin." Er drehte sich um und ging in das Hintere des Raumes. "Ihr seid eine Närrin", rief er über die Schulter zurück. "Ich hätte Euch eine Chance gegeben. Aber wie Ihr wollt!" Er machte einige hüpfende Sätze, und seine Stimme geriet wieder zum Gekeife. "Sucht ihn doch!" schrie er mit meckerndem Lachen. Sein Schatten schwankte in wunderlichen Bewegungen an der Wand. "Sucht ihn, Täubchen!" Candryi lief hinter ihm her, aber zu ihrer Bestürzung dehnte sich der Raum, je länger sie lief, immer mehr aus. Mit den Armen schlagend sprang der Mann vor ihr her. Er blickte noch einmal über die Schulter zurück, ein schleimiges Grinsen stand in seinem Gesicht. Dann ging er auf die metallene Wand zu und verschwand. Irritiert blieb Candryi stehen. Ihr Atem ging schnell. Sie trat auf die Wand zu und tastete mit den Händen die kühle Fläche ab. Sie fühlte keine Erhebung, keine Rille, nichts. Nur eine glatte, ebene Fläche.

"Himmlisch", sagte eine Stimme. Candryi fuhr herum. Es war niemand zu sehen. Sie hatte dieses Wort doch vorhin schon einmal gehört? Was sollte denn dieses himmlisch bedeuten?

Es war kein Wort aus der helosianischen Sprache, aber in Selem hatte sie es des öfteren gehört.

Das weiße Podest stand weit hinter ihr am Anfang des Raumes. Vor ihr lag ein schier endlos wirkender Gang, der am Ende eine Tür zu haben schien. Nach einem Überlegen entschloss sich Candryi, diese Tür näher zu untersuchen. Sie konnte immer noch zurücklaufen, wenn sich dieses Bild als Trugschluss erwies. Aber da war wirklich eine Tür.

Der Gang war an seinem Ende so schmal, dass die Tür gerade noch hinein passte. Sie stand leicht angelehnt, ein Lichtschein fiel herein. Fast erwartete Candryi, dass die Stimme wieder himmlisch hinter ihr sagen würde, aber es blieb ruhig. Nur ein Lachen ertönte aus dem verlassenen Gang, als sie die Tür mit dem Fuß weit aufstieß. Vor ihr lag eine karge, zerklüftete Landschaft. Bis zum Horizont erstreckte sich hellrötlich brauner Boden, durchzogen mit schmalen, schwarzen Rissen. Dazwischen erblickte sie Geröllhalden und abgeplattete und zugeschliffene Felsen, die sich unvermittelt aus dem flachen Boden erhoben. Das Geröll wirkte wie wahllos aus großer Höhe hingeworfen und als sei es seit Jahrtausenden, nachdem es zufällig an diesen Platz gerollt war, nicht mehr bewegt worden. Nichts regte sich. Der Himmel war von tiefer, nächtlicher Schwärze, doch meinte Candryi, nachdem sie längere Zeit hingeblickt hatte, eine schwache, kaum merkliche Trübung zu erkennen. Unzählige Sterne glitzerten auf sie herab. Die wenigen Felsen warfen lange Schatten, die von einer Lichtquelle, die bereits jenseits des Horizonts lag, herrühren mussten, denn am Himmel stand kein Mond oder sonst ein größeres Gestirn.

Die Luft stand still. Weder ein Luftzug noch der Hauch einer kleinen Windbewegung streifte Candryis Gesicht, als sie vorsichtig einige Schritte auf dem harten Boden vorwärts ging. Die Schritte wurden von der lautlosen Stille verschluckt. Als sie sich umblickte, waren Tür und Gang verschwunden. Sie hatte es nicht anders erwartet. Dieses alte Ekel würde alles tun, um sie zu ängstigen. Sie wandte den Blick wieder nach vorne und erschrak im ersten Augenblick fürchterlich, bis es ihr langsam dämmerte, dass ein Pferd vor ihr stand. Candryi rieb sich heftig die Augen. Aber das Pferd verschwand nicht. Es scharrete ungeduldig mit den Hufen auf dem verkrusteten Boden und warf auffordernd den Kopf nach hinten.

Zögernd trat Candryi an das Tier heran. Der rote Leib der Stute war mit einer großen, mit bunten Motiven gemusterten Reitdecke geschützt. An den Fransen hingen kleine Spiegel und Glöckchen, die leise klingelten. Auch in die helle Mähne waren Bändchen mit Spiegeln eingeflochten. Ein Schnauben kam aus ihren Nüstern, aber es bildete sich kein Atemdunst in der Luft. "Ich würde an Eurer Stelle aufsteigen", wisperte die Stimme an Candryis Ohr. "Oder worauf wartet Ihr?"

Candryi wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Die Stimme klang nicht böse oder hinterlistig, aber sie fand es unangenehm, einen flüsternden Kobold im Ohr zu haben, von dem sie nicht wusste, ob sie seinen Ratschlägen überhaupt trauen konnte. Sie schwang sich auf das Pferd, das im selben Moment, kaum dass sie die Schenkel um seinen Leib gelegt hatte, wie ein Windstoß davonjagte. Der Boden glitt unter seinen Hufen weg. Obwohl das Pferd in rasender Geschwindigkeit dahineilte, spürte Candryi keinen Zugwind im Gesicht. Ihre Haare hingen so kerzengerade über ihre Brüste hinab, als säße sie in einem bequemen Sessel und ruhte sich gerade aus. Die Landschaft verschwamm zu langgezogenen Schatten. Candryi konnte nicht ermessen, wie lange sie ritten. In der Stille um sie herum schien selbst die Zeit eine Unbekannte zu sein. Sie dachte daran, wie recht dieser Mann-ohne-Namen mit seiner Bemerkung hatte, dass sie sowieso nicht zurück konnte, selbst wenn sie wollte. Um einen Weg zur Rückkehr zu finden, hätte sie zuallererst einmal feststellen müssen, wo sie sich eigentlich befand. Das Pferd hielt mitten im Laufen inne. Gerade als Candryi noch überlegte, ob sie jetzt wohl absteigen musste, verschwand es plötzlich unter ihr, und sie fand sich in einer weiten, gefliesten Vorhalle wieder, von der aus eine breite Treppe hinaufführte. Siedendheiß fiel Candryi ein, dass sie jedwedes Zeitgefühl verloren hatte. Vielleicht kam jetzt schon bald die Morgendämmerung. Sie stürzte die Stufen herauf, wobei ihre Schritte ein

lautes, klackendes Geräusch auf dem Marmor erzeugten. Die Treppe mündete in einen Gang. Da es nur diesen einen Weg gab, rannte Candryi in höchster Eile weiter. Sie vermisste förmlich die kleine Stimme, die ihr sagen sollte, wie es nun weiterging. Rechts und links glänzten in regelmäßigen Abständen dunkellackierte Holztüren. Eine einzelne Tür schloss den Gang am hinteren Ende ab. Candryi vermutete, dass dahinter lediglich ein weiterer Gang lag. Hoffentlich geriet sie hier nicht in ein Labyrinth.

Sie öffnete die nächstbeste Tür. Das Zimmer war völlig eingerichtet. Von der Tür aus konnte sie auf eine Bettstatt sehen, auf der, von den geschnitzten Holzpfosten ein wenig verdeckt, eine Gestalt lag.

Verwirrt blieb Candryi an der Tür stehen. Sie wagte kaum zu atmen, aus Angst, die schlafende Gestalt könnte sie bemerken. Aber ihre Vorsicht war umsonst, denn die dort Liegende wandte den Kopf zur Tür, als habe sie auf Candryis Eintreten gewartet. Sie hob den Oberkörper ein wenig hoch und stützte sich auf die Ellbogen. Candryi spürte, wie ihre Knie nachgaben. Sie klammerte sich an den Türrahmen. Es war Aleyle.

Sie schwang die Bettdecke zurück und setzte vorsichtig die Füße auf den glatten Boden. Dabei beobachtete sie Candryi unverwandt. Ihr Gesicht war mit Schmutz und Blutresten bedeckt, und auf ihrer Stirn klaffte ein langer, ausgefranster Riss. Als sie sich ganz erhoben hatte und auf Candryi zukam, sah diese, dass Aleyle immer noch die zerfetzte Kleidung trug, in der sie sie zuletzt gesehen hatte. Durch die zerbrochenen Metallgitter der Beinkleider schimmerte die Haut. Sie zog das Bein ein wenig nach. Ihr Kettenhemd hing in zwei Hälften gerissen über ihren halbnackten Oberkörper. Eine tiefe, mit gestocktem Blut bedeckte Wunde zog sich von der Achselhöhle quer über ihre linke Seite. "Willkommen, Schwester", sagte sie. Ihre Stimme klang heiser. Der Hass darin ließ Candryis Zähne aufeinanderschlagen. "Aleyle!" rief sie und streckte ihrer Schwester bittend die Hände entgegen. Aleyle lächelte. Ihre Zähne schimmerten weiß in dem verdreckten Gesicht. "Du hast mich getötet", sagte sie.

Candryi drehte sich um und schlug die Tür hinter sich zu. Ihr Herz raste, als sie zur nächsten Tür eilte und sie aufstieß. Noch ehe sie einen richtigen Blick in das Zimmer geworfen hatte, schlug sie die Tür auch schon wieder zu. Sie hatte genug gesehen. Die nächste Tür, das gleiche. Candryi rannte den Gang zurück zur Treppe, doch sie hatte die Mitte noch nicht erreicht, als sich die Türen neben ihr mit einem leisen, quietschenden Geräusch öffneten. Auch hinter sich hörte sie Türen in den Angeln knarren. Blitzschnell wandte sich Candryi wieder um und lief zum Ende des Ganges. Hinter sich vernahm sie klappernde, hinkende Geräusche. Sie erreichte die letzte Tür. Was, wenn auch dort das gleiche Zimmer auf sie wartete, mit der gespenstischen Aleyle, die nur darauf lauschte, dass sich die Tür öffnete und sie den Kopf drehen konnte? Keuchend lehnte sich Candryi an die Wand. Aus jeder Tür war Aleyle herausgekommen. Candryi sah nur die vordersten. Die zwölf bildeten einen Halbkreis um sie, der sich langsam enger und enger schloss, bis sie den Atem Aleyles im Gesicht spürte. Sie strömte einen unerträglichen Geruch von Verwesung aus. Ein Auge war zugeschwollen, das andere lag tief in seiner Höhle und fixierte Candryi hasserfüllt.

"Du hast mich getötet, Schwester", sagte sie. Der Satz schwoll den Gang entlang, von Mund zu Mund.

"Nein", stammelte Candryi. Sie wollte das Gesicht in den Händen verbergen, aber Aleyles Auge hatte eine hypnotisierende Kraft.

"Sieh mich an", sagte sie. Der Kreis schloss sich enger. Candryi starre auf die pochende Wunde an Aleyles Seite. "Du bist eine Verräterin", fuhr die brüchige Stimme fort. "Du hast Dein Volk verraten, und Du hast mich verraten. Deinetwegen musste ich sterben, Candryi."

"Du lügst!" Verzweifelt presste Candryi die Hände an die Ohren. Aleyles Mund verzerrte sich zu einem grausamen Lächeln. Die hinter ihr taten ihr nach.

Candryi riss die Tür neben sich auf. Der eiskalte Luftsog riss sie fast hinaus. Zu ihren Füßen breitete sich kilometerweit ein sterbenklarer Abgrund aus. Sie umklammerte den Türgriff und presste mit aller Kraft die Tür zu, bis sie sich leise schnappend wieder schloss.

Als sie sich umdrehte, war Aleyle bis auf eine verschwunden. Candryi stieß ihre Schwester, die dicht vor ihr stand, beiseite und hechtete mit langen Sätzen den Gang hinunter zur Treppe. Das leise, hinkende Tappen folgte ihr. Sie hatte geglaubt, vorhin in der Halle eine Tür gesehen zu haben, die nur angelehnt stand und zwischen deren schmalen Spalt ein Stück des nächtlichen Himmels durchschien. Doch jetzt war sie verschlossen, und so sehr Candryi auch an der Klinke rüttelte, sie bewegte sich keinen Millimeter. Candryis Hände zitterten.

Aleyle kam die Treppe heruntergehinkt und verharrete auf der untersten Stufe.

"Komm her, Candryi", rief sie und winkte ihr. "Ich will Dir etwas zeigen."

Gehorsam bewegte sich Candryi zurück. Es hatte wenig Zweck, sich aufzulehnen. Wenn sie nicht freiwillig zur Treppe ging, würde vielleicht der Boden unter ihren Füßen wegkippen oder eine unsichtbare Faust würde sie durch die Halle stoßen. Sie hatte aber noch nicht die Hälfte der Vorhalle durchschritten, als zwischen ihr und Aleyle plötzlich ein großer, altersgrauer Stein aus dem Boden wuchs. Er war viereckig bebauen und gerade so hoch, dass Candryi bequem auf seine Oberfläche blicken konnte. Und dort lag der Araquin. Seine Oberfläche hatte inzwischen die Farbe mattgelben Bernsteins angenommen. Die zerrissenen Spitzen schimmerten rauchig. Aleyle berührte den Stein mit der Hand, und stoßartig schoss ein heller, blauer Dunst heraus. Als er verdampft war, erblickte Candryi den schönstgeschliffenen Kristall, den sie je in ihrem Leben gesehen hatte. Er war durchsichtig hell mit einem zartblauen Schimmer. Mit Hunderten unsäglich schimmernden Facettenaugen nahm er Candryis Gesicht auf und spiegelte es wider. Er ist wie Ahiraquae Schwertstein, dachte Candryi. "Willst Du Ahiraquae sehen?" fragte Aleyle, als habe sie ihre Gedanken gelesen. Noch ehe Candryi antworten konnte, hob sie den Kristall auf und hielt ihn dicht vor ihre Augen. "Denke an sie", befahl Aleyle. "Du musst nur an sie denken." Candryi schwankte zwischen Widerwillen und Sehnsucht. Aber offenbar genügte wirklich schon der bloße Gedanke, denn der Kristall schob seine oberen Facetten beiseite wie unsichtbare Geheimtüren in einem Berg und gab den Blick frei auf eine spiegelglatte Fläche, die sich gleich der gespannten Oberfläche eines windstillen Sees fast unmerklich bewegte.

Das Bild nahm Candryis ganzen Gesichtskreis ein. Ein Park erschien. Sie erinnerte sich, es war der Schlosspark in Tess. Eine Hand streifte Äste beiseite. Candryis Blick fiel auf eine kleine Bank am Ufer eines Teiches. Die Hand wurde zum Arm, der Arm zur Gestalt, die sich langsamen Schrittes zur Bank hinbewegte und sich setzte. Es war Ahiraquae. Sie blickte zum Schoß hinüber, als lauschte sie auf ein fernes Geräusch. Hufgeklappere drang durch die dichten Büsche zu ihr hin. Stimmen. Drohende Stimmen, die sich unverständliche Worte zuriefen. Jemand schrie. Candryis Herzschlag stockte. Das war doch das Mädchen. Bei Heth, sie schrie wie am Spieß. Ahiraquae wandte den Kopf und blickte in die Richtung, aus der die Schreie und das Rufen herkamen. Ihr Gesicht leuchtete kühl und verschlossen vor dem dunklen Grün der Büsche. Hilft sie ihr nicht, dachte Candryi. Warum tut sie nichts? Allmählich verklang der Lärm. Das Schreien wurde schwach und vibrierte als hohes, dünnes Jammern noch einen Moment lang in der Luft, ehe es verstummte. Das Holz knackte unter näherkommenden Schritten. Ahiraquae drehte den Kopf zu Nael hin. Sie schien nicht besonders erfreut, aber auch nicht enttäuscht. In ihren Augen lag ein geheimes Wissen, das sie mit Nael, die sie lächelnd betrachtete, teilte. Es war das Wissen um den Verrat, den sie soeben begangen hatte. Und genauso wird sie dich verraten, schoss es Candryi durch den Sinn.

Sie schlug mit der Hand nach dem Kristall, der sofort erlosch. "Du lügst", schrie sie. "Ihr alle lügt! Nie würde sie das tun, nie!" Ihr war zum Erbrechen übel. Mit müden Beinen wankte sie zur Tür. Ihr Körper war wie gelähmt. Sie merkte, wie das Gift sich in ihr auszubreiten begann. Wieso bin ich mir so sicher? fragte sie sich. Kann ich mir denn sicher sein? Ich muss

weg von hier, wenn ich einen klaren Kopf behalten will. Ein Geheimnis umgibt sie. Göttin, lass mich die Tür öffnen. Bitte, bitte, lass mich die Tür öffnen.

Unter Aufbietung aller Kräfte stemmte sich Candryi gegen die Eingangstür, die unter ihrem Gewicht langsam nachgab. Sie zwängte sich durch den schmalen Spalt und rannte ins Freie. Unter ihren Füßen spürte sie den geborstenen Boden. Taumelnd, die Augen blind vor Tränen, stolperte sie vorwärts. "Ahiraquae!" rief sie. "Das hast Du nicht getan!" als wollte sie mit ihrer Stimme die giftigen, flüsternden Gedanken in ihrem Hirn zum Schweigen bringen. Woher willst Du das wissen? Ich weiß es. Ich habe Vertrauen. Sie hat Dir nie vertraut. Aber ich liebe sie. Sie ist eine Shoragan. Sie lebt in Kalas. Sie kann Sleve nicht leiden. Sie wird Dich verraten. Wenn Du zurückkommst, wird sie Dich verraten.

Candryis Schritte hämmerten lautlos auf das Gestein. Ich muss weg hier, dachte sie. In ihrem Kopf summte es und klang, als hätte eine zweite Person darin Platz genommen und versuchte mit aller Macht, Candryis Gedanken unter Kontrolle zu bekommen. Sie rannte, ohne sich umzusehen. In ihren Schläfen pulsierte das Blut. Schweig, befahl sie sich. Nicht diese Lügen. Es ist ein Trugbild. Was ist mit Nael? Du meinst, Du kennst Ahiraquae? Was ist ihr Auftrag? Auftrag, Auftrag, Auftrag. . . das Wort echte in den Schluchten ihres Gehirns. "Nein!" schrie Candryi. Durch den nebligen Schleier vor ihren Augen sah sie die erstorbene Landschaft. Ich muss fort von hier, fort! Weit weg. . .

"Fort von hier, Täubchen?" Ein hämisches Lachen ertönte in ihrem Rücken. Sie rannte schneller. Ihre Lungen schmerzten bei jedem Atemzug in der dünnen, bewegungslosen Luft. Mit einem dumpfen, unterirdischen Grollen barst der Boden vor ihren Füßen auseinander, und Sträucher, höher als sie selbst, schossen heraus. "Blumen", wisperte die kleine Stimme. "Oh, all die Blumen!" Candryi lief zwischen den Rosensträuchern hindurch, die sich um sie herum zu einer dichten, undurchdringlichen Hecke verrankten. Die scharfen Dornen schürften blutige Schrammen in ihre Hände und Unterarme. Sie stürzte zurück, ehe sich die Sträucher in ihrem Rücken vollständig zusammenschließen konnten. Ihre Hände begannen zu bluten, als sie die harten, ineinanderverwobenen Äste auseinander zerrte. Aber kaum, dass sie den letzten Strauch überwunden hatte, fiel die Hecke geräuschlos auseinander und zerbröselte auf dem Boden zu einem feinen, rötlichen Staub. Betäubt blickte Candryi auf ihre zerrissenen Handflächen. Sie wischte sich mit den Ärmeln die Tränenspuren aus den Augen. In völliger Ruhe und Zeitlosigkeit breitete sich die Landschaft um sie herum aus.

"Es gibt noch mehr, was Dich am Fortgehen hindern kann, als Dornenhecken." Unweit von ihr stand der Vogelmann und beobachtete sie mit einem sinnierenden Lächeln, als habe er einen Wurm vor sich.

"Oh, ich weiß." Erbittert hauchte Candryi auf ihre brennenden Handflächen. "Feuer zum Beispiel. Oder ein Abgrund. Dazu werden Eure Fähigkeiten gerade noch ausreichen." Der Mann schmunzelte. Er hüpfte näher heran, wobei er sich vorwiegend auf einem Bein vorwärtsbewegte.

"Und was habt Ihr mir zu bieten, Amaza?" fragte er höhnisch. "Außer dass Ihr hier herumrennt und jammert?" Er plusterte sich auf und wurde um einiges größer. Candryi biss sich auf die Lippen.

"Sagt mir, Götzenanbeterin", fuhr er fort. "Wisst Ihr nun meinen Namen, damit Ihr mich anrufen könnt?" Bei diesen Worten schüttelte er sich vor gackerndem Gelächter.

"Ich bin nicht hier, um Euren Namen zu lernen", erwiderte Candryi zornig. "Ich bin hier, um den Stein zu holen." Sie drehte sich um und ging weg. Die zeitlose Stille tötete allmählich jeden Gedanken in ihr ab.

"Das werdet Ihr bereuen", schrie es heiser hinter ihr. "Im Morgengrauen werdet Ihr zu meinen Füßen kriechen, Ihr. . ." Candryi schleppte sich weiter. Sie konnte ihm nichts erwidern. Ihr Körper und ihr Geist waren bar jeder Waffen, die sie ihm hätte entgegensetzen können. Blindlings war sie in die ausgelegten Fallen getappt. Ihre Angst, ihr tiefverwurzelter Gram über Aleyles grausamen Tod, ihr Misstrauen Ahiraquae gegenüber - wie geschickt

waren die wunden Punkte ihrer Seele dazu benutzt worden, sie zu ängstigen, zu entmutigen. Wer immer es auch war, den sie als Gegner vor sich hatte, er kannte sie gut. Groll erfüllte sie. Was konnte sie tun? Ohne Kaien konnte sie die Gottheiten nicht anrufen. Es blieb ihr wenig zu tun, außer hier schnurgerade vorwärts zu laufen und irgendwann einmal erschöpft zusammenzubrechen. *Aber das Orakel hat noch nie eine Aufgabe gestellt, die unerfüllbar gewesen wäre.* Ahiraquaes Worte kamen ihr in den Sinn. Erschöpfung und Wut verzerrten ihr Gesicht zu einer Grimasse, als sie sich nach dem Mann, der trippelnd hinter ihr herlief, umwandte.

"Mann ohne Namen", flüsterte sie. "Zeigt mir den Weg! Im Namen derer, deren Namen niemand kennt, befehle ich Euch, mir den Weg zu zeigen!" Er erbleichte.

"Ihr habt keine Macht über mich", brachte er hervor. "Weil Ihr ihren Namen nicht aussprecht. Niemand kennt ihren Namen. Niemand von uns und niemand von euch." Mit zusammengekniffenen Augen blickte Candryi ihn an. Ihr Atem ging stoßweise.

"Ich kenne ihren Namen", erwiederte sie, ohne den Sinn ihrer Worte zu begreifen. Ein Druck legte sich auf ihre Kehle, und sie rang nach Luft. Sie wusste ihn. Er war hier, in ihrem Kopf. Ihre Lippen formten mühsam Buchstaben. Die Silbe fehlte, um es auszusprechen, das einzige Wort, das ihm Befehl war. Nur ein jämmerliches Krächzen kam aus ihrer Kehle.

Der Mann sprang mit einem Satz auf sie zu und presste seine krallenähnlichen Finger auf ihren Mund.

"Schweigt", keuchte er. Candryi versuchte, sich seinem Griff zu entziehen, aber ein feiner, ätherischer Geruch ging von ihm aus. Ihr Mund wurde trocken und pelzig.

"Die Herrin kommt." Ein verstecktes Lachen klang durch des Kobolds Stimme. Die Landschaft unter Candryis Beinen sackte zusammen. Candryi bereitete sich auf den grauen Nebel eines Zwischenreiches vor, in das sie jetzt gleich fallen musste, aber nichts dergleichen geschah.

Stattdessen fand sie sich in einem hohen Sessel wieder. Ihr gegenüber saß eine Frau. Zuerst erblickte Candryi ihre feingliedrigen, ringgeschmückten Hände, die ruhig in den schwarzen Falten des Gewandes lagen. Die Halbmonde der Nägel schimmerten rosig. Candryis Blick wanderte aufwärts. Die Frau war nicht besonders groß, aber sie saß kerzengerade in dem Sessel, dessen Lehne, an der oberen Kante mit zwei Löwenhäuptern verziert, weit über ihren Kopf hinausragte. Mit unbeweglichen Augen erwiederte die Frau Candryis Blick. Nichts bewegte sich an ihr, weder ihr schwarzes gelacktes Haar, das glattgescheitelt zu beiden Seiten des Gesichtes herabfiel, noch die Wimpern, die Nasenflügel, die Hände oder sonst ein Teil ihres Körpers. Selbst die Atemzüge waren nicht zu bemerken. Die Bewegungslosigkeit ihrer Haltung erinnerte Candryi an die Geröllhalden und Felsen, die sie vorhin gesehen hatte. Sie sah aus, als sei die Zeit schon lange an ihr vorübergeschritten. Als sie den Mund öffnete, erschrak Candryi fast vor dem Laut ihrer Stimme. "Willkommen", sagte sie. "Willkommen in meinem Reich. Ich bin Milis."

Candryi antwortete nicht. Sie fühlte ihre Zunge schwer in ihrem Mund liegen, als ob sie berauschende Kräuter gegessen hätte. Ein Lächeln kroch über Milis' Gesicht.

"Ich habe lange auf Euch gewartet", fuhr sie fort. "Aber nun seid Ihr da." Darüber schien sie sehr zufrieden zu sein. Sie stand auf und trat auf Candryi zu.

"Steht auf", sagte sie dabei und reichte Candryi die Hand. Sie war weich und zugleich kräftig und zog Candryi mit erstaunlicher Härte aus dem Sessel hoch.

"Da Ihr Euch so gut gehalten habt, Amaza", sagte Milis, "werden wir Euch nun eine kleine Ruhepause gönnen. Wer weiß.. ." Mit steifen Schritten ging Candryi neben ihr her. Sie befanden sich in einem kleinen Saal, nicht unähnlich Morgans Thronsaal. Das glänzende Parkett spiegelte ihre Konturen fast haarscharf wider. Milis zarte Hand brannte in Candryis Handfläche. Sie hätte sich gerne befreit, aber es gelang ihr nicht, die Hand wegzuziehen. Ihre Gedanken verloren sich irgendwo zwischen Kopf und Arm. Ihr Körper schien einer seltsamen

Lähmung anheim gefallen zu sein, denn ihre Bewegung ähnelte mehr einer Gliederpuppe, die plötzlich zum Leben erwacht war, als ihr selbst. An der Tür des Saals hielt Milis an.

Ein harziger Geruch stieg aus ihren Haaren auf. Sie umfasste Candryis Arm und strich mit der anderen Hand über ihre Augen. "Nicht einschlafen", murmelte sie. "Ihr müsst alles sehen. *Sehen!*" wiederholte sie mit eindringlicher Schärfe. Candryi riss die Augen auf. Ein Kribbeln breitete sich von ihrer Stirn über den Kopf hin aus. Milis öffnete mit einem Ruck die Tür. Blendend helles Licht ergoss sich über sie.

Der singende Lärm eines Festes überfiel Candryi von allen Seiten. Milis schob sie vorwärts. Die Halle war riesig, zehn- oder zwanzigmal größer als der Saal, den sie eben verlassen hatten. Hunderte von Kerzen brannten in Haltern an den Wänden. Ihre Lichter und die Gestalten der Tanzenden wurden von den hohen Spiegeln, die überall befestigt waren, vielfach wiedergegeben. Jemand rempelte Candryi an. Sie wäre fast gefallen, aber Milis stützte sie. "Wir wollen tanzen", sagte sie. Candryi wusste nicht, wie sie die Füße überhaupt richtig heben sollte. Um sie herum wimmelte es von Menschen. Sie waren in jeder erdenklichen Weise herausgeputzt. Die Männer hatten Blüten in ihre langen Haare eingeflochten und trugen, genau wie die Frauen, lange, schwingende Ohrgehänge, die ihre Ohrläppchen nach unten zogen. Schwerer, gehämmter Schmuck bedeckte Oberarme. Fast alle trugen lose herabhängende Kittel, bestickt oder übersät mit funkelnden Steinchen. Ein süßlicher Duft lag im Raum. Schweißgeruch mischte sich mit Parfüm und Räucherschalenduft. Milis zog Candryi in ihre Arme. Sie sah ihr Spiegelbild, wie sie inmitten der Tanzenden über den glatten Mosaikboden glitt. Obwohl sie sich unbeholfen fühlte wie ein Holzklotz, wirkten ihre Bewegungen tänzerisch leicht. Die Musikanten, die oben auf der Empore spielten, entlockten ihren Instrumenten immer wildere, aufwirbelndere Melodien. Candryi schwindelte. Der Saal drehte sich vor ihren Augen. Sie heftete den Blick auf Milis' Gesicht. Wieder roch sie den Duft, der aus Milis' Haar aufstieg. Die Frau sah zu ihr hoch. Candryi spürte ihren leichten Körper, der sich wie eine Feder über den Boden bewegte, kaum, dass sie die Füße richtig aufsetzte. Um Milis Augen herum schimmerte es silbrig, ihr Gesicht war genauso unbewegt wie vorhin. Sie murmelte etwas, was Candryi nicht verstand. Es schien, als wolle sie mit ihr sprechen, aber die Musik, die sich zu kreischenden Dissonanzen steigerte, nahm ihr die Worte von den Lippen. Candryi beugte sich vor.

"... in dieser Welt", vernahm sie undeutlich. "Der Araquin. . .", wieder verlor sich der Rest im ohrenbetäubenden Lärm der Musik und dem Gelächter der Tanzenden. Wein schwäppte über, als Candryi gegen einen jungen Mann stieß. Seine dunklen Augen blicken leblos und leer auf Milis, und die Blumen in seinem Haar hatten den Zustand der Blüte längst überschritten. Sie waren verwelkt. Eine innere Stimme mahnte Candryi zur Vorsicht. Milis Lippen bewegten sich nahe vor ihrem Gesicht.

"Ich werde es Euch erzählen, Amaza", flüsterte sie. "Kommt näher, ja, ich erzähle Euch alles von dieser Welt. Der Araquin...", sie presste die Hände um Candryis Taille. Candryi versuchte, den Tanz zu stoppen, sich aus Milis' Griff, der sie immer weiter im Kreis herumzog, zu lösen, aber es gelang ihr nicht. "Erst gebt mir einen Kuss, Amaza", sagte Milis leise. Candryi glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen. "Kommt, küsst mich." Milis starrte sie gedankenverloren an. Ihre Lippen, die leicht geöffnet waren, ließen eine Reihe weißer, schimmernder Zähne sehen. "Ich erzähle Euch alles", flüsterte sie. "Küssst mich. Ich bin die Herrin dieser Welt." Ihre Arme umfingen Candryi so fest, dass sie kaum noch atmen konnte. Mit einer Hand fasste sie Candryis Nacken und zog ihren Kopf zu sich herunter. "Ist Euch der Preis zu hoch?" fragte sie. "Ihr bekommt ihn dann, den Araquin. Für immer." Wie ein hypnotisiertes Kaninchen starre Candryi auf Milis' Mund, der sich ihr beschwörend näherte. Eine süße Welle floss durch ihren Körper. Ahiraquas Gesicht schob sich sekundenlang dazwischen.

"Vergesst sie", murmelte Milis beschwörend. Ihr Atem streifte Candryis Wangen. Behutsam legten sich ihre Lippen auf Candryis Mund, und ihre Arme, von denen die weiten Ärmel des

Gewandes zurückgefallen waren, umschlangen sie. Ein alles betäubender Geruch breitete sich aus, der Candryi fast die Besinnung raubte. Milis kleine Zunge tastete sich in ihre Mundhöhle, und ein brennendes Feuer durchrann Candryis Glieder. Verzweifelt wehrte sie sich gegen das erstickende Verlangen, das Milis in ihr erzeugte. Sie stemmte die Hände gegen Milis Schultern und versuchte, den Kopf abzuwenden. Ihre Nackenmuskeln schmerzten. Dumpf erinnerte sie sich an das Orakel. Es lag alles so fern. Helos, der Araquin. Da war dieses Mädchen gewesen, das sie mitgenommen hatten. Und ein anderes Mädchen. Wie hieß sie noch? Merini. Sie war tot. Der Geruch in der Luft war süßlich und schwer. Kein Wunder, wenn die Leute verwelkte Blumen im Haar trugen. Mit einem Aufschrei riss Candryi ihren Kopf weg. Die Musik verstummte mit einem kratzenden Geräusch, und Dunkelheit umgab sie beide. Milis umfasste Candryis Arme mit einem eisenharten Griff. Ihr Gesicht war weiß wie frischgefallener Schnee. "Es gibt nur ein Totenreich", stammelte Candryi zitternd, "Hekates Reich. Wer seid Ihr?"

Milis schauderte zusammen. Ihr Gesicht nahm eine fahle, durchsichtige Farbe an. Der weiche Körper, der sich gegen Candryi gepresst hatte, wurde plötzlich hart und knochig. Eine Verwandlung ging mit ihm vor, die Candryi im ersten Moment überhaupt nicht begriff.

"Es ist schade, dass Ihr nicht in meinen Armen sterben wolltet, Amaza", sagte Milis mit veränderter Stimme. "Es wäre ein schöner Tod gewesen." Candryi bäumte sich auf. "Das war sehr geschickt von Eurem Meister", keuchte sie. "Und jetzt geht dahin zurück, Mann, wo Ihr hergekommen seid - in Euer stinkendes Grab oder sonstwohin. . ." Der Mann schrie leise auf und lockerte seinen Griff. "Geh ins Nichts zurück", schrie Candryi ihm ins Gesicht. "Gehe zurück ins Nirgendwo, du Trubild!" Sie entwand sich seinen Händen, die schlaff von ihr abglitten. Er taumelte in die Dunkelheit hinein. Seine Gestalt zerfloss an den Rändern zu grauen Schleieren. Ein hoher Schrei erzitterte über ihm, dann rieselte sein Körper auseinander wie Sand aus einer zerbrochenen Sanduhr. Eine kleine Staubwolke bildete sich über dem Häufchen Asche. Candryi war allein.

Die Landschaft um sie herum hatte sich verändert. Noch immer spannte sich der gleiche, mit tausend Sternen bedeckte Nachthimmel über sie, aber das ehemals flache Land hatte sich in vielfach zerklüftete Felsen und Gebirge verwandelt. Die Bergspitzen schimmerten in bleichem Licht, während der Rest in tiefem Schatten lag. Die Farbe des Bodens wechselte von dunklem, metallischem Grau bis hin zu silbrig-grauem Weiß,

Müde blickte Candryi sich um. Wie spät es wohl war? Die unzähligen Sterne des Firmaments ergaben kein Bild, das sie erkannt hätte. In welche Richtung sollte sie gehen? Weder der Kobold noch der Mann-ohne-Namen meldeten sich, als sie sich mit schlurfenden Schritten einen Weg durch die Felsen suchte. Genauso gut, dachte sie, kann ich in die entgegengesetzte Richtung gehen. Sie horchte in sich hinein, aber nichts flüsterte und wisperte. Zornig kickte Candryi einen Stein vor sich her. Nicht einmal Staub gab es hier, der aufwirbeln konnte. Bis jetzt hatte sie jämmerlich versagt. Wer wusste, wie lange sie sich hier schon aufhielt? Es konnten Stunden sein. Während der ganzen Zeit hatte sie sich mit plumpen Zaubertricks herumgeschlagen, ohne ein einziges Mal ihren Verstand zu gebrauchen und klar zu überlegen. Das einzige, was sie inzwischen mit ziemlicher Sicherheit annahm, war, dass sie sich im Inneren des Araquin befinden musste. Das würde zumindest sein Verschwinden erklären.

Candryi erkloß die Steigung eines Berges und hielt oben Ausschau nach allen Seiten. Nach drei Seiten erblickte sie nichts außer karstigen Berg- und Felsenhaufen, aber auf der vierten Seite, die bei weitem nicht so gebirgig war, gewahrte sie fern am Horizont eine massive, kleine Erhebung, die nicht wie ein Felsen aussah. Vielleicht ein riesiges Gebäude. Candryi entschloss sich, diese Richtung einzuschlagen.

Ihr Kopf war ausgelaugt. An ihren Händen brannten die Schrammen, die sich inzwischen zu rotangelaufenen, kleinen Wülsten verformt hatten, wie Feuer.

Ob das das Ende bedeutete? In der Stille pochte das Blut in ihren Schläfen, während sie den Hang hinunterglitt und die richtige Richtung anvisierte. Die Erhebung lag in großer Entfernung. Stunden? Tage vielleicht. Doch das war ihr nun gleichgültig. Sie würde dorthin laufen und wenn es das Sinnloseste war, das sie im Leben getan hatte. Auf dem Weg konnte sie noch lange genug mit ihrem Schicksal hadern.

Schnell verfiel sie in einen stumpfsinnigen Trott. Ihre Füße hoben und senkten sich wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen. Sie lief eine lange Zeit geradeaus, die Augen auf den fernen Punkt gerichtet, der in keiner Weise näher rückte. Ihre Ohren lauschten in die völlige Stille hinein. Nichts rührte sich. Sie war das einzige, was in dieser Landschaft lebte und sich vorwärtsbewegte. Selbst der kleine Kobold hatte das Sprechen aufgegeben. Obwohl ja seine Ratschläge auch nicht besonders erfreulich gewesen waren, hätte sie ihn doch liebend gerne wieder gehört. Der Gedanke an die um sie herrschende Einsamkeit überfiel Candryi mit unvermittelter Gewalt. Einen Moment lang blieb sie stehen und schnappte vor Schreck nach Luft. Als sie sich umsah, konnte sie beim besten Willen nicht mehr feststellen, von welchem Berg aus sie losgegangen war. Ihr Ziel dagegen lag immer noch in weiter, unberührter Ferne. Sie ging weiter. Der Gedanke, dass nun alle vergebens auf ihre Rückkehr warteten, reizte sie plötzlich zum Lachen. Sie wusste, dass es nicht gut war, in Hysterie auszubrechen, aber sie konnte das glücksende Lachen, das in ihr emporstieg, nicht unterdrücken. So sieh doch, sagte sie leise zu sich selbst, meine Tochter, dich in den tausend Farben des Araquin. Der Rest war ihr entfallen. Sie war zu lange fort gewesen. Fort von zu Hause. Fort von denjenigen, die ihr in ihrer Jugend die alten Gesänge beigebracht hatten. Es fiel ihr nichts mehr ein.

Die Tränen kamen Candryi vor Lachen. Sie lief und lief, ohne zu merken, dass sie schon fast rannte.

"Auf dass Du Dich meiner erinnerst", flüsterte die Stimme mit einem Male hinter ihr. *Auf dass Du Deiner gewahr bleibst*, antwortete Candryi automatisch. *Auf dass die Heimkehr Dir gewiss ist*. Die Worte klangen wie blander Hohn in ihren Ohren. Heimkehr! Heimkehr! Wieder begann sie zu lachen. Irgendwann einmal, als sie schon lange nicht nach vorne gesehen hatte, weil sich ihr fernes Ziel ihr sowieso um keinen Deut näherte, stellte sie fest, dass sich an ihren Füßen große, schmerzhafte Blasen bildeten. Der harte Boden scheuerte unter den dünnen Sohlen ihrer Leinenschuhe. Welch eine Ironie! Wochenlang ritt sie gutgepanzert herum und trug derbe Stiefel und nun, wo sie sie hätte gebrauchen können, trug sie Leinenschuhe. Die leichten Kleider hingen zerfetzt an ihr. Das einzige, was sie noch vor sich sah, war eintöniges, graues Gestein vor ihren Füßen. Sie war zu müde, um den Kopf zu heben, sogar zu müde, um sich zu bücken und ihre Füße näher anzusehen. Wenn sie sich setzte, würde sie nicht mehr aufstehen. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Kopf nach vorne baumelte, und ein unerträglicher Durst überkam sie. Ihre Zunge fuhr über die trockenen, rissigen Lippen. Wenn sie jetzt stolperte und hinfiel, würde sie nicht mehr hochkommen. Es war so grau, so eintönig und so ermüdend. Und alles war so still. Es war eine tödliche Stille. Sie wollte etwas sagen, flüstern, aber aus ihrer ausgedörrten Kehle kam nur ein unartikuliertes Lallen. Ein Schatten fiel über sie. Sie torkelte nach vorne und versuchte, hochzublicken. Ein wilder Schmerz durchzuckte ihren verkrampten Nacken und die Schulterpartie. Candryi verlor das Gleichgewicht und kippte nach vorne. Ihre Knie schlugen schmerhaft auf das zerrissene Gestein.

Grau und von berghohem Wuchs erhab sich vor ihr eine Sphinx. Ihr mächtiger Frauenkopf ruhte mit jahrtausendealter, gelassener Gebärde auf den Löwenpranken, der geflügelte Tierleib verlor sich langgestreckt in der Dunkelheit hinter ihr. Die großen, blinden Augen blickten über die niedergestreckte Gestalt zu ihren Füßen hinweg in die Ferne, aus der Candryi gekommen war. Candryi blieb bewegungslos liegen. Zum einen war sie so erschöpft, dass jede Bewegung eine unsagbare Anstrengung bedeutet hätte, zum anderen sagte ihr ein untrügliches Gefühl, dass es keinen Sinn hatte, aufzustehen und weiterzugehen. Vor ihr lag eine Grenze, unsichtbar und doch so deutlich wahrzunehmen, als hätte sich ein zehn Meilen

breiter Krater aufgetan, um Candryis Weitergehen zu verhindern. Die Sphinx gebot ihr Einhalt.

Die Stille schien an diesem Platz den absoluten Punkt erreicht zu haben. War sie Candryi vorher lediglich als Fehlen von Geräuschen aufgefallen, so bekam sie jetzt einen derartig endgültigen und einmaligen Charakter, dass sie erschauderte. Es war eine Ruhe, in der nichts vorher stattgefunden hatte, die nicht einfach leergeräumt von ehemaligen Geräuschen nun ein abgestorbenes Dasein fristete, sondern die noch nie von Geräuschen gefüllt gewesen war. Es war ein schweigendes Nichts, das Candryi umgab, ein Nichts, das Leben in sich barg, das im langen Nullpunkt vor dem ersten Atemzug verharrte. Candryi drehte sich auf den Rücken. Ihre Augen suchten die der Sphinx, jedes davon mehrfach größer als sie selbst. Nichts veränderte sich. Nur ein winziger Funken Schmerz in ihrem Inneren, eine Spur von Zittern, ein Anflug von Qual, der sie streifte.

Candryi wusste nicht, wie lange sie einfach dalag und zu dem riesigen steinernen Haupt hinaufsaß, bis sie merkte, dass die Ruhe um sie herum eine andere Dimension angenommen hatte. Ein lautloses Tosen rauschte in ihren Ohren, ein Echo, das sie nicht hören konnte, das aber in ihrem Innern widerhallte wie in einem Kellergewölbe. Wiederum nach sehr langer Zeit merkte sie, das etwas versuchte, zu ihr zu sprechen. Es rang um Worte, die es nicht bilden konnte, gleich einer Stummen, die verzweifelt versucht, sich verständlich zu machen. Silbenfetzen durchrasten Candryis Kopf, zu Lautfragmenten verkümmerte Buchstaben, die als Lallen in den vielfachen Echos zerflossen. Ihr Name in undeutlicher Ferne. E-n-t-s-p-a-n-n-u-n-g. Sie bemühte sich, ihren verkrampten Körper zu strecken. Ein Vibrieren durchschoss sie, und mit lautem Bersten drang eine Stimme in ihren Kopf ein:

'Ich bin die Sphinx, das Auge der Allwissenden. Ich habe lange auf Dich gewartet, Tochter der Sonne. Du hast noch einen weiten Weg vor Dir - stelle mir Deine Fragen, damit ich sie Dir beantworten kann.'

Der Klang der letzten Silbe verhallte endlos lange. 'Was soll ich als nächstes tun', fragte Candryi in Gedanken. Die antwortende Stimme füllte ihr Inneres vollständig aus. 'Du wirst dahin zurückgehen, wo Du eben hergekommen bist, und das vernichten, was Du eben gesehen hast.'

'Aber wie soll ich das tun', fuhr Candryi auf. 'Was ist es, was ich vernichten soll? Ich, mit bloßen Händen?' 'Du bist sehr zornig, Tochter', stellte die Stimme fest. Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann, ohne näher auf Candryis Erbitterung einzugehen, fort:

'Du bist hier, weil wir Dich gerufen haben. Ich bin das Auge, aber ich kann nicht sprechen. Ich erkenne, was ich sehe, aber ich kann nicht handeln. Ich weiß, aber ich kann nichts tun. Deshalb bist Du gekommen. Du sollst für uns sprechen und für uns, die wir nichts tun können, handeln. Ich sehe, was vor mir geschieht. Der Araquin, das Geschenk von Ihr an euch, wird missbraucht. Du wirst unser Werkzeug sein, das den Stein der Allwissenden befreit. Wir werden Dir Macht geben, wenn die Zeit gekommen ist. Höre mir gut zu:

Suche nicht nach dem Namen des Vogelmanns, wie Du ihn nennst. Er hat keinen Namen.

Er und seine Geschöpfe sind namenlos. Ein Teil ihrer Macht besteht darin, andere nach ihrem Namen suchen zu lassen, eine Vielfalt von Namen zu haben, von denen sie erhoffen, dass sie ihnen irgendwann einmal zum Leben verhelfen werden. Auch Du hast überlegt und kostbare Zeit damit verloren. Rufe ihn mit dem Namen der Allwissenden, der einzigen, aus der Leben erschaffen worden ist.' Die Stimme hielt einen Moment inne, als sei sie erschöpft. 'Du wirst ihren Namen wissen, wenn Du ihn brauchst', sagte sie dann. 'Nicht früher, nicht später. Du wirst ihn sofort wieder vergessen. Es wäre nicht gut für Dich, würdest Du ihn behalten können. Höre außerdem:

Wenn ich verstummt bin, wirst Du aufstehen und an meine linke Seite gehen. Dort wirst Du einen Gürtel finden. Du wirst Deine Kleider ablegen, alles was Du trägst, auch die Schuhe, und diesen Gürtel anziehen. Es ist der Gürtel der Heth, der ersten Amazonenkönigin. Sie hat ihn getragen, als die Berge Deiner Welt noch aus feurigem Stein bestanden und die Wasser

unter nebligem Dunst bedeckt lagen. Sie ist unsterblich geworden wie alle aus jener Zeit, die Wanderer zwischen den Reichen sein konnten. Der Gürtel wird Dir Macht verleihen.

Gehe also und tue, was ich Dir gesagt habe. Dir kann nichts geschehen. Zweifle nicht.'

Die Stimme brach ab. Eine gähnende Leere trat an ihre Stelle. Candryi wartete eine Zeitlang, aber es blieb stumm in ihr. Die Sphinx hatte so plötzlich aufgehört zu sprechen, wie sie begonnen hatte.

Candryi konnte sich jetzt erheben. Mit schmerzenden Gliedern ging sie, wie die Sphinx es befohlen hatte, an die linke Seite des Kolosses, wo sie ein metallenes Glitzern entdeckte. Ihre Hände zitterten, als sie sich bückte und den Gürtel aufhob. Es war ein schmaler, schmuckloser Metallreif, der sich seitlich mit einer kleinen Schnalle verschließen ließ. Feine Metallglieder hingen, wie bei einem Lendenschurz, vorne und hinten herab, jedes aus vielen Plättchen zusammengesetzt. Die Glieder waren mit einer kleinen Öse an dem Reif befestigt. Candryis Hände fuhren ehrfürchtig über das Metall, das ihr gänzlich unbekannt vorkam. Sie zog schnell die zerrissenen Kleider und Schuhe aus und legte den Gürtel vorsichtig um die Hüften. Das Metall war kühl auf ihrer Haut, und der Reif schloss sich wie angegossen um ihren Körper. "Es wird Zeit zu gehen", flüsterte plötzlich das Stimmchen. Candryi verzog das Gesicht, ärgerlich, weil sie den Besitzer der Stimme immer noch nicht sehen konnte, aber der Kobold hatte recht. Das Metallgehänge des Gürtels schlug rhythmisch gegen ihre Schenkel, als sie sich in Bewegung setzte. Die Gedanken schwirrten wild in ihrem Kopf herum, als sie darüber nachdachte, was die Stimme der Sphinx alles gesagt hatte. Sie fühlte sich kräftiger als vorhin, selbst die Stille in dieser Welt erschien ihr nicht mehr so bedrohlich. Wieder versuchte sie herauszufinden, von welchem Berg sie vorhin losgegangen war, aber es war völlig unmöglich. Die Felsen sahen aus der Entfernung alle gleich silbern und zerklüftet aus. Candryi schlug die ungefähre Richtung ein. Sie sollte den Namen der Allwissenden aussprechen. Schon vorhin, als sie dem Namenlosen gegenüberstand, hatte sie daran herumgewürgt wie eine Erstickende. Sie sollte nicht zweifeln. Wie beschämend, dass sie im Angesicht der Sphinx so wütend geworden war! Candryi merkte deutlich, wie ihr der Gürtel Zuversicht verlieh. Ihre Schritte waren eilig und fest geworden, selbst die Schmerzen, die sie überall verspürte, ließen allmählich nach. Sie ging eine Weile den alten Weg zurück, ohne dass sich etwas ereignete. Der Weg erschien ihr kürzer als vorhin. Die Berge waren bereits wieder in greifbare Nähe gerückt, und der Boden hob sich an. Das bleiche Licht, dessen Quelle nicht auszumachen war, ergoss sich hell über Candryi, als sie die ersten Felsenspitzen erklimmen hatte. Sie wollte gerade die Steigung hinunterklettern, als ein leises Wispern sie erschreckte. Es war der Kobold, aber er flüsterte derartig undeutlich, dass sie kein Wort verstand. Sie hielt inne und wandte sich um. Als sie wieder nach vorne schaute, gefror ihr vor Schreck fast das Blut in den Adern. Die Landschaft war spurlos verschwunden. Nur das Bergplateau, auf dem Candryi stand, war geblieben. Aus dem sternübersäten Abgrund kreiselten Windböen herauf, die an ihren Beinen zerrten. Heller, kosmischer Staub trieb hoch. "Bis jetzt war alles nur ein Spiel", sagte die hinterhältige Stimme des Vogelmannes. Er hockte mit unterkreuzten Beinen einige Meter entfernt in der Luft auf einem großen Geröllbrocken. "Seht Ihr, Amaza", fuhr er hämisich fort. "Da habt Ihr den Abgrund, von dem Ihr vorhin gesprochen habt. Ist er Euch tief genug?" Der kalte Wind riss Candryi fast die Worte vom Mund.

"Ist das alles, was Ihr könnt, Mann-ohne-Namen? Hat Euch der Araquin nicht mehr Macht verliehen?"

Der nächste Windstoß umfing sie mit mörderischer Gewalt, stürzte sie fast vom Plateau. Sie kauerte sich hin.

"Ich habe Dir gesagt, Du sollst zum Teufel gehen", rief der Mann. "Und genau das wirst Du jetzt tun!"

"Gib mir den Araquin!" schrie Candryi zurück. Bei der Erwähnung des Steines verdichtete sich die Schwärze des Raumes zusehends. Der Berg wankte, als wollte er im nächsten

Augenblick zur Seite kippen. Ein Gedanke jagte durch Candryis Kopf. Sie heftete ihre Augen auf die unermessliche Tiefe. Ein Schwindelgefühl erfasste sie, ihr Magen drehte sich um. Der Wind peitschte ihr mit Eiseskälte ins Gesicht, so dass sie kaum die Augen offen halten konnte.

Ach, sieh doch, flüsterte sie, meine Tochter, Dich in den tausend Farben des Araquin. Auf dass Du Dich meiner erinnerst. Sie setzte einen Fuß nach vorne. Auf dass Du Deiner gewahr bleibst. Ein tiefer Atemzug in der eisigen Kälte. Auf dass die Heimkehr Dir gewiss ist. Der Stein, meine Tochter, den Du mutvoll findest, den zu suchen Dein Volk begehrt, der hat das Feuer, das heißt Zentrum des Alls. Jetzt. Candryi zog den zweiten Fuß nach. Ein furchtbarer Augenblick der Panik, als sie das N-i-c-h-t-s unter den Füßen spürte. *Das Wasser, das heißt lebenspendende Quelle. Die Luft, die heißt atmende Mutter. Die Erde, die heißt, ich bin, die euch erschafft.* Erde. Erde unter den Füßen. Der harte Boden presste sich gegen ihre nackten Fußsohlen. Ihre Augen, fast blind vom angestrengten Starren in das Nichts, trafen auf die verwüstete Planetoberfläche, die sie inzwischen so gut kannte. Ein Wutschrei ertönte. Der Vogelmann rannte in einer geschwungenen Linie um sie herum. Candryi versuchte, ihm den Weg abzuschneiden. Die Barriere der Angst, die sie die ganze Zeit umfangen hatte, war gebrochen. Er wollte an ihren ausgestreckten Händen vorbei, wich dann aber, als es ihm nicht gelang, einige Meter in den grauen Hintergrund zurück.

"Gib mir den Araquin", wiederholte Candryi. "Du hattest recht. Bis jetzt war alles nur ein Spiel. Du siehst, dass ich Macht über ihn habe."

"Du wirst ihn nicht bekommen, weil Du mich nicht vernichten kannst", entgegnete der Mann. Er wuchs und stand wie ein haushoher, blaugrauer Schatten vor ihr.

Stimmengewirr kam auf. Plötzlich merkte Candryi, dass die totenhähnliche Ruhe, die die ganze Zeit über geherrscht hatte, zerbrochen war. Geräusche ballten sich zusammen. In der Ferne rumpelte Donner.

"Mann ohne Namen", flüsterte sie. "Im Namen derer, deren Namen Ihr nicht kennt, befehle ich Euch, den Araquin freizugeben." Er lachte, aber in seiner Stimme klang Nervosität mit. "Nehmt ihn mir ab", erwiderte er. "Ruft sie, wenn Ihr könnt. Niemand kann es. Auch Ihr nicht."

Ein Kribbeln kroch durch Candryis Kopf. Der Gürtel um ihre Hüften schloss sich enger. Sie blickte nach oben. Der Mann stand wie mit dem grauen Boden zu einer Masse verschmolzen vor ihr. Und dann hörte sie nichts mehr, was von außen kam. Ruhe erfüllte ihre Ohren, Ruhe, aus der sich langsam ein dumpfes Geräusch herausbildete, ähnlich einem in der Ferne rauschenden, gewaltigen Ozean, doch sehr viel mächtiger, als je ein Ozean hätte klingen können. Pochen mischte sich dazwischen, ein tiefes, dröhnendes Pochen, das in einem dissonanten Einklang mit dem wellenförmigen Rauschen stand. Und aus dieser Dissonanz erhab sich etwas. Candryi spürte, wie ihre Kehle sich zuzog. Sie rang nach Luft, aber kein Atemzug gelangte in ihre Lunge. Ihr Körper versteifte sich, und ein frostiges Kribbeln, das in den Fingerspitzen begann, setzte sich in ihr fort, bis alles, von den Fußspitzen bis zur Kopfhaut, davon ergriffen war.

Sie öffnete den Mund. Eine Stimme klang von weiter Ferne aus ihr heraus, die mit jeder Dissonanz, die sich bildete, ein Wort aussprach:

"Was da ist / was da sein wird / und was da gewesen ist, bin ich. Ich bin der Ursprung des Lebens. Die Frucht, die ich gebar, war die Sonne. Die mich rufen will, die rufe mich. Ich bin Lhan, die Allwissende." Die Stimme versank in dem mächtigen Pochen, das die Luft pulsieren ließ. Candryis Lungen waren dem Bersten nahe. "Im Namen Lhans, der Allmächtigen", rief sie in das laute Pulsieren hinein. "Du hast keine Macht über mich. Gib mir den Araquin!" Ein Schrei, tausendmal lauter und wütender als vorhin, ertönte. Der Himmel verdunkelte sich zu völliger Schwärze. Nicht einmal der geringste Lichtschimmer blieb an den Stellen zurück, wo gerade noch Millionen Sterne geblitzt hatten. Der Boden erzitterte, und der Donner, der sich vorhin in der Ferne angekündigt hatte, brach mit

rollenden Schlägen über ihren Köpfen los. "Lüge!" schrie der Mann-ohne-Namen durch die Finsternis. "Lügnerin! Du Götzenanbeterin! Es gibt sie nicht! Es hat sie nie gegeben!" Seine Stimme überschlug sich kreischend. Candryi trocknete der Mund aus. Sie brachte keinen Ton mehr heraus. Ein kleiner, blauer Lichtschein erhellt die Finsternis. Er tanzte auf die dunkle Masse zu, die schreiend vor Zorn hin- und herwankte, und überzog sie in Sekundenschnelle vollständig mit bläulichem Glanz. Aus der Dunkelheit schimmerten wachshelle Gesichter hervor. Der süßliche, schwere Geruch aus dem Ballsaal breitete sich aus. Der blaue Lichtschein, der den Mann bedeckte, verharrte still. Kein Flackern, kein Aufleuchten, nichts. Das Pochen in der Luft nahm zu und begrub das leise Wimmern der vielen Stimmen, das sich gerade erhoben hatte. Es erfüllte die Luft so vollständig, dass kein Platz für ein weiteres Geräusch mehr blieb. Das Gesicht des Mannes zerriss zu einem lautlosen Schrei, während das Licht ihn langsam mit seinem gefräßigen lautlosen Feuer zersetzte. Unter dem Fleisch wurden die Muskeln und Knochen sichtbar, die dann allmählich zu schwärzlichen Skeletteilen verschmorten. Das verkohlte Gerippe stand einen Augenblick aufrecht, die leeren Augenhöhlen auf Candryi gerichtet, bevor es zusammenstürzte. Das blaue Licht verkleinerte sich, um den Haufen zu erfassen, der am Boden lag. Die Knochen zerfielen unter seiner Berührung in Staubteile. Das Licht wanderte geruhsam auf und nieder, bis es alle Teile säuberlich in Staub zerlegt hatte, und fuhr dann, in dem einzigen, kurzen Glimmen, das es während der ganzen Zeit von sich gegeben hatte, auf und hinterließ eine leere Fläche. Es war nichts mehr vorhanden. Selbst die Luft war sekundenlang verschwunden, bis sich das leere Loch wieder mit Atmosphäre füllte. Noch immer dröhnte das Pochen. "Fort! Fort" jaulte der Kobold an Candryis Ohr auf. Ohne zu überlegen, drehte sich Candryi um und rannte los. Der Boden bebte. Geröllstücke donnerten die Berghänge hinunter, und der ganze Planet erzitterte wie von einer inneren Macht geschüttelt. Hinter Candryi brach der Boden, den sie gerade überschritten hatte, zu meterbreiten Spalten auf. Sie rannte keuchend weiter. Tiefe Risse bildeten sich überall.

Sie wusste, dass sie viel schneller lief als gewöhnlich, und schrieb das dem Gürtel zu, den sie trug. Trotzdem eilte ihr der Zusammenbruch voraus. Sie übersprang die Spalten, die sich abrupt vor ihr auftaten. Der Boden, den sie gerade berührte, rutschte in einen Abhang zusammen, den sie mehr schlitternd als laufend hinunterglitt. Ihre Trommelfelle platzten fast von dem sich ständig steigernden, wummernden Herzschlag in der Luft. Durch Staubwolken und splitternde Felsen erblickte sie die graue Skulptur der Sphinx. Sie jagte auf sie zu. Der Erdboden krachte hinter ihren Fersen ein, und ein furchtbarer Stoß warf sie seitwärts. Sie griff mit den Händen nach vorne, prallte gegen eine unsichtbare Mauer. Ihr Herz raste.

Mit schmerzenden Händen tastete sie sich seitwärts, aber die Mauer bildete eine unsichtbare Barriere, die sie in diese sterbende Welt einschloss.

Durch die dichten Staubwolken rannte Candryi zurück zu der Statue, jeden Augenblick darauf gefasst, in eine sich plötzlich öffnende Erdspalte zu rutschen. Ihr Blick fiel auf den Kleiderhaufen. Der Gürtel! Mit einem Ruck riss sie die Schnalle auf und warf den Gürtel ab. Er fiel vor die Vorderpranken der Sphinx. Candryi sah, wie das poröse, graue Gestein erzitterte. Sie streifte ihre Kleider über, als sie zur Seite blickte, war der Gürtel verschwunden. Wenn das nicht geholfen hatte, dann war sie hier verloren. Ein Stöhnen lief durch die Skulptur. Candryi tastete wieder auf die unsichtbare Mauer zu, aber da war nichts mehr. Nur stauberfüllte, tosende Luft befand sich unter ihren Händen. "Weiter! Fort von hier!" Die kleine Stimme japste vor Entsetzen.

Ein neuerlicher Stoß brachte den Boden so zum Wanken, dass Candryi beinahe das Gleichgewicht verlor. Staub drang in ihren Mund ein. Spuckend und hustend lief sie weiter. Ein massiger Schatten bewegte sich durch den grauen Dunst. Fontänen aus Stein und Geröll spritzten hoch. Candryi erblickte zwei rotglühende Augen. Der warme Geruch eines Pferdeleibes drang in ihre Nase. Sie versuchte, näher heranzukommen, um das Pferd, das in wildem Schrecken auf den sich verschiebenden Bodenmassen hin- und hergaloppierte, zu

fassen. Sein weißer Leib glänzte schweißbedeckt. Candryis Hand grub sich in seine Mähne. Es schüttelte panisch den Kopf zur Seite, und die Geschwindigkeit, mit der es seine Jagd fortsetzte, riss Candryi die Füße vom Boden weg. Sie zog sich am Hals der Stute hoch und schwang die Beine nach oben.

Das Pferd hetzte in rasender Schnelligkeit vorwärts. Seine Hufe berührten kaum den Untergrund. Gesteinsbrocken, die aus der Tiefe der Spalten empor geschleudert wurden, flogen durch die Luft. Flüchtig erfasste Candryi einen gähnenden Schlund, den das jagende Pferd übersprang. Der Horizont näherte sich. Graue, gezackte Spitzen zeigten in den schwarzen Himmel hinein. Dahinter ist nichts mehr, durchzuckte es Candryi. Die Stute schoss pfeilschnell auf den Abgrund zu. Wie die Reste einer zertrümmerten Eierschale stachen die abgebrochenen Bodenspitzen in die uferlose Leere. Candryi presste das Gesicht in die borstige Pferdemähne. Das Tier sprang mit einem federnden Satz ab. Ein grässliches Grollen und Bersten erklang in Candryis Rücken. Mit einem letzten, ohrenbetäubenden Krachen brach der Planet hinter ihr auseinander.

Candryi spürte den Pferdekörper unter sich, der in Windeseile davon galoppierte. Dann erst fiel ihr auf, dass sie eigentlich in eine bodenlose Schwärze hätten fallen müssen. Sie blinzelte. Grauweißer Nebel umgab sie. Die Hufe der Stute trommelten auf einem schmalen, erdig-braunen Pfad, über den gräuliche Dampf- und Nebelschwaden, die aus der Erde zu beiden Seiten hervorquollen, hinwegstreiften und ihn hin und wieder ihrem Blick entzogen. Mit schwitzenden Händen hielt Candryi sich an dem Pferdehals fest. Das Kommende beängstigte sie mehr als alles andere, was sie bis jetzt erlebt hatte. Herzbeklemmung überfiel sie, als sie an Ihlen dachte. Ihlen, die Wächterin, die darauf achten würde, dass niemand Candryis Platz auf der Erde einnahm, solange sie sich im Reich der Hekate befand. Die ihr Kaan schicken würde, damit sie heil zurückkehren konnte. Nur Kaan, die Botin der Zukunft, vermochte das - sie in die Welt, die ihre war, zurückzubringen. Nur sie war die Mittlerin zwischen der Zeit der Lebenden und der Zeit der Toten. Im Morgengrauen... Candryi versuchte, die aufsteigende Angst zu bekämpfen. Der Nebel legte sich feucht auf ihr Gesicht.

Der Weg begann, steil anzusteigen, und die Stute verlangsamte ihren Schritt. Sie tänzelte und trippelte einige Meter vorwärts, bis sie endlich stehen blieb. Candryi ließ sich herabgleiten. Noch ehe sie die Hand ausstrecken konnte, um das Pferd noch einmal zu berühren, hatten es die nebligen Wolken beidseitig des Weges bereits verschluckt.

Wieder erinnerte sich Candryi daran, dass es bereits sehr spät in Nacht sein musste. Sie hatte den Eindruck, bereits Tage hier verbracht zu haben. Ihr Zeitsinn war ihr vollständig abhanden gekommen. Unter ihren Sohlen knirschte Sand, und kleine Steinchen bohrten sich in den dünnen Stoff. Bald kam sie außer Atem. Der Berg war so steil, dass sie nur mit Mühe aufrecht gehen konnte. Steine kollerten hinter ihren Tritten den Pfad hinab. Sie überlegte. Hatte sie den Namen der Allwissenden ausgesprochen? Sie wusste es nicht mehr. Der Gürtel der Heth - wo war er geblieben? Candryis Kopf war leer. Sie wusste nicht, ob sie dankbar sein sollte für dieses schnelle Vergessen. Aber sie hatte den Herzschlag der Allmächtigen gehört. Sie war näher am Ursprung der Welt gewesen, als je eine Sterbliche vor ihr. Plötzlich schlügen ihre Zähne wieder vor Angst aufeinander. Was hatte die Sphinx gesagt? Sie sollte sich nicht fürchten, nicht zweifeln. Sie fühlte, dass ihr Kopf zu klein war, um alles in sich aufzunehmen.

Aus den Nebeln tauchte stumpfes Gemäuer auf. Die großen Steinquadern des Tores, das ohne sichtbaren Zusammenhalt einfach aus der Nebelmasse herausragte, waren abgeschliffen vom Alter.

Eine undurchsichtige weiße Wand stand zwischen dem Tor, dessen steinerne Blöcke weder Verzierungen noch Schriftzeichen oder irgendeinen Schmuck aufwiesen. Candryi holte tief Luft und nahm all ihren Mut zusammen. Mit zwei entschlossenen Schritten ging sie durch die dichte Nebelwand hindurch, die sich hinter ihr zusammenschloss und eine schwere, eiserne Tür bildete. In die große, mit weißem Marmor ausgelegte Halle, in der sie stand, fiel

Tageslicht herein. Als Candryi an den Fensterschlitzten, die nicht verglast waren, vorbeiging, erblickte sie Streifen blauen Himmels. Ihre Schritte hallten von den hohen Wänden wider. Am anderen Ende der Halle, vor einer Tür, saßen rechts und links zwei schwarzgekleidete Frauen. Sie standen von ihren Sitzbänken auf, als Candryi näher kam, und kreuzten ihre Schwerter, die griffbereit neben ihnen gelegen hatten, in Höhe von Candryis Kopf. Dabei verhinderten sie es, ihr einen Blick zuzuwerfen. Candryi begriff, dass sie unter den Schwestern hindurchgehen sollte. Die Tür, die von den beiden bewacht wurde, sprang lautlos auf, und Candryi erblickte vor sich einen Saal, dessen Boden genau wie die Eingangshalle mit Marmorfliesen bedeckt war. Der Raum, er ähnelte mehr einem Tempel als einem Saal, wirkte streng und kühl. Die Fenster waren schmal, und die Decke wölbte sich in beträchtlicher Höhe über Candryis Kopf. Am Saalende gewahrte sie zwei Stufen, auf denen eine Gestalt saß. Sie hatte ein Bein höher gestellt, so dass der Fuß auf der zweiten Stufe stand. In der linken Hand hielt sie einen langen Stab, die rechte war auf das Bein gestützt. So langsam wie es nur ging, kam Candryi näher. Sie hielt den Blick auf den Fußboden gesenkt. Ihr Herz ging in unregelmäßigen, holprigen Schlägen. Sie wagte nicht, den Blick zu erheben, sondern blieb wie gelähmt dicht vor der Gestalt stehen und sah auf ihre Fußspitzen.

Die Frau klopfte mit dem Stab leicht auf den Marmor. "Sieh mich an", sagte sie mit einer Stimme, die keine Widerrede duldet. Candryi hob zögernd den Kopf. Das Gesicht der Hekate lag halb im Schatten. Candryi konnte zuerst weder ihre Augen noch die Konturen ihres Gesichtes genau erkennen, aber sie sah, dass sie von blendender, unbegreiflicher Schönheit war. Als die Frau sich vorbeugte, schrak Candryi augenblicklich zurück. Der Glanz von Hekates Augen warf einen milden Lichtschein über ihre Hände.

"Du hast einen langen Weg hinter Dir, und nun bist Du fast am Ende", sagte Hekate. Ihre Stimme klang erfreut. Ein wilder Schmerz erschütterte Candryi. Die Tränen schossen ihr aus den Augen. Sie warf sich auf Knie und griff mit der Hand nach Hekates Gewand, das in losen Falten über die Stufen hinabging. Ein heißes Schluchzen brach aus ihr hervor. "Komm näher!" Hekate klopfte wieder mit dem Stab auf. Weinend rutschte Candryi herbei.

"Lege Deinen Kopf auf mein Knie", sagte Hekate. Candryi tat, wie ihr geheißen.

"Du hast viele Jahre nicht geweint, Candryi Nava", fuhr Hekate fort. Sie legte ihre freie Hand auf Candryis Stirn. "Es wird Dir gut tun, wenn Du es nun tust. Es wird Dein Gemüt besänftigen und Deinen Zorn, der immer so leicht entflammt, dämmen. Du warst viele Jahre in der Fremde, Candryi, und Du hast nie eine Träne vergossen, wenn Du an Deine Heimat gedacht hast. Aber Du hast nicht erst dort das Trauern verlernt. All die Jahre davor hat Dein Herz wie ein schwerer Stein in Deiner Brust gelegen, so schwer wie ein Fels. Erinnerst Du Dich, Candryi Nava? Als Du acht Jahre alt warst, hat euch ein Mann den Araquin gestohlen, und er hat etwas von Dir gestohlen. Freude. Du hast den harten Kloß, der in Dir steckte, die Trauer, die Dich erfasst und verhärtet hat, mit Dir herumgetragen. Durch sie bist Du so geworden wie Du heute bist. Wütend. Unnachgiebig. Du hast Deine Schwester bestohlen. Du hast die Bräuche Deines Volkes missbraucht. Du bist tränenlos in die Fremde gegangen, und der Gedanke, um Vergebung zu bitten, ist Dir nie gekommen. Aber durch all das bist Du so geworden wie Du heute bist, und Du bist dazu fähig geworden, diejenige zu sein, die den Araquin holt. Weine also Deine Tränen und dann freue Dich! Du bist Deinem Ziel nahe, sehr nahe."

Ihre Hand strich kühlend über Candryis Gesicht, als wollte sie die bitteren Tränen, die darüber liefen, auffangen. Sie wartete eine Zeitlang, bis Candryis Schluchzen etwas verebbt war, und sagte dann:

"Stehe auf und komm mit mir!"

Candryi erhob sich mit weichen Beinen und folgte Hekate in den Hintergrund des Saales, der mit einem großen, samtschwarzen Vorhang verhüllt war.

"Du befindest Dich nahe am Zentrum des Araquin." Hekate schob mit dem Stab die Falten des Vorhangs ein wenig auseinander. "Da draußen", sie wies auf die Wände "liegen die

Reiche, aus denen der Araquin gespeist wird, das Totenreich und das Land der Wiederkehr. Es war nötig, dass du bis hier herkamst, damit ich sehe, ob Du ihn bezwingen kannst.

Der Araquin ist Macht und Energie in reiner Form. In ihm sind alle Zeiten, die jemals waren, und alle Zeiten der Zukunft. Er ist für jeden benutzbar, der Macht besitzen will, aber die Fähigkeit derer, die Du vernichtet hast, reichten nicht aus, um ihn vollständig in ihre Gewalt zu bringen. Roman hat ihnen den Weg gebahnt, indem er den Araquin von seinem angestammten Platz stahl. Energien sind freigesetzt worden, Kräfte gerufen worden, die jenseits eures Vorstellungsvermögens liegen. Aber in den Kern des Araquin gelangt niemand, der nicht aus dem gleichen Stoff gemacht ist wie er selbst. Du bist ein Fels, Candryi, geboren im Comin und Dein Name bedeutet - Fels. Wenn ich den Vorhang öffne, sieh Dir den Stein an. Er wird Dir antworten. Wenn Du nicht die Richtige bist, wirst Du sterben, denn der Araquin duldet keine Fremden in seinem Kern. Bist Du seine Meisterin, dann wird er strahlen. Nicht flammenspeiend und gefräßig, nicht um zu vernichten. Nein, in seinem hellen Feuer. Und in seinen tausend Farben kannst Du das Zentrum des Alls sehen." Sie schob den Vorhang auseinander.

Auf einem kleinen, schwarzen Kissen lag ein heller, glasklarer Kristall. Aus seinen geschliffenen Flächen brachen kleine, farbige Funken. Das Licht zerspritzte in tausend winzige Tröpfchen und umgab den Stein mit einem sprühenden Kranz. Er erglühte unter Candryis Augen. Gläserne Funken stoben hoch, als das Licht wie eine Fontäne aus dem Inneren des Kristalls herausschoss. Licht, blendender als jeder Tag, erhellt den Saal.

Candryis Haare schimmerten in wechselnden Farben. Sie streckte die Hände aus, um die funkenstiebenden farbigen Lichter aufzufangen, bevor sie sich auf dem Fußboden tausendfach brachen und zurückgeworfen wurden. Wie recht Hekate mit ihren Worten gehabt hatte! Es war ihre Sehnsucht gewesen, ihr geheimer Traum, dieses Bild, das sie als Kind so oft erlebt hatte, einmal im Leben wieder zu sehen. Sie hatte die Sehnsucht tief in sich begraben, weil sie sinnlos war, weil keine von ihnen den Araquin gefunden hatte, weil das Wort allein schon Schmerz bereitet hatte. Aber die Farben waren in ihre Seele eingebettet wie ein unauslöschliches Muster. Ihr ganzes Verlangen, ihre Gier, hatte ihm gegolten, diesem kleinen Meteor, durch den Hekate mit ihren Töchtern sprach.

Hekate bewegte den Vorhang, der langsam zusammenglitt und das Licht, das die Halle in ein loderndes Farbenmeer verwandelt hatte, verdunkelte sich und erlosch langsam. Eine todesähnliche Müdigkeit breitete sich in Candryi aus. Es war vorbei. Sie hatte ihn erobert. Er gehörte ihr.

"Wenn Du unten auf der Erde bist", sagte Hekate, "nahe der Statue, an dem Platz, von dem aus Du aufgebrochen bist, wirst Du den Stein in der Hand halten. Behalte ihn bei Dir, bis Du ihn zu meinem Tempel gebracht und an seinen rechtmäßigen Platz gelegt hast. Keine Hand außer Deiner darf ihn bis dorthin berühren. Sein Licht wird in den Nächten mit Vollmond erstrahlen, als sei er nie von euch fortgewesen."

"Himmlisch", flötete die kleine Stimme dicht neben Candryi. Sie musste lachen.

"Werde ich Dich nun nie mehr hören, kleiner Kobold?" fragte sie leise.

"Ich habe Dich geführt, so gut es ging", flüsterte das Stimmchen. Es glückste, dann war nichts mehr zu hören außer dem Pochen ihres eigenen Blutes in ihrem Ohr. Sie überlegte, ob es der Araquin selbst gewesen war, der sie führen wollten, damit sie ihn von den Kräften, die ihn missbrauchten, befreien konnte. Hekate klopfte mit ihrem Stab.

"Du musst nun gehen, Tochter", sagte sie. "Du bist schon sehr lange hier, länger, als es Sterblichen gestattet ist." Sie nahm Candryi beim Arm und führte sie durch den Saal. Die Tür sprang auf, als sie das Holz mit dem Stab berührte. Candryi warf einen sehnsgütigen Blick über die Schulter zurück zu dem geschlossenen, schwarzen Vorhang. Sie gingen an den beiden Wächterinnen vorbei durch die Eingangshalle. Wieder bemerkte Candryi den blauen Himmel, der durch die hohen Fensteröffnungen zu sehen war. "Gehe nun", drängte Hekate. "Deine Zeit ist um. Es könnte Dir sonst etwas geschehen." Sie streckte den Arm aus und hielt

die Spitze des Stabes gegen die schwere Eisentür. Ein Spalt öffnete sich, und die beiden Flügel schwangen auseinander. Nebel lag draußen, und eine feuchte, klamme Kälte strich über Candryis Gesicht.

"Leb wohl, Tochter!" Hekate schob sie zur Tür. Sie hob die Hand über Candryis Kopf, um sie zu segnen, aber mitten in der Bewegung stockte ihr Arm. Candryi folgte Hekates Blick, der auf die wogenden Nebelmassen draußen vor der Tür gerichtet war. Eine ferne, kleine Gestalt kämpfte sich den schmalen, steinigen Pfad hoch. Sie taumelte und stützte sich mit den Händen am Boden ab. Hin und wieder hob sie den Kopf, als wolle sie abschätzen, wie weit der Weg noch war. Candryis Hand umfasste die eiserne Türkante. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Kehle. Die Gestalt hatte die Steigung überwunden und wankte die letzten Meter des Weges, die sich ebenerdig vor der Tür erstreckten, entlang.

Hekate trat einen Schritt beiseite, um ihr Platz zu machen. Candryi starnte der Frau fassungslos ins Gesicht, als sie an ihr vorbei über die Schwelle taumelte. Das Gesicht war eingefallen und verstört. Dickes Blut rann über ihren Hals und besudelte die zerrissenen Kleidungsstücke, die an ihr herunterhingen wie an einer Lumpenpuppe.

"Ihlen!" Candryi wusste nicht, ob sie den Namen laut ausgesprochen hatte. Ihlen wandte müde den Kopf zur Seite und blickte sie mit einem Ausdruck grenzenlosen Mitleids in den Augen an. "Nein!" Candryi hörte ihren eigenen Schrei von den Wänden

widerhallen. Ihr Blick fiel auf Hekate, in deren Augen sie die Wahrheit, die sie nicht glauben wollte, noch einmal lesen konnte. Ihlen war tot. Niemand würde ihr Kaan schicken. Der graue Nebel des Zwischenreiches wartete auf sie. Dort, auf dem mit Nebelschwaden bedeckten Pfad würde sie dahinwandern und warten, ohne Hoffnung auf Rückkehr, denn auf der Erde würde der Morgen heraufdämmern und danach konnte es keine Rettung mehr geben. Sie tappte blindlings über die Schwelle. Das Wolkentor schloss sich geräuschlos.

Nebel umwogte sie und bildete prickelnde kleine Tropfen auf ihrem Gesicht, die sich mit den Tränen, die ihr haltlos aus den Augen liefen, vermischten.

Die Luft war drückend. Ahiraquae blieb einen Augenblick stehen, um zu verschraufen, und strich sich die verschwitzten Haare aus der Stirn. Eine feucht-warne Dunstglocke hing über Tess und machte das Atmen anstrengend. Es war kurz nach Mitternacht. Ohne besondere Vorsicht ging Ahiraquae weiter den Parkweg zum Schloss entlang. Candryis Bemerkung, dass sie Morgan am liebsten über die Turmbrüstung gehalten und kräftig geschüttelt hätte, fiel ihr ein, und sie musste lachen. Dieser Wicht! Sie gab ihm noch drei, vier Jahre, dann hatte er keine Kraft mehr, sich Selem zu widersetzen. Er merkte überhaupt nicht, wie er zwischen Boadicea und Nikas langsam wie ein Mühlstein zermahlen wurde. Zum Glück war Candryi verschwunden, aber das Mädchen schwiebte in großer Gefahr. Ahiraquae konnte sich an den zehn Fingern ausrechnen, dass der König sie opfern würde. Es war der Weg des geringsten Widerstandes, den er immer suchte. Sie war so tief in Gedanken versunken, dass sie erst im letzten Moment die Schritte, die auf dem Kies knirschten, hörte. Mit einem Satz huschte sie zwischen die dichtstehenden Sträucher. Wer, um alles in der Welt, schlich um diese Zeit im Park herum? Sie spähte durch die Äste und sah nach einer Weile eine verhüllte Gestalt, die ein Pferd am Zügel nach sich zog. Die Kapuze war so tief über den Kopf gezogen, dass Ahiraquae trotz des hell scheinenden Mondes keine Gesichtszüge erkennen konnte. Erstaunt beobachtete sie, wie sich die verummigte Gestalt aufs Pferd schwang und das Tier langsam den Parkweg entlang lenkte. Bald war sie ihren Blicken entchwunden.

Aufatmend kroch Ahiraquae wieder aus dem Gebüsch hervor und befreite ihren Umhang vom Laub. Der Schreck war ihr in alle Glieder gefahren, und sie legte den Rest des Weges wesentlich vorsichtiger zurück. Das Schlosstor stand angelehnt. Ahiraquae warf einen Blick in die Wachthäuser und klopfte leise gegen das Holz. Die Wachen ließen vor Schreck die Bücher fallen, in denen sie gerade lasen, und stürzten hinaus. "Pst!" Ahiraquae legte die Finger auf die Lippen. "Ich bin's, Janas." Das Gesicht der einen Wache, es war eine noch sehr

junge Frau, erhelle sich, und sie sagte: "Musst Du uns so erschrecken? Wo kommst Du her?" Ahiraquae lehnte sich in die dunkle Ecke zwischen Mauer und Häuschen.

"Ich brauche mein Schild", gab sie leise zurück. "Und ich will das Mädchen holen. Wird ihr Zimmer von den Selemitemen bewacht?" Kiri zuckte die Schultern. "Ich weiß es nicht. Was hast Du angestellt, dass Morgan so wütend auf Dich ist?"

Ahiraquae lachte. "Gehst Du mit mir ins Schloss, Kiri?" fragte sie. "Wenn es nicht eure Soldaten sind, ist es besser, wir kommen zu zweit."

Kiri warf einen forschenden Blick zu der anderen Wache hin, die Ahiraquae neugierig ins Gesicht starrte. "Das ist Mauren", erklärte sie.

"Er ist noch nicht lange hier. Wenn Du mich verrätst, Mauren", zischte sie, zu ihm gewandt, "wirst Du Deines Lebens nicht mehr froh."

Mauren nickte bestürzt. "Ich will Dich ja gar nicht verraten", erwiderte er mit unglücklicher Stimme. "Ich weiß nur nicht, um was es eigentlich geht." Kiri winkte ab. "Das hier ist ein Lordritter", sagte sie. "Das, was wir beide demnächst auch werden wollen. Hast Du schon einmal etwas von Treue gehört, Du Holzkopf? Unsereins hilft sich, ohne viel zu fragen. Es ist mein Bruder", setzte sie hinzu. Mauren, der sichtlich jünger als Kiri war, schien von dem geheimnisvollen Flüstern der Frauen beeindruckt. Er fuhr fort, Ahiraquae mit unverhohlenem Interesse anzustarren, und selbst die brüsken Worte seiner Schwester hinterließen nicht viel Eindruck bei ihm. Ahiraquae, die Kiri längere Zeit im Fechten unterrichtet hatte und sie von daher gut kannte, kam aus dem Lachen nicht mehr heraus. "Sei nicht so streng mit ihm, Kiri", sagte sie. "Ich glaube, er weiß schon, wie er sich zu benehmen hat."

Sie verstummte. Ein Schatten huschte die Stallwände entlang. Ahiraquae erkannte die verschobene Gestalt von Roman. "Er schleicht schon die ganzen Stunden hier herum", flüsterte Kiri. "Der arme Kerl. Heute nacht geht es ihm besonders schlecht. Vorhin hat er sich an die Fersen eines Selemiters geheftet und ihn vollgeschwatzt. Sie standen zusammen in der Eingangshalle." Ahiraquae stutzte. "Wer war das?" fragte sie. "Der Lockenkopf." Kiri machte eine ausholende Handbewegung in der Luft, um die Lockenpracht anzudeuten. "Hauptmann oder was weiß ich. Er hat sich ausführlich den Weg zum östlichen Tempel beschreiben lassen und ist dann fortgeritten. Verpackt in seinen Umhang wie im tiefsten Winter." Sie pustete. "Dabei ist es heute nacht so schwül."

Roman schlug absonderliche Kurven und trudelte dann, ohne die flüsternden Stimmen zu bemerken, am Hoftor vorbei in Richtung der Wirtschaftsgebäude. Sein Schatten lag riesig und verzerrt auf dem Hofpflaster.

Ein flaues Gefühl entstand in Ahiraquae's Magen. Sie drückte Kiris Hände.

"Ich muss fort", flüsterte sie. "Der Kerl brütet nichts Gutes aus. Kiri! Alles Gute, falls ich nicht zurückkomme!" Kiri hielt sie fest.

"Was ist mit dem Mädchen? Sie werden sie mit nach Selem nehmen!" Ahiraquae's Mundwinkel zuckten.

"Soll ich sie herausholen, Janas?" fragte Kiri eindringlich. "Das musst Du selbst entscheiden." Ahiraquae schlug ihr mit der Hand auf den Oberarm. "Leb wohl!"

Sie rannte eilig den Parkweg hinunter, bis sie zu ihrem Pferd gelangte, das verborgen in den Büschen angeleint war. Das Tier, das sie in den späten Abendstunden bei einem Händlerin Tess gekauft hatte, reagierte nervös und scheu, und sie hatte Mühe, es in einem gleichmäßigen Tempo durch die engen, nächtlichen Gassen zu lenken. Außerdem schien es noch stärker als andere Pferde eine Abneigung gegen nächtliche Ritte zu haben, denn es leistete mehrmals erbitterten Widerstand gegen die neue, ungewohnte Reiterin auf seinem Rücken, die es in die Dunkelheit hineintrieb. Ahiraquae erinnerte sich entfernt an den alten Tempel, den sie vor einigen Jahren einmal besucht hatte. Nach ihrer Erinnerung musste sich die Landstraße an einer Stelle mit einem Feldweg kreuzen, der zum Tempel führte. Ob rechts oder links hatte sie jedoch vergessen. Ihr war unbehaglich zumute. Der Gedanke, dass Ira Loen tief vermurmt durch die Gegend streifte, beunruhigte sie mehr, als sie sich eingestehen

mochte. Sie kannte Roman seit mehreren Jahren, und es war nicht auszuschließen, dass er Dinge gesagt hatte, die richtig waren. Vielleicht wusste er, wo sich der Araquin heute nacht befand, aber dann wusste er auch, wo sich Candryi aufhielt. Ahiraquae nahm sich vor, sofort zum Schloss zurückzureiten, falls sie den Hauptmann beim Tempel nicht vorfand. Sieve dort zurücklassen zu müssen, war eine fürchterliche Vorstellung. Selbst wenn Kiri eingriff, wo sollte das Mädchen in Kalas denn hin? Sie machte nicht den Eindruck, als könnte sie sich alleine sehr gut weiterhelfen.

Das Pferd scheute plötzlich und warf Ahiraquae fast aus dem Sattel. Die Kreuzung kam in Sicht, und sie vermeinte, eine dunkle Gestalt zu erkennen, die rasch im Gestrüpp verschwand. Ahiraquae sprang ab und band das Pferd an einen Strauch. Der Feldweg sah zu beiden Seiten gleich aus. Das wandernde Mondlicht glitt über die felsigen Brocken und bedeckte das hohe Gras mit einem silbernen Schimmer. Ahiraquae ging einige Schritte nach links. Wenn sie sich nicht getäuscht hatte, war hier jemand zwischen den Büschen versteckt und beobachtete sie. Unweit vom Wegrand sah sie eine dunkle Erhebung im Gras. Als sie näher trat, traute sie ihren Augen kaum. Da lag jemand, eine leblose Gestalt. Ahiraquae kniete nieder und drehte sie auf den Rücken.

Es war eine alte Frau. Ihr Hals war seitlich aufgerissen. Ein kurzer Schwerthieb musste sie gestreift und die Halsschlagader zerfetzt haben. In den hellen, aufgerissenen Augen der Toten spiegelte sich der Mond. Betäubt von der Grausamkeit, die die alte Frau getroffen hatte, erhob sich Ahiraquae und ließ den Blick umherschweifen. Ein Schwächenfall überkam sie. Mit wankenden Knien trat sie wieder auf den Feldweg. Ihr Fuß stieß an etwas Hartes, das sie zuerst für einen dünnen Ast hielt, aber als sie sich niederbückte, sah sie, dass es ein langer Stab war. Vielleicht gehörte er der unbekannten Toten. Ahiraquae hob ihn auf, um ihn näher zu betrachten. Einen schrecklichen Moment lang fühlte sie sich, als würde ihr jemand die Kopfhaut abziehen. Sie hielt den Stab der Seherinnen in der Hand. Ahiraquae arbeitete. Sie hatte große Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Es hatte eine furchtbare Bedeutung, dass sie diesen Stab in der Hand hielt, aber sie brauchte einige Minuten, um die ganze Wahrheit zu begreifen. Der einzige Gedanke, der fortwährend in ihrem Kopf herumwirbelte, war, dass Candryi auf irgendeine schreckliche Weise verloren war. Mehr zu denken, war Ahiraquae nicht fähig. Ihlen, die Bettlerin, dachte sie. Und Kaan. *Kaan* . . . Ein Geräusch ließ sie herumfahren. Als sei nichts geschehen, kam Ira Loen über den Weg zu ihr gelaufen. Ahiraquae ließ den Stab fallen und zog ihr Schwert. Ira Loen blieb vorsichtshalber in einiger Entfernung stehen und rief:

"Da habt Ihr uns ganz schön an der Nase herumgeführt, Janas. Oder Ahiraquae, wenn es Euch besser gefällt! Steckt das Schwert weg! Ich will mit Euch reden!"

"Du Dreckstück", sagte Ahiraquae. Sie wog abwartend ihr Schwert in der Hand. "Halte Dein verdammtes Maul! Diesmal bist Du zu weit gegangen. Komm näher! Oder kannst Du nur Wehrlose niedermetzeln?"

"Ihr seid sehr unhöflich", stellte Ira Loen fest. "Ihr scheint in den letzten Wochen Eure gute Erziehung verloren zu haben. Wisst Ihr nicht mehr, dass ein Ritter seinen Gegner nicht beleidigen soll?"

"Das gilt für Ebenbürtige", erwiderte Ahiraquae. "Ich sagte schon, dass Du ein Dreckstück bist. Und genauso gedenke ich, Dich zu behandeln."

Ira verlagerte sein Gewicht. Ahiraquae fiel ein, dass seine Verwundung gar nicht ausgeheilt sein konnte. Er musste Schmerzen haben.

"Warum hast Du die alte Frau erschlagen?" fragte sie. "Die Alte ist eine Zauberin", entgegnete Ira, als sei das eine ausreichende Erklärung. "Wollte mir den Weg versperren und begann Dinge zu sagen, die ich nicht gerne höre. Ich lasse mich nicht verhexen." Er grinste Ahiraquae an. "Ihr sucht den Araquin, nicht wahr?" fragte er hämisch. "Wisst Ihr auch, dass er sich hier in der Gegend befindet? Dort drüben?", er wies mit der Hand nach links, wo die Tempelruine lag, und kam vorsichtig einige Schritte herbei. "Hör zu", sagte er. "Lass uns

doch gemeinsam in den Tempel gehen. Du hängst doch so sehr an der Kleinen, nicht wahr? Gib mir den Araquin und wir lassen sie in Ruhe. Und euch beide auch." "Woher willst Du wissen, dass der Araquin hier ist?" fragte Ahiraquae vorsichtig.

"Der Idiot hat es mir erzählt", gab Ira zur Antwort. Ahiraquae fasste das Schwert fester. "Du kleiner Bastard", sagte sie, in der Erinnerung, dass die Selemiter diesen Ausdruck als Schimpfwort benutzten. Auch auf Ira Loen verfehlte es seine Wirkung nicht. Sein Gesicht glühte vor Ärger. Er griff unter seinen Umhang. Ahiraquae sprang auf ihn zu, und nur ein blitzschneller Satz zur Seite brachte ihn außer Reichweite. Das Schwert zerfetzte seinen Umhang. Er parierte sofort.

Ahiraquae versuchte, ihn in die Defensive zu drängen, aber es gelang ihr nicht. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, doch er wich jedem Hieb geschickt aus und konterte mit tiefen Schlägen, so dass ihr bald vor Anstrengung der Schweiß ausbrach und die Kleider am Körper klebten. Mit der freien Hand riß sie ihren Umhang von den Schultern.

"Warum gehst Du nicht auf das Geschäft ein, Amaza", keuchte Ira. "Willst Du uns Deine Liebste so einfach überlassen?" Ahiraquae brauchte einige Zeit, bis sie den Sinn seiner Worte verstand. Sie wollte sich von seinen Redereien nicht ablenken lassen und kämpfte schweigend weiter. Ira stolperte über eine Unebenheit, konnte sich aber auf den Beinen halten. In der nächsten Sekunde riss sein Schwert Ahiraquae Hüfte auf. Wenn ich hinfalle, schoss es ihr durch den Kopf, bin ich verloren. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals einen derartigen Hass empfunden zu haben. In Iras Augen las sie das gleiche. Als sie ihn an der Schulter traf, kippte er nach hinten und verlor sein Schwert. Sie sprang ihm nach. Einen Augenblick kniete er völlig wehrlos am Boden, aber Ahiraquae, die das Schwert schon erhoben hatte, zögerte, und er rollte weg und grapschte nach seiner Waffe. So schnell, dass sie sich kaum umdrehen konnte, stand er hinter ihr und griff sie an. Haarscharf ging die Schwertspitze an ihren Rippen vorbei. Sie schalt sich in Gedanken. Weshalb hatte sie gezögert? Er würde kein Mitleid mit ihr haben, wenn sie am Boden lag. Ira umklammerte mit beiden Händen den Schwertgriff. Die Schulter schien ihm große Schmerzen zu bereiten, und Ahiraquae beschloss, ihn noch mehr zu ermüden. Sie scheuchte ihn auf den holprigen Wiesenboden. Eine Serie von Schlägen hagelte auf ihn ein, alle nicht besonders gefährlich, die er aber trotzdem abwehren musste. Doch trotz aller Anzeichen von Erschöpfung, die er zeigte, setzte er immer wieder seine Tiefschläge ein. Es musste seine Lieblingskampfweise sein. Aber ganz allmählich gewann Ahiraquae die Oberhand. Der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht, und er atmete schwer und ausgepumpt. "Du Heidin", stieß er hervor. "Du verlotterte Barbarin!" Die lockigen Haare hingen wirr um seinen Kopf. Ahiraquae verlor plötzlich das Gleichgewicht und stürzte nach hinten. Sie sah im Fallen, wie der Hauptmann nachsetzte. Das war ihre Chance. Sie warf sich seitwärts hoch, und die Spitze seiner Waffe fuhr dicht neben ihr in den Boden. Er fiel genau in ihr Schwert, das ihn durchbohrte. Ahiraquae stieß ihn weg.

Ira ächzte und umkrallte den Schwertgriff, der aus seinem Leib ragte. Blut quoll ihm aus dem Mund. Ahiraquae riss Iras Schwert aus der Erde. Sie beobachtete ihn, wie er auf den Knien herumkroch und sich vor Schmerzen krümmte. Als er Ahiraquae herankommen sah, blinkte es in seinen Augen auf. Er wusste, was sie vorhatte.

"Ich bin überzeugt davon, dass Du das nicht getan hättest", sagte Ahiraquae völlig entkräftet. "Du hättest mich hier elend sterben lassen. Ich nehme an, da liegt der Unterschied zwischen uns beiden."

Sie holte aus und schlug ihm den Kopf ab. Er kollerte auf die Wiese und blieb neben dem zusammenbrechenden Rumpf liegen. Mit letzter Kraft zog Ahiraquae ihr Schwert aus Iras Körper. Mit bleiernen Beinen ging sie zum Wegrand und hockte sich hin. Die Kleider hingen in einzelnen Fetzen an ihr herab. Jetzt erst merkte sie, wie die offene Wunde an ihrer Hüfte brannte. Sie bemühte sich, das Schwert mit Gras zu säubern. Was sollte sie jetzt tun? Nach Tess zurückreiten und Sleve holen? Ahiraquae war zu kraftlos, um sich zu entscheiden. Sie starrte abwechselnd auf Ira und auf Ihlen, die dunkle Flecken auf der Wiese bildeten. Candryi

- der Schmerz überschwemmte sie. Sie rang lautlos nach Luft. Unfähig, auch nur einen Schritt weiterzudenken, vergrub sie das Gesicht in den Händen.

Der Mond wanderte bereits tief am Himmel. In der Ferne zogen dunkle, schwere Regenwolken auf, und ein Windstoß strich über die Wiesen. Ahiraquae wusste, dass es nutzlos war, hier sitzen zu bleiben und zu warten. Es gab nichts, was sie tun konnte, aber ihr graute davor, diesen Ort, an dem Candryi verschwunden war, zu verlassen und in die Stadt zurückzureiten. Sogar der Anblick der beiden Toten erschien ihr momentan tröstlicher als der einsame Heimritt.

Ahiraquae hatte keine Ahnung, wie lange sie da hockte und grübelte. Plötzlich wieherte das Pferd auf. Sie hob den Kopf und blickte auf den staubigen Weg. Es dauerte eine Zeitlang, bis sich ihr tapsende Schritte näherten. Zwei bloße Füße schleppten sich heran, verschrammt und aufgerissen, als hätten sie barfuss einen weiten Weg zurückgelegt.

"Ahiraquae!" sagte eine Stimme über ihr, wie von weit her, klein und schwach.

Ahiraquae erhob sich mühsam. Vor ihren Augen drehte sich alles. "Ich bin's, Sleve." Das Mädchen hielt Ahiraquae an den Armen fest.

"Wo kommst Du her?" Ahiraquae versuchte, gerade zu stehen. "Die Prinzessin hat mich fortgebracht", erklärte Sleve aufgeregt. "Gleich, nachdem die Soldaten gekommen sind. Ich bin die ganze Nacht herumgelaufen und habe euch gesucht. . . Sie hat mir gesagt, dass ihr rechtzeitig geflüchtet seid." Ahiraquae blickte Sleve stumm an.

"Sie hat mich außerhalb der Stadt abgesetzt", fuhr das Mädchen eifrig fort. "Im Norden, glaube ich. Ich habe mich mehrmals verlaufen, bevor ich in diese Gegend hier kam. Nael wollte mich mitnehmen, aber ich wollte hier bleiben. . . euch suchen." "Es ist ein Wunder, dass Du mich gefunden hast", sagte Ahiraquae und setzte sich wieder. Sleve kniete sich neben sie, "Ich hatte es gehofft." Ihr Blick streifte Ira Loens Leiche. "Wo ist Candryi?" Eine Zeitlang war es still. Ahiraquae versuchte, Kräfte zu sammeln, um Sleve wenigstens ein bisschen von dem, was passiert war, erklären zu können. Ihre Kehle war zugeschnürt. "Pass auf, Sleve", setzte sie nach einer Weile an. "Du weißt doch, dass Candryi und ich etwas suchen. Es ist der Araquin, ein Kristall, den Hekate, unsere älteste Göttin, der Heth geschenkt hat, der ersten Königin der Amazonen. Jemand hat ihn gestohlen, und Candryi", sie holte tief Luft, "sollte ihn zurückholen. Der Stein stammt nicht von dieser Erde. Er soll so alt sein wie die Welt", Ahiraquae machte eine Handbewegung zum Himmel, "selbst. Er hat unbegrenzte Kraft, und unsere Seherinnen benutzen ihn, weil er Meister aller Zeiten ist. Wenn Du ihn einmal gesehen hast, wie er strahlt, dann hast Du das Universum selbst gesehen. Er erzählt uns alles vom Anfang und Ende des Lebens, was wir wissen wollen. Und er segnet uns und unsere Kinder." Ahiraquae machte eine Pause.

"Candryi", fuhr sie dann mit stockender Stimme fort, "ist verschwunden. Sie ist dahin gegangen, wo der Araquin herstammt." Sleve machte ein ungläubiges Gesicht. "Fort von der Erde?" fragte sie. Ahiraquae nickte. "Sie wird nicht mehr zurückkommen, Sleve", sagte sie. "Da vorn liegt eine tote Frau. Sie hat einen Schlangenstab bei sich geführt, das heißt, sie war eine Seherin, und war deshalb hier, Candryi zu beschützen, dass sie ohne Schaden wieder zurückkehren kann." Ahiraquae versagte, und sie schlug die Hände vors Gesicht.

Sleve stand auf und stapfte langsam durch das Gras zu Ihlen. Sie betrachtete die Tote ein paar Minuten und hob, als sie zurückging, den Stab auf, der achtlos am Wegrand lag.

"Das ist schrecklich, Ahiraquae", murmelte sie und kauerte sich hin. "Kann niemand Candryi holen?"

Ahiraquae schüttelte den Kopf. Sie wagte nicht, Sleve in die Augen zu blicken, aus Angst, gleich laut loszuschreien. "Das können nur die Seherinnen. Nur sie wissen, wann es Zeit ist, den Boten zu schicken. Candryi ist . . . im Zwischenreich, verstehst Du? Im Reich der Hekate, wo sie hingegangen ist, können Sterbliche nur eine kurze Zeit verweilen. Aber ohne die Botin der Zukunft können sie auch nicht auf ihre eigene Welt zurückkommen, und sie wandern. . ." Ihr Gesicht verzerrte sich. Sleve legte den Stab quer über die Knie.

"Wie heißt die Botin?" fragte sie. Ahiraquae wünschte sich, das Mädchen würde mit ihren quälenden Fragen aufhören. "Kaan."

"Ist Kaan ein Pferd?"

Ahiraquae nickte, bis ihr der Sinn der Frage allmählich klar wurde. Sie hob den Kopf. Sleve schaute sie mit großen Augen an. "Warum fragst Du?"

"Ich kenne Kaan", erwiderte Sleve langsam. "Ein schwarzes Pferd. Ich habe sie gesehen." "Wo?" Ahiraquae's Herzschlag setzte aus.

"Eben. Als Du davon erzählt hast. Noch bevor Du den Namen ausgesprochen hast, habe ich sie gesehen. Es ist wie meine Träume", setzte sie hastig hinzu, als Ahiraquae nicht antwortete. "Ich kann - es nicht beschreiben. Aber ich", sie sprang auf, "ich habe es gewusst, dass der da", sie wies auf Ira Loen, "eines Tages keinen Kopf mehr haben wird. Als ich ihn das erste Mal sah, lag sein Kopf neben ihm auf der Erde. Und dass Meriem nicht mehr lange leben würde, wusste ich auch."

"Du hast nie davon erzählt." Ahiraquae blieben vor Aufregung fast die Worte im Halse stecken. Sie schüttelte Sleve am Arm. Eine unausgesprochene Frage stand in ihren Augen. Sleve überlegte.

"Ich versuche es", sagte sie leise. "Ich weiß nicht, ob Kaan mir gehorcht. Ich kenne das Zwischenreich nicht. Vielleicht sehe ich es, wenn ich mich anstrenge."

Ihr kindliches Gesicht wurde weiß vor Anstrengung. "Stell Dich da vorn an die Kreuzung." Ahiraquae's Hände zitterten unkontrolliert.

Der Mond war verschwunden. Am Horizont zeigten sich die ersten grauen Streifen der Morgendämmerung. Sleve schlurfte mit schmerzenden Füßen zur Kreuzung. Sie stellte sich mit dem Gesicht zur Tempelruine, die bereits deutlich zwischen den mächtigen Felsenbrocken herausragte, und stützte sich mit der rechten Hand auf den Stab. Er überragte sie um einiges. Die Anstrengung ließ ihr Gesicht alt aussehen. Mit riesig geöffneten Augen blickte sie über ihre ausgestreckte linke Hand hinweg. Ahiraquae ballte die Fäuste zusammen. Es war eine Hoffnung, so vage und gering, dass sie kaum daran zu glauben wagte. Sie sah zum Horizont. Zu spät, dachte sie. Es ist viel zu spät. Als sie Sleve wieder anblickte, hämmerte ihr Herz los. Sie hatte oft genug die Seherinnen bei der Arbeit beobachtet, um zu erkennen, dass Sleve eine von ihnen war. Das Mädchen *hatte* die Kraft. Die Macht, die von ihrer ausgestreckten Hand in einem konzentrierten geballten Strahl über den Tempel hinweg zum Horizont ging, wischte jegliche andere Lebensäußerung fort. Der Wind, der die hochgetürmten Wolken vor sich her getrieben hatte, verstummte. Kein Grashalm, kein Zweig bewegte sich. Sleves Pupillen waren wie zwei tiefe dunkle Seen. Kein Wunder, dass sie Schwierigkeiten mit den Augen hat, durchzuckte es Ahiraquae. Das arme Kind. Aber sie schafft es nicht. Es ist zu spät. Es dämmert bereits. Sie blickte mit leeren, ausgetrockneten Augen auf die Ruine. Endlose Minuten, in denen kein Laut zu hören war, verstrichen. Der Himmel verfärbte sich in hellem Grau. Und dann stieß Sleve einen markerschütternden Schrei aus. Ihre Hand sank herab. Der Wind heulte plötzlich los. Sleve stürzte zu Boden und fiel der Länge nach über den Stab. "Sleve!" Ahiraquae rannte herbei und schüttelte das Mädchen, da krampfartig mit den Augäpfeln rollte. Sleve rappelte sich auf die Knie hoch.

"Es war zu spät", murmelte Ahiraquae tröstend. Sleves Gesicht war ausgebrannt und ohne jeden Blutstropfen. "Nein, nein", stammelte sie. "Es war nicht zu spät!" Ihre Hände zuckten. Ahiraquae legte die Arme um sie, aber das schreckliche Zucken, das Sleve ergriffen hatte, hörte nicht auf. Was soll ich bloß tun, dachte sie. Wenn sie stirbt. Hekate, hilf uns! Lass sie nicht sterben! Sleves Pupillen verengten sich. Ihr Atem rasselte. Ahiraquae's Blick wanderte zum Tempel. Die Statue erhob sich in dem morgendlichen Dunst. Und da war ein Schatten. Ahiraquae wollte etwas sagen, aber ihre spröden Lippen brachten keinen Ton hervor. Sie rüttelte Sleve an den Schultern. Das Mädchen stöhnte auf.

Der kleine Schatten löste sich aus dem dunklen Grau der Tempelmauer. Regungslos saß Ahiraquae da und beobachtete, wie er sich zum Weg hintastete. Candryis hohe Gestalt schälte

sich aus der Dämmerung heraus. Sie bewegte sich mit staksigen, unbeholfenen Schritten vorwärts.

Ahiraquaes Hand krallte sich in Sleves Arm.

"Candryi", sagte sie heiser. "Siehst Du sie?" Sie sprang auf die Beine und zerrte Sleve mit hoch. Candryis Arme schlenkeren zu beiden Seiten herab. Sie sah aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Ahiraquae wollte ihr entgegenlaufen, aber Sleve hielt sie zurück.

"Nein", murmelte sie erschöpft. "Sie muss alleine gehen." "Mit müden Schritten brachte Candryi Meter um Meter hinter sich. Die letzte Strecke hob sie kaum noch die Füße vom Boden. Der Sand stob hoch und bedeckte ihre bloßen Beine mit feinem, grauen Staub. Als sie die Kreuzung endlich erreicht hatte, blieb sie einen Moment stehen und starre die beiden Frauen ungläubig an. Dann streckte sie ihnen die Hand hin. In der schmutzigen, mit roten Wunden bedeckten Handfläche lag der Araquin, klein und unscheinbar.

Ein winziges Lächeln überflog Candryis Gesicht. Sie schloss die Handfläche und machte eine Bewegung, als wollte sie sich irgendwo festhalten. Ahiraquae konnte sie gerade noch auffangen, ehe sie zusammenbrach.

Keine zwei Sekunden später fielen die ersten Regentropfen. Ein greller Blitz zuckte auf und leitete eines der schlimmsten Gewitter ein, das jemals auf Kalas niedergegangen war.

Candryi erwachte durch einen schmerzhaften Druck im Rücken. Feuchtigkeit lief ihr aus den Haaren ins Gesicht, und sie vernahm das eintönige, klatschende Geräusch von Regen. Zaghaf blinzelte sie durch die Augenlider - sie saß an einer Mauer, der alten Tempelmauer, wie sie sich sofort erinnerte.

"Sie erwacht", sagte eine Stimme. Sleves Stimme. Candryi bemühte sich, den Kopf hochzuheben. Eine Hand schlug ihr mehrmals auf die Wangen.

"Wach auf, Candryi! Komm endlich zu Dir!" Ahiraquae. Etwas grob, zittrig. Candryi öffnete die Augen ganz, blickte direkt in Ahiraquaes Gesicht. Es war so schmutzig, sein Ausdruck so leer, dass sie dachte, in einen Spiegel zu sehen.

"Teathon", sagte Ahiraquae. "Du hast ihn gebracht." Ihre Hände umschlossen andächtig Candryis Rechte. Plötzlich liefen ihr Tränen aus den Augen und hinterließen helle Spuren in dem schmutzverschmierten Gesicht.

"Gib mir einen Beutel", bat Candryi. Mit fahrgen Händen knotete Ahiraquae ihren Geldbeutel los und kippte den glitzernden Inhalt ins Gras.

"Ist dieser groß genug?" Sie musste trotz der Tränen lachen. Candryi ließ den Araquin hineingleiten und hängte den Beutel um ihren Hals. Die Erschöpfung machte ihre Glieder schwer wie Blei. Sie deutete auf Ahiraquaes Hüfte. "Du bist verwundet." Ahiraquae winkte ab.

"Nicht der Rede wert", schniefte sie. Ihre Augen standen voller Fragen, Fragen, die sie nicht zu stellen wagte, und Candryi war ihr dankbar dafür. Es gab keine Schilderung dessen, was sie erlebt hatte. Vielleicht irgendwann einmal, viel später, wenn die Jahre vergangen waren und sie selbst eine alte Frau sein würde - vielleicht konnte sie es dann erzählen. Wenn sie selbst schon wieder an der Schwelle zum Jenseits stand. Aber noch war sie zu jung, zu jung für das Wissen, das sie in sich trug, und das Erlebte verschwamm in ihrem Geist bereits zu einem nebulosen Durcheinander von Personen und Farben, schriller Musik und verwesten Blumen.

"Was ist mit Ihlen passiert?" fragte sie.

"Es war der Hauptmann. Ira Loen. Sie hat sich ihm in den Weg gestellt, als er zum Tempel wollte." Für einen Augenblick schloss Candryi die Augen. "Hätte ich ihn damals getötet", murmelte sie. "Damals. . . , dann wäre Ihlen jetzt noch am Leben. Wo ist er? Hast Du ihn erwischt?" "Ja."

"Und wer - wo habt ihr", Candryi suchte nach den richtigen Worten, "wo habt ihr denn eine Wächterin gefunden?" "Es war Sleves Stunde", antwortete Ahiraquae mit einer dramatischen

Handbewegung, hinter der sich, wie Candryi an ihren Augen bemerkte, eine gehörige Menge Rührung verbarg. "Wieso - das versteh ich nicht! Sleve. . ."

"Es war nicht besonders schwierig", sagte Sleve und wurde krebsrot.

"Du mußt in eine Schule gehen", warf Ahiraquae ein. "In eine Schule? Weshalb denn das?"

"Nun, Du musst ausgebildet werden. Du wirst verrückt werden, wenn Du diese Fähigkeiten nicht kontrollieren kannst. Verrückt und blind. Es gibt eine Menge zu lernen - zum Beispiel, wie Du die Augen verschließen kannst, wenn Du nichts sehen willst." "Das kann ich in einer Schule lernen?" Sleve machte ein ungläubiges Gesicht. "Hier in Kalas?"

"Nein - bei uns in Helos. Du kannst Dir die beste Schule aussuchen. Sie werden sich um Dich reißen. Den Lehrerinnen wird es eine Ehre sein, Dich auszubilden zu dürfen."

"Ich wusste nicht, dass man ausgebildet werden kann", entgegnete Sleve. "Das hört sich an wie - wie ein Handwerk." "Ist es auch", sagte Candryi. "Du wirst sehr angesehen sein." Sie lachte freundlich.

"Das heißt... ich ... gehe ... nach Helos?" fragte Sleve stotternd. Ahiraquae zog den Stab zwischen den hohen Grasbüscheln hervor. "Ich würde es Dir empfehlen, nicht nur wegen der Schule. Es scheint, Du bist anderswo nicht sehr beliebt." Alle drei lachten.

"Jetzt erzählt mir genau, was heute nacht passiert ist", bat Candryi.

Ahiraquae schilderte in kurzen Worten den Verlauf der Nacht. Als sie Nael erwähnte, stieß Sleve einen leisen Schrei aus. "Ich habe etwas vergessen", sagte sie bestürzt zu Ahiraquae. "Hier. Das ist für Dich." Sie zog einen Brief aus ihrem Halsausschnitt. Mit gerunzelter Stirn öffnete Ahiraquae das Kuvert und las den Brief durch. Ihre Mundwinkel verzogen sich ein wenig, ob belustigt oder traurig, blieb offen, denn die Augen waren ausdruckslos. Schließlich faltete sie das Blatt zusammen und sagte: "Ja. So ist es. Wo war ich stehen geblieben?"

"Als ich Dir von Nael erzählte", half Sleve ihr weiter. Candryis Blick wanderte umher. Die Erde ringsum war aufgeweicht, der Feldweg unter großen Regenpfützen verschwunden. "Wo sind die Pferde?" fragte sie. Ahiraquae wies mit dem Kopf zur Mauer.

"Dort. Ich habe sie eingefangen und angebunden. Es gab ein furchtbare Gewitter vorhin, ich dachte, das Ende der Welt steht bevor. . ."

"Da kommt jemand", unterbrach sie Candryi und starrte über ihre Schulter. "Wer kann das sein?"

Ahiraquae rollte mit den Augen, als wollte sie sagen, jetzt reicht es mir aber, griff dennoch automatisch mit der Hand nach ihrem Schwert. Ein Reiter preschte in den Feldweg hinein, dass das Wasser hoch aufspritzte. Er schien in großer Eile zu sein und brachte erst kurz vor den Frauen gerade noch mühsam das Pferd zum Stehen.

"Astis!" rief Candryi überrascht, als der Reiter die Kapuze zurückzog. "Ahiraquae, das ist. . ."

"Später, Candryi", fiel ihr Astis ins Wort. Ihr Gesicht war vom schnellen Ritt erhitzt und gerötet. Ihr Atem ging rasch. "Wie steht es? Habt Ihr es geschafft?" fragte sie ohne Umschweife. Candryi nickte und stand schwerfällig auf, wobei sie sich an der Mauer festhielt, weil sie fürchtete, die Beine könnten unversehens unter ihrem Gewicht nachgeben. Stolz zog sie an dem Beutel. "Hier ist er, Astis."

"Dann hält euch ja nichts mehr in dieser Gegend", stellte Astis befriedigt fest. "Ihr müßt fort und zwar so schnell wie möglich. Das Verschwinden der Selemiterin ist entdeckt worden. Morgan hat die Tore schließen lassen, die Soldaten kontrollieren alles. Sie haben ihn unter Druck gesetzt, die Selemiter, anders kann es nicht sein. Oh Heth!" Sie ballte die Fäuste. "Sie wollen die Häuser in Tess durchsuchen, und dieser Narr hat es ihnen erlaubt! Selemiter durchsuchen unsere Stadt!"

Astis konnte vor Empörung kaum noch weitersprechen. Sie hielt inne, um zu verschraufen.

"Und was noch schlimmer ist", fuhr sie dann fort, "auch unsere Ritter und Soldaten haben Weisung erhalten, euch zu suchen. Es ist also besser, wenn ihr euch jetzt beeilt!" "Womit haben sie ihn unter Druck gesetzt?" fragte Sleve. "Womit!" Astis warf ihr einen erbitterten Blick zu. "Krieg, womit sonst! Dieser feige Kerl, da gehen ihm die Nerven durch! Und die

Prinzessin soll verschwunden sein, erzählt man sich. Einige behaupten, sie hätte das Mädchen befreit. Morgan streitet es natürlich ab."

"Also, auf zur Grenze!" Ahiraquae zupfte an ihren zerrissenen Hosen herum.

"Oh nein! Wie stellt ihr euch das vor? Seht euch doch einmal an, wie abgerissen und müde ihr seid. Ihr benötigt Ruhe. Ihr braucht Kleider. Ich schlage vor, ich bringe euch zu meiner Schwester." Die drei blickten sie sprachlos an.

"Guckt nicht so entgeistert", sagte Astis. "Beeilt euch! Wo sind die Pferde?"

Ihre Hände trommelten nervös auf den Sattel. "Wir haben nur zwei Pferde. Ira Loens Pferd ist durchgegangen." Ahiraquae verschwand im Tempeleingang, um die Tiere zu holen. Mit zittrigen Fingern legte Candryi ihren Gürtel um und steckte das Schwert in die Scheide. Sie fühlte sich völlig zerschlagen. Astis hatte recht. Einige Tage Ruhe würden ihnen gut tun. Lahmbeinig stieg sie auf das Pferd.

"Wie weit ist es bis zu Eurer Schwester?" fragte Ahiraquae. "Wir werden heute Abend dort sein."

Sie ritten schweigend den Weg hinunter auf die Straße, ohne noch einmal auf den Tempel und die beiden Toten im Gras zurückzublicken. Slev, die hinter Ahiraquae im Sattel saß, hantierte mühevoll mit dem unhandlichen, langen Stab. "Übrigens", brach Astis nach einer Weile das Schweigen, "mir ist erzählt worden, er hat sich die Turmbrüstung hinabgestürzt. Der Narr, meine ich. Roman."

Der Hof von Astis' Schwester war weitaus größer, als sie sich vorgestellt hatten. Er lag etwas abseits am Ende eines Dorfes und bestand aus einem Wohngebäude, ausgedehnten Stallungen mit angrenzenden Pferdekoppeln, Scheune und Gartenhäuschen. Als die Reiterinnen über das holprige Hofpflaster ritten, schlügen irgendwo im Garten mehrere Hunde an, wurden aber von einer energischen, jungen Frauenstimme sofort wieder zum Schweigen gebracht. Eine stämmige Gestalt tauchte aus dem Halbdunkel des Gartens auf und stieß, als sie Astis erblickte, einen schrillen Pfiff aus. "Tante!" Noch ehe Astis richtig vom Pferd gestiegen war, hing die junge Frau bereits an ihrem Hals. Die Haustür öffnete sich und jemand rief:

"Wer ist da, Langan?" Eine tiefe, warme Stimme, dachte Candryi. Älter als Astis. Arbeitet mit Tieren. "Es ist Astis, Mutter! Und sie hat Besuch mitgebracht!" Langan schaute die drei fremden Frauen neugierig an. "Wollt ihr nicht absteigen? Meine Mutter kann nicht herauskommen, um euch zu begrüßen. Ihr Bein ist verletzt." Ihr schneller, wachsamer Blick registrierte das mitgenommene Äußere der Fremden, ihre zerfetzte Kleidung. Ohne weitere Worte ergriff sie die Zügel und brachte die Pferde fort. Langans Mutter stand auf der obersten Stufe des Hauseingangs und winkte Astis freudestrahlend entgegen.

"Stell Dir vor, ich habe mir das Bein gebrochen", sagte sie anstelle einer Begrüßung. "Aber ich kann schon wieder laufen. In meinem Alter muss mir so etwas Dummes passieren! Aber komm herein! Du hast Gäste mitgebracht?" Astis schloss die Haustür hinter sich. In der hellerleuchteten Diele wirkten die drei Frauen bleich und unwirklich wie Gespenster. Sie folgten Astis und ihrer Schwester, die sich beim Laufen auf einen Stock stützte, durch mehrere Zimmer, bis sie in einen Raum gelangten, der offenbar als Bibliothek diente. Er machte den Eindruck, als hätte gerade jemand hier gesessen und gelesen. Im Kamin brannte ein kleines Feuer. Becher und Gebäck standen auf dem Tischchen, und vor den hohen Regalen türmten sich aufgeschlagene Bücher.

"Ich bin Sikha", sagte die Frau. Sie war, wie Candryi vermutet hatte, einige Jahre älter als Astis, zwischen vierzig und fünfzig, noch eine Spur tatkräftiger und energetischer in ihrer Ausstrahlung als ihre Schwester. Das mit grauen Fäden durchzogene Haar lag kurzgeschnitten um ihren Kopf. Aufmerksam hörte sie zu, als die Frauen sich vorstellten.

"So - Amaza seid ihr! Ihr scheint einige harte Wochen hinter euch zu haben!"

"Frag sie jetzt nicht aus, Sikha", schaltete sich Astis ein. "Gib ihnen eine heiße Suppe und zeige ihnen, wo sie schlafen können - das ist alles, was sie momentan brauchen. Das andere erkläre ich Dir später."

Candryi wunderte sich im geheimen über den knappen, fast unfreundlichen Ton, der zwischen den beiden Schwestern herrschte, aber er schien ihnen vertraut zu sein. Sikha humpelte zur Tür und rief etwas in den Flur hinaus, und nach einem kurzen Augenblick erschien Langan. "Also, Suppe und ein Bett wollen sie", sagte Sikha. "Du kümmert Dich um alles, Langan. Und nachher setzt Du Dich zu uns. Mir scheint, Astis hat eine spannende Geschichte zu erzählen." Im oberen Stockwerk des Hauses gab es mehrere kleine Räume, die offenbar für Gäste bestimmt waren. Ein muffiger Geruch hing darin, als seien die Zimmer längere Zeit nicht benutzt worden. Langan öffnete die Fenster.

"Es dauert nicht lange mit der Suppe", sagte sie. "Ich wärme sie vom Abendessen her auf. Hoffentlich könnt ihr noch so lange wach bleiben!"

"Jaja", murmelte Candryi. Sie breitete Decken auf dem niedrigen, schmalen Bett aus und legte sich hin. Der kühle Nachtwind strich über ihr Gesicht, und nach einigen Minuten begann sie zu frieren und zog das Bettzeug über sich. Als Langan mit der Suppe hereinkam, fand sie Candryi tief schlafend vor. Sie schlief mit offenem Mund, was ihr ein wenig den Ausdruck eines schlafenden Kindes verlieh, aber unter den wirren blonden Haaren, die ihr ins Gesicht fielen, waren die Augenbrauen gerunzelt, und ihre rechte Hand umklammerte den speckigen Lederbeutel, der ihr vor der Brust hing.

Die nächsten Tage vergingen mit Schlafen. Nie hätte Candryi geglaubt, dass sie so lange hintereinander schlafen konnte. Manchmal wurde sie kurz wach, wenn die Sonnenstrahlen sie im Gesicht kitzelten oder wenn im Haus eine Tür laut zuschlug. Aber sofort fiel sie wieder in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Und plötzlich war es vorüber. Sie schlug die Augen auf und sah den etwas dunstigen Morgenhimme über den Bäumen. Die Sonne schien noch ein wenig matt. Candryi streckte sich und stellte fest, dass sie ausgeruht war, so ausgeruht, wie schon seit langer Zeit nicht mehr. Schnell schlüpfte sie aus dem Bett. In der Waschschüssel fand sie einen Rest kaltes Wasser. Sie schüttelte sich, aber ihr Wunsch, sich zu waschen, war so groß, dass sie den Lappen nahm und sich zähneklappernd mit dem kalten Wasser abrieb. Neben dem Bett lagen Kittel und Hosen, Wäsche. Ein Paar Stiefel, die ihr ein wenig zu eng waren, und ein mehrfach geflickter, brauner Baumwollumhang, wie ihn die Bauern in Kalas trugen. Nach dem Anziehen versuchte Candryi, mit einem Kamm die Haare zu entwirren, aber sie gab es bald auf. Ein letzter Blick in den Spiegel zeigte ihr ein bleiches, hohlwangiges Gesicht. Auf der Treppe stieg ihr sofort der Geruch von Gebratenem in die Nase, und als sie dem Geruch nachging, stand sie plötzlich in einem großen Raum, der, wie sie durch die halboffene Tür sehen konnte, direkt an die Küche grenzte. An dem großen, runden Holztisch saßen Sleve, Astis und ihre Schwester, Langan sowie ein junges Mädchen, das Candryi nicht kannte, der Ähnlichkeit nach Langans Schwester. Sleve, den Mund voller Brot, glückste zur Begrüßung auf, während die anderen Frauen, Astis ausgenommen, Candryi anstarrten wie eine auferstandene Tote. "Setzt Euch doch, Candryi", unterbrach Astis endlich die Stille. Candryi nickte Sleve zu. "Wo ist Ahiraquae?"

"Schläft noch", erwiderte Sikha. Sie konnte den Blick kaum von Candryi losreißen.

"Warum starrt ihr mich so an?" fragte Candryi. Sikha antwortete nicht.

"Daran müsst Ihr Euch gewöhnen", sagte Astis an ihrer Stelle. "Bald werden sie die ersten Lieder auf Euch dichten." "Lieder? Auf mich? Wie meint Ihr das?"

Candryi schüttelte den Kopf, aber im gleichen Moment fiel ihr ein, woran Astis und die anderen Frauen dachten. Ihre Hand zuckte zum Hals, tastete nach dem Beutel. Bei Heth, sie hatte es vergessen! Dafür kam die Erinnerung jetzt um so stärker. "Ihr wollt sicher baden", sagte Sikha, die langsam ihre alte, praktische Art wiederfand. "Wir heizen heute Nachmittag das Badehaus an." Candryi strich sich unwillkürlich die schmutzigen Haare aus der Stirn. Ihre Augen suchten die Sleves. Das Mädchen sah erholt aus, ihr obligatorisch blasses Gesicht zeigte sogar einen Anflug von Farbe. Plötzlich polterte es auf der Treppe, und Ahiraquae stürzte in den Raum.

'Ha, da bist Du ja!' Sie zwinkerte Candryi erfreut zu und setzte sich dann auf den freien Stuhl ihr gegenüber. Es war das erstemal, dass Candryi sie ohne Ritterkleidung sah. Auch der Taler fehlte. Sie goss sich Tee ein und sagte: "Bist Du ausgeruht? Du hast zwei Tage geschlafen." "Ja. Mir geht es sehr gut."

"Können wir morgen reiten? Meine Hüfte ist soweit in Ordnung. Es war keine tiefe Wunde." "Ja."

"Ihr habt überhaupt keine Ruhe im Leib", sagte Sikha. "Die ganze Zeit denkt Ihr nur ans Weiterreiten! Aber wie Ihr wollt! Dann müssen wir heute Abend ein Abschiedsessen bereiten. Ich suche nachher die Hühner aus. Wir haben nicht alle Tage so hohen Besuch!"

Ahiraquaes Teeschale schlug scheppernd auf dem Tisch auf. "Das kann sich ändern", erwiderte sie. Sie häufte sich geruhsam Bratenreste auf einen Brotfladen und fing an zu essen, ohne sich weiter um die anderen zu kümmern, die sich verdutzt ansahen. Um die Stille zu überbrücken, begann Candryi ein allgemeines Gespräch über den Hof. Wie sie vermutet hatte, lebten die Herath von der Pferdezucht, und Pferde waren Sikhas Lieblingsthema. Während die Unterhaltung dahinplätscherte, überlegte Candryi, was der Grund für Ahiraquaes merkwürdiges Verhalten sein konnte, aber sie fand keinen Anhaltspunkt. Ahiraquaes erschien ihr hektisch und zerfahren, und auf unbestimmte Weise noch verschlossener als die letzten Wochen. Sogar die Art, wie sie langsam ihr Frühstück verzehrte, erschien Candryi merkwürdig - als versuchte sie, sich selbst nach außen hin zur Ruhe zu zwingen, während es in ihrem Inneren arbeitete und sie am liebsten aus der Haut gefahren wäre.

Nach dem Frühstück verschwand Ahiraquaes in ihrem Zimmer, angeblich, um ein Buch zu lesen, das sie in Sikhas Bibliothek entdeckt hatte. Sleve schloss sich Langan an, die einige Arbeiten im Garten erledigen wollte, und Candryi, die recht froh war, alleine zu sein, verbrachte die Zeit damit, sich den Hof und die Tiere anzusehen und ihren Gedanken nachzuhängen. Nachmittags heizte Langan den Baderaum ein, und Candryi schrubbte sich in aller Gründlichkeit ab, wusch sich die Haare, aus denen eine tiefschwarze, schmierige Brühe herauslief, und fühlte sich danach wie neugeboren. Als sie wieder ins Wohnhaus zurückgehen wollte, traf sie Sleve, die gerade vom Obstpflücken aus dem Garten kam. Sie trug eine lange Schürze, die sie vorne zusammen hielt, über ihren Hosen und ein ärmelloses Oberteil, das die mageren Arme sehen ließ. Candryi blieb stehen.

"Wie geht es Deinen Augen?" fragte sie. "Haben sie sich erholt?" Sie dachte flüchtig daran, Sleve zu danken, ihr zu sagen, Welch eine großartige Leistung sie eigentlich vollbracht hatte, aber ihr fehlten die richtigen Worte.

"Ich vertrage die Sonne nicht", klagte Sleve und kniff die Augen zusammen. "Lerne ich das auch?" "Sicher."

"Wann werden wir in Helos sein, Candryi?" "Wir brauchen eine Woche bis zur Grenze." Das Mädchen dachte nach.

"Sie sind alle ... so wie ihr, nicht wahr? Alle Frauen in Helos tragen Waffen." "Ja."

In Sleves Gesicht war nicht zu erkennen, was sie von dieser Tatsache hielt. Sie raffte lediglich die Schürze fester zusammen und sagte langsam:

"Tötet ihr alle? Auch die Frauen?"

"Das ist eine absonderliche Frage, Sleve", antwortete Candryi. Sie schob mit der Hand den verrutschten Träger von Sleves Oberteil hoch. Dabei stutzte sie. "Was hast Du denn da?" "Wo?" Sleve wich zurück.

"An der Schulter", sagte Candryi. Sie fuhr mit dem Finger unter den Stoff. "Du hast Dich aufgeschürft."

"Nein", schrie Sleve sie unvermittelt an. Sie stampfte heftig mit dem Fuß auf. Krampfhaft hielt sie die Schürze fest, damit die Kirschen nicht herausrollten.

"Aber Sleve", sagte Candryi völlig verdattert. "Schrei mich doch nicht so an! Was ist denn los mit Dir?"

"Ich habe da nichts", schrie Sleve. Ihr Gesicht wurde hochrot, und an Stirn und Schläfen traten deutlich die Adern hervor. "Hörst Du - nichts, nichts! Sag das nicht wieder!" Sie drehte sich auf dem Absatz herum und rannte ins Haus. Candryi eilte hinter ihr her.

Das Mädchen hetzte in Windeseile die Treppe hinauf, wo sie auf Ahiraquae prallte, die durch das Geschrei aufgeschreckt worden war.

"He, was ist los?" Sie hielt Sleve am Arm fest. "Warum schreist Du so?"

Sleve geriet völlig außer sich. Sie ließ die Schürze los. Das Obst kollerte die Stufen hinunter, direkt Candryi, die gerade die Treppe hochkam, zwischen die Füße. Sleves Gesicht wurde noch röter, als sie Candryi erblickte. Sie riss sich los und stürzte ins nächstliegende Zimmer, aber die beiden Frauen waren hinter ihr, ehe sie die Tür abschließen konnte. Das Mädchen fuhr herum und schlug Ahiraquae ins Gesicht. Ihre Fingernägel krallten sich in die Haut und rissen blutige Striemen. Sie schlug und trat um sich, brachte aber vor Aufregung keinen Ton mehr über die Lippen. Ahiraquae und Candryi versuchten gemeinsam, das tobende Mädchen, das Bärenkräfte entwickelte, festzuhalten, bis sie keuchend nachgab und wie ein kleines Bündelchen zusammenfiel. Candryi stützte sie.

"Jetzt sieh mal nach, was sie an der Schulter hat, Ahiraquae!" Ahiraquae schob den Träger beiseite. Sleve bäumte sich auf und fing markerschütternd an zu schreien und zu winseln. "Eine üble Narbe", stellte Ahiraquae fest. "Alt . . . und sie sieht aus wie . . .", sie strich mit der Fingerkuppe über das wulstige Gewebe, worauf Sleves Schreien in ein kleines Wimmern überging. "Oh, nein, nein, bitte, nein, bitte nicht. . .", ihre Zähne schlugen aufeinander. Candryi blickte auf die Narbe. Das Wimmern des Mädchens zerriss ihr das Herz. Weggebrannt. Sie wusste, dass Ahiraquae das gleiche dachte, aber keine von ihnen sprach es aus. "Mutter", schrie Sleve. Dann: "Mama, Mama, Mama, hilf mir, Mama . . . Maaaaammmmaaaaa. . ."

Schritte eilten die Treppe hoch. Mit entsetztem Gesicht erschien Langan im Türrahmen.

"Was ist passiert? Was hat sie? Ist sie krank?" "Etwas Beruhigendes . . . Habt Ihr etwas, um sie zu beruhigen?" frage Ahiraquae. Sie hob Sleve hoch und trug sie zum Bett. "Tee . . . ja . . . Pillen!" Langan rannte wieder die Treppe hinunter und kam nach einer Weile mit Pillen und einem Krug Wasser zurück.

Vorsichtig flößten die Frauen Sleve zwei der Kugelchen ein. Ihr Kopf sackte zur Seite, und ab und zu erschütterte ein tiefer Schluchzer ihren Körper.

"Was ist los mit ihr?" Langan kauerte sich neben das Bett und streichelte die schlaff herabhängende Hand.

"Es war zuviel für sie", sagte Candryi und legte die Hand auf Sleves heiße Stirn. "Sie wollte nicht daran denken, dass ihr jemand so wehgetan hat."

"Die Narbe ist ziemlich alt - Sleve muss ein Kind gewesen sein, als es passierte."

"Ich wusste es nicht, Ahiraquae. "Candryi hob verzweifelt die Hände. "Wie hätte ich es wissen können? Ich dachte, sie hätte sich aufgeschürft oder sei gestochen worden. Wenn ich gewusst hätte. . ."

Nachdenklich blickte Langan auf Sleves Schulter. "Eine Verbrennung, nicht wahr? Wie kann so etwas passieren? Ob sie ins Feuer gefallen ist - oder ein Holzstück. . ." "Nein", antwortete Ahiraquae entschieden. "Das hat jemand absichtlich getan."

"Aber warum das? Wer kann einem Kind so etwas antun - das ist grausam. Und sinnlos."

"Grausam ja. Aber nicht sinnlos." Ahiraquae sah aus dem Fenster, durch dessen geöffneten Flügel die Sonne hereinbrannte. Das helle Blau des Himmels erschien ihr aufdringlich, es war ein höhnischer Kontrast zu dem, was geschehen war, damals mit einem Kind. Den *Kindern*. Unter einer unberührten Sonne, die immer schien, egal, was geschah. Wie blind wir waren, dachte sie. Jetzt, wo so viel geschehen ist, fangen wir an zu überlegen. Da ist Sleve. Da ist Merini. Es gibt keinen anderen Weg für uns. Langans Stimme riss sie aus ihren Überlegungen.

"Aber wo ist der Sinn? Wo, um alles in der Welt ist der Sinn?" "Ich nehme an, sie trug ein Zeichen ihrer Herkunft, das unsichtbar gemacht werden sollte", erwiderte Candryi. Sie kühlte Sleves Gesicht mit Wasser. "Sie haben es weggebrannt - aber davor sind schon Dinge geschehen, Dinge, die sie halb verrückt gemacht haben müssen. Schwerter, die Angst, alleine zu bleiben ... sag Du es Ihr", schrie sie plötzlich Ahiraquae an. "Ich kann es nicht sagen. Ich ... kann ... nicht!!!"

Laut aufweinend lief sie aus dem Zimmer. Sie hörten sie in die Diele hinunterstürmen, dann fiel die Haustür ins Schloss. Eine Weile war es ruhig. Ahiraquae blickte auf ihre gefalteten Hände. Schließlich hob sie kurz entschlossen die Rechte und machte die Schulter frei.

"Wir haben es alle", sagte sie. "Jeder Stamm ein anderes Zeichen. Es war unser Fehler. Wir haben die Mädchen nie gesucht. Was waren wir für Dummköpfe! Friedensvertrag?" Sie schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. "Wir hätten dieses verdammte Land in Schutt und Asche legen sollen."

"Sie ist eine von euch?" fragte Langan, die erst allmählich begriff, wovon Ahiraquae sprach, zögernd.

"Zehn Jahre", erwiderte Ahiraquae, die mit ihren Gedanken weit weg zu sein schien. "Ja, es passt alles zusammen. Wahrscheinlich haben sie das Mädchen ausgesetzt, als sie merkten, wie sie ist - ein Kind mit dieser Begabung muss ihnen wie eine Wahnsinnige vorgekommen sein. Noch nicht einmal verkauft - nein, einfach fortgejagt"

"Wann ist das alles passiert?"

"Kurz vor Ende des letzten Krieges", antwortete Candryi, die mit einem Mal wieder in der Tür stand. Langan wischte ihren Augen, in denen Ohnmacht und eine unsägliche Wut stritten, aus und sagte tröstend:

"Vielleicht kommt sie jetzt, wo sie ihre Herkunft weiß, wieder zu ihrer . . .", sie wollte Familie sagen, schluckte das Wort aber herunter. Die beiden antworteten nicht. Sie sind tot, dachte Langan mit plötzlichem Grauen. *Alle tot.* Das Bild eines fürchterlichen Gemetzels erschien vor ihren Augen. Ahiraquae winkte ab. "Wir werden in Helos sehen, was sich machen lässt", sagte sie. Sleve bewegte den Kopf.

"Wo bin ich", murmelte sie leise. "Was ist geschehen?" Eine plötzliche Erinnerung blitzte in ihren Augen auf. Aber der Aufschrei, den die anderen befürchteten, blieb aus. Wieder dachte Candryi daran, wie widerstandsfähig, wie stabil dieses Mädchen, das einen so wirren und zerbrechlichen Eindruck machte, in Wirklichkeit war.

"Meine Mutter ist tot", sagte Sleve mit recht nüchterner Stimme. "Ich glaube, alle Frauen waren tot. Aber ich schwöre es Euch, sie haben sich gewehrt bis zum letzten Atemzug! Gekämpft haben sie, oh!" Ein bisschen Stolz schwang in ihren Worten. Über ihr Gesicht huschte ein fast spitzbübisches Lächeln, und hastig, als habe sie Angst, die Worte könnten ihr wieder entgleiten, setzte sie hinzu:

"Wo lebt der Adler? In den Bergen, meine Tochter, so wie Du!" "Wie?" Langan schaute verständnislos in die Runde. "Was ist das für eine Sprache", dachte sie, bis sie auf einmal verstand, dass Sleve etwas eingefallen war, was sie voll Stolz zitierte: etwas helosianisches aus ihrer frühen Kindheit.

Am Abend bereiteten Sikha und ihre zwei Töchter, wie versprochen, ein Abschiedsessen. Sleve, die sich wieder ein wenig von dem Schock erholt hatte, machte sich wie die anderen hungrig über die gebratenen Hühner her, und sogar Ahiraquae bemühte sich, freundlich und höflich zu sein. Aus irgendeinem Grund, der Candryi nicht klar war, musste sie eine Abneigung gegen die Herath haben, aber sie strengte sich sichtlich an, sie an diesem letzten Abend zu verbergen.

"Es wird hierzulande immer schwieriger, das Yirames-Fasten einzuhalten", sagte Sikha mit vollem Mund. "Die Zahl der Frauen, die es noch beherrschen, nimmt ständig ab. Es ist eine Tragödie, die sich anbahnt, aber niemand spricht darüber, obwohl es alle wissen. Fast könnte man meinen, es handle sich um ein Tabu." "Woran liegt es?" Ahiraquae legte einen

abgenagten Hühnerknochen beiseite und wischte sich die fettigen Hände an der Hose ab. Astis zuckte mit den Schultern.

"Es gibt verschiedene Gründe. Vielen Frauen ist das Yirames-Fasten zu langwierig. Sie sagen, mit den Männern geht es schneller. Der Nachteil dabei sind allerdings die Söhne. Früher, als die Frauen hier begannen, sich für die Zeugung mit den Männern zusammenzutun, gab es auf zwanzig Töchter einen Sohn. Heute sind fast die Hälfte aller Kinder Söhne. Damals dachten sie alle, Söhne seien nicht stark genug, um im Mutterleib zu überleben, aber wie es heute aussieht, befanden sie sich im Irrtum. Nur - inzwischen ist es nicht mehr rückgängig zu machen. In vielen Familien ist die Frauenzeugung seit vier Generationen nicht ausgeübt worden - die Töchter besitzen nicht mehr genügend Kenntnisse darüber. Es gibt viele unfruchtbare Frauen in Kalas, viele Totgeburten. Wir haben zuwenig Kinder und unter diesen sind zuwenig Töchter. Ich weiß nicht, wo es hinführen soll." "Wir haben zu viele Kinder in Helos", erwiderte Ahiraquae. "Bei drei Stämmen ist wieder eine Geburtenbeschränkung eingeführt worden."

"Was ist das Yirames-Fasten?" Ungeduldig klapperte Slevi mit dem Glas. Sie hatte dem Gespräch bereits längere Zeit zugehört, ohne ein Wort davon zu begreifen.

"Das ist eine dreimonatige Fastenzeit mit einer vorgeschriebenen Speisenfolge", erklärte Candryi. "Durch Körperübungen und die richtige Auswahl von Speisen, unter anderem durch den Genuss von Yirames-Wurzeln, wird der Körper in die Lage versetzt, Nachkommen zu zeugen und auszutragen." Slevi riss die Augen auf. "Wie das?" fragte sie. "Gleichzeitig zeugen und austragen? Das kann ich mir nicht vorstellen. In Selem haben sie erzählt, ihr macht es mit Zauberei."

"In Selem!" Ahiraquae brach in lautes Lachen aus. "Dort erzählen sie auch, die Frauen seien aus den Rippen der Männer geschaffen. Das ist doch ein Volk von Idioten!"

"Ich . . .", sagte Slevi und brach ab. Sie senkte den Kopf und betrachtete eingehend den Wein, der vor ihr stand. Candryi konnte sich denken, was in ihr vorging. Es war einfach zu viel für sie. Das Gespräch ging noch eine Weile weiter, und sogar Langans Schwester Koris, die die ganze Zeit stumm dabeigesessen hatte, taute allmählich auf und beteiligte sich. Sie war offensichtlich von einer heiligen Scheu Candryi gegenüber ergriffen und schielte ständig zu ihr herüber, ob sie auch zuhörte und an den richtigen Stellen lachte, wenn Koris etwas erzählte. Candryi, der der Wein langsam in den Kopf stieg, dachte an den morgigen Ritt und machte Ahiraquae Zeichen, schlafen zu gehen. Aber Astis gab gerade einige Geschichten aus Tess zum besten, und Ahiraquae, die die meisten der Beteiligten kannte, amüsierte sich derartig, dass Candryi es nicht übers Herz brachte, sie an ihre Pflichten zu erinnern. Es war selten, dass Ahiraquae ausgelassen war, meistens kam sie über ein Lächeln nicht heraus. Mitten in das laute Lachen und Gekichere bellten die Hunde auf dem Hof los.

"Was ist denn nun los?" Langan erhob sich seufzend. Ein wütendes Gekläffe begann, und dazwischen drang plötzlich das aufgeregte Gewieher von Pferden an ihre Ohren. Die Frauen verstummt.

"Das ist auf der Dorfstraße", sagte Koris und lauschte angestrengt. Jemand kam über den Hof gelaufen. "Lady Herath! Macht auf!"

"Das sind Nachbarn!" Langan rannte zur Haustür. "Was ist. . ." Eine ältere Frau, im Nachthemd, über das sie gerade einen Schal geworfen hatte, drängte sich an ihr vorbei in die Diele. Langan wollte sie davon abhalten, in die hinteren Räume zu laufen, aber es gelang ihr nicht. Außer Atem stürzte die Frau ins Zimmer.

"Lady Herath", begann sie, aber ihr fehlte der Atem, noch weiterzusprechen. Die grauen Haare, die vorher in einem Knoten zusammengefasst waren, hatten sich halb aufgelöst, und ihr Gesicht glühte förmlich vor Ärger und Empörung. Stumm ballte sie die Faust, eine Geste, die Candryi an Astis erinnerte. "Soldaten. . .", keuchte die Frau schnaufend. "Sie wollen die Höfe durchsuchen! Unsere Höfe! Lady Herath, schickt Eure Töchter hinaus, damit sie helfen,

diese Wilden aufzuhalten!" Ohne ein Wort von Sikha abzuwarten, stürmten Langan und Koris aus dem Zimmer. Aufgeregt sah die ältere Frau von einer zur anderen.

"Was sind das für Sitten?" fragte sie vollkommen erbost. "Seit wann sind wir Freiwild für Soldaten? Wir sind freie Bürgerinnen, und nun werden uns Horden von Männern ins Haus geschickt!" Ahiraquae schnalzte mit der Zunge.

"Das sieht Morgan wieder ähnlich", sagte sie. "Nur Männer! Natürlich - geschickt, sehr geschickt!" Der Lärm draußen von der Straße her schwoll an. "Ich muss hinaus!" Sikha griff nach ihrem Stock. "Sikha, bleib hier!" Ihre Schwester versuchte, ihr den Stock wegzunehmen. "Laß das, Astis!" Drohend erhob Sikha den Stock. "Wenn ich sage, ich gehe, dann gehe ich auch! Und ihr drei bleibt im Haus!" fuhr sie Candryi und Ahiraquae an, die ebenfalls aufgestanden waren. "Ich will keine von euch draußen sehen! Wollen doch mal sehen, ob wir in diesem Land nichts mehr zu sagen haben!" Sie drängte sich zusammen mit Astis zur Tür heraus, die ältere Frau hinterher. Als sie die Haustür erreichten, war der Krawall bereits bis zum Hof vorgedrungen. Candryi, Ahiraquae und Sleve liefen zum Fenster und spähten hinaus. Sleve schaute die anderen beiden fragend an, aber Ahiraquae zuckte uneschlüssig mit den Schultern. Auch Candryi wusste nicht, was sie tun sollte. Eine Abordnung Soldaten, vielleicht zwanzig, ritt auf den Hof, umringt von einer rasch anwachsenden Menschenmenge, die sich johlend und schreiend zwischen die Pferde drängte. "Lady Herath", rief eine barsche Männerstimme, "öffnet die Tür! Wir haben Befehl vom König. . .", der Rest des Satzes ging in lautem Pfeifen und Geschrei unter.

"Verschwindet!" "Macht, dass ihr fortkommt!" "Gesindel! Verräter!" Vergebens versuchte der Anführer der Soldaten, sich Gehör zu verschaffen. Gegenstände flogen durch die Luft, ein Ei zerplatzte mit einem Klatsch an seiner Stirn. Schuhe, Obst und - sogar die Frauen im Haus wurden von dem plötzlichen Gestank ins Zimmer zurückgetrieben - Miststücke.

"Ruhe! Ihr widersetzt euch dem König!" Die Stimme des Hauptmanns überschlug sich fast. Mit dem Handrücken versuchte er, das wabbernde, klebrige Ei aus seinem Gesicht zu entfernen. "Der König soll selbst kommen, wenn er etwas will!" schrie eine Frau unter dem Applaus der Menge, die zum allergrößten Teil aus Frauen bestand. Ein Mistfladen landete in des Soldaten Kreuz. Er zog sein Schwert und wandte sein Pferd der Menge zu, die zurückwich.

Nach einem Augenblick Stille erhob sich ein ohrenbetäubendes Pfeifkonzert.

"Kommt vom Pferd!" "Werft die Waffe weg und kommt herunter!" "Feiglinge, feiges Pack!" "In diesem Land", rief Sikha und schüttelte drohend die Faust, "wird keine Waffe gegen eine Frau gezogen!" Wieder ertönte gellendes Pfeifen. Erneut sauste Schuhwerk an den Soldaten vorbei, härtere Gegenstände wie Äpfel und Kartoffeln folgten. Der Hauptmann rutschte im Sattel herum, blickte seine Gefolgschaft an und schüttelte den Kopf. Mit knallrotem Kopf steckte er sein Schwert zurück.

"Ich werde das dem König melden!" drohte er. Höhnisches Gelächter antwortete ihm, und unter dem Klatschen und Johlen der Umstehenden wendeten die Soldaten die Pferde und jagten in die Nacht hinaus.

Langan kam ins Zimmer zurück.

"Geht nach oben", sagte sie zu den dreien. "Es kommen gleich Leute hier herein! Sie müssen euch nicht sehen!" Sie schob die Frauen in den Flur zur Treppe hin. Candryi wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie folgte Ahiraquae ins obere Stockwerk.

"Was ist hier bloß los?" sagte sie. Ahiraquae ging ins Zimmer und hob ihr Schwert vom Boden auf. Sie betrachtete es prüfend, es war frisch poliert, die Schneide blitzblank.

"Die Herath waren die ersten, die jemals Pferde gezüchtet haben", erwiderte sie. Candryi, die sich inzwischen an Ahiraquae's unvermittelte Antworten gewöhnt hatte, grinste. "Du magst die Herath nicht?"

Erstaunt hob Ahiraquae die Augenbrauen. "Wie kommst Du darauf?" fragte sie. "Sie sind etwas heruntergekommen. Aber Du wirst sehen, wir werden sie noch brauchen. Sind sie nicht

tapfer?" Spott lag in ihrer Stimme, eine Spur Zynismus. Sie schlug mit der flachen Seite des Schwertes auf eine Stuhllehne, dass es knallte. "Schlaf gut, Candryi. Wir reiten morgen früh noch vor Sonnenaufgang. Ich wecke Dich."

Vor unten drang lautes Gelächter und Reden herauf. Candryi versuchte einzuschlafen, doch der Lärm ließ sie immer wieder aus ihrem leichten Schlummer hochschrecken. Sie lag halbwach da und hörte ihr Herz schlagen. Noch eine Woche. Noch eine Woche. Es hämmerte und hämmerte. Sie zog ihr Schwert neben sich ins Bett und legte eine Hand auf den Griff, die andere mit inzwischen schon gewohnheitsmäßiger Gebärde auf den Araquin, und lag wach bis zum Morgengrauen, als Ahiraquae an die Zimmertür klopfte.

Sikha versorgte sie mit allem Notwendigen und gab ihnen drei ihrer Pferde. Es war noch früh, und die Frauen fröstelten trotz der derben Umhänge, bis alles auf den Pferden verstaut war und sie endlich im Sattel saßen. Der Abschied war kurz, Sikha gab ihnen mit schroffer Stimme noch ein paar Anweisungen für den Weg. Ein kurzer Gruß mit der Hand, und die drei Frauen ritten über den Hofplatz in östlicher Richtung davon. Das Wetter war günstig. Es herrschte milder Sonnenschein, und sie kamen gut voran. Morgans Befehl, sie suchen zu lassen, schien nicht viel genützt zu haben, denn sie bemerkten in den nächsten Tagen keine Soldaten mehr auf ihrem Weg. Nur einmal passierten sie einen kleinen Trupp an einer Wegkreuzung. Es waren, wie Ahiraquae missmutig feststellte, nur Männer, die sie argwöhnisch von der Seite beobachteten, aber nicht ansprachen. Sleve wurde, je näher sie Helos kamen, immer nervöser. Sie stellte eine Frage nach der anderen, bis Candryi und Ahiraquae nur noch die Augen verdrehten und sich weigerten, noch ein Wort darüber zu sagen. Wenn Sleve morgens die Augen aufschlug, war ihr erstes Wort: Helos. Wann werden wir dort sein? Morgen früh? Oder schon heute Abend?

Die Gegend wurde allmählich bergig, die Ausläufer des großen Gebirges, das Selem von Helos trennte. Aber es gab einen guten Weg durch die Talsohle, den sie schweigend hinter sich brachten, rechts und links von dunklen Bergmassiven umgeben. Candryi blickte auf Ahiraquae's Rücken. Sie ritten im Gänsemarsch, Sleve, die in Lethargie versunken war, als letzte. Die Sonne war bereits am Untergehen, und Candryi wollte gerade anfangen, auf diesen eintönigen, steinigen Weg zu fluchen, als Ahiraquae das Pferd anhielt. Sie deutete nach hinten, nach oben. Übelgelaunt wandte Candryi den Blick in die angegebene Richtung. Die Berge erhoben sich blaugrau und dunkelbraun in ihrem Rücken, eine Kette, die nach Süden hin anstieg. Candryi starrte hoch. Der Himmel war grau, wie oft in dieser Gegend, dunkle Wolken ballten sich zusammen und trieben, vom Wind schnell zerfetzt, davon. Schließlich drehte sie sich um. Der Augenblick ging so schnell vorüber, wie er gekommen war, das Pferd nahm seinen Trott wieder auf und nur, dass Ahiraquae jetzt Candryi voranreiten ließ, gab dem Moment eine tiefere Bedeutung. Ahiraquae fragte sich, ob Candryis Schultern zuckten, oder ob sie sich das nur einbildete. Wie weit, dacht Ahiraquae, ist sie entfernt von der Frau, die ich damals bei den Beratungen gesehen habe! Diese stumme, wortkarge, wütende Frau, die sich durch ihr Schweigen selbst mehr verletzte als uns. So etwas Verbissenes. Und nun kehrt sie im Triumph zurück. Ich gönne es - gönne es ihr so aus vollstem Herzen.

"Wann sind wir in Helos?" quengelte Sleve hinter ihnen. Candryi blickte über die Schultern. "Wir sind da, Sleve. Sieh mal hinter Dich. Wir haben es geschafft."

Sleve schrie laut auf. Die Berge drehten sich vor ihren Augen, so schnell sprang sie vom Pferd.

"Freut ihr euch denn nicht?" schrie sie begeistert. "Sitzt da und glotzt mich an!" Sie zerrte an Ahiraquae's Bein. Candryi und Ahiraquae blickten sich sekundenlang an - bis sie in lautes Lachen ausbrachen. Sie sprangen vom Pferd, fielen sich um den Hals, küssten Sleve, rissen sich fast die Arme aus den Gelenken, drückten sich alle drei wieder und wieder.

"Geschafft!" Sleve konnte gar nicht schnell genug die Tränen abwischen, die ihr über die Wangen liefen.

"Auf die Pferde", rief Candryi, "wir reiten die Nacht durch!" Sie lächelte Ahiraquae strahlend an, fuhr sich kurz mit dem Zipfel ihres Umhangs über das feuchte Gesicht und sprang dann in den Sattel.

Die Pferde, die sie in den letzten Tagen weitgehend geschont hatten, nahmen mit Freude das schnelle Tempo auf. "Wir reiten direkt nach Kaien", rief Candryi zurück. Direkt zu Athea, dachte, sie. Jetzt muss sie mir vergeben.

"Tomyris! Cleon!" Samath fuhr aus dem Schlaf hoch. Sie sprang aus dem Bett und rannte barfüßig, nur mit einer kurzen Hose bekleidet, durch die angrenzenden Räume bis zu Tomyris' Türvorhang.

"Tomyris!" rief sie zitternd vor Kälte. "Wach auf! Wacht alle auf!"

Mit schlaftrunkenen Augen kam Cleon durch das dunkle Zimmer. "Was ist los, Samath! Warum schreist Du das ganze Haus wach!" Samath rüttelte die ältere Frau am Arm.

"Ja, hörst Du denn nichts? Seid ihr alle taub?" Cleon schüttelte den Kopf. "Ich höre nichts."

"Was ist los?" Der Türvorhang teilte sich, und Tomyris, die sich gerade einen Kittel überstreifte, kam heraus. "Was soll das, mitten in der Nacht. . .", sie hielt inne.

"Hört ihr es nun", wisperte Samath. Schwach. Unendlich schwach in der Ferne. Trommeln. Samath versuchte, mit den Fingern die Anschläge mitzuzählen.

"Nach Kaien", murmelte sie zähnekammernd. "Ich verstehe nur . . . wir . . . nein, Du, Tomyris . . . oh, nein!" Sie schlug wütend in die Hände.

"Warum werden unsere Frauen nicht wach?" Tomyris legte den Arm um das frierende Mädchen.

Doch mit einem Mal schlug in der Straße über ihnen eine Trommel an. Die Schläge hallten kilometerweit in die nächtliche Stille:

anfang / für tomyris / beratung in kalen / tomyris / für alle codhas / beratung in kalen / ende
ende Einen Moment lang war Pause. Tomyris legte Samath, die enttäuscht aufseufzte, die Hand auf den Mund anfang / für alle / sind zurück / für alle / bringen araqin / ahiraquae
grüßt tomyris / ende ende ende

Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als ein einziger, vielstimmiger Freudenschrei durch Kashra hallte. Innerhalb weniger Minuten waren die Straßen voll von Frauen. Tomyris betrachtete vom Hauseingang aus, wie Samath, die sich blitzschnell angezogen hatte, in der Menge verschwand. Auf dem Berghang oberhalb der Stadt flammten die ersten Feuer auf.

"Wann brechen wir auf?" fragte Cleon, die hinter ihr stand. "Morgen früh. Wir bereiten noch heute nacht alles vor." "Hiiiiijeh!" Eine Gruppe Kriegerinnen jagte an dem Haus vorbei. Tomyris winkte ihnen zu, als sie grüßend ihre Schwerter hoben. "Da!" Cleon deutete auf die Bergspitze, wo ein Signalfeuer aufleuchtete. Auch auf den anderen, weiter entfernten Bergkuppeln glühten gelbe Lichter auf.

"Ziehen wir uns an, Cleon", sagte Tomyris. "Lass uns ein wenig mitfeiern, bevor wir mit den Reisevorbereitungen beginnen!"

Der Tempel von Kaien lag etwas außerhalb der Stadt in einer weiten Ebene, die jetzt, zu Beginn des Herbstes, nur noch braunes, vom Wind niedergedrücktes Gras trug. Die Maribis waren endgültig verblüht. Athea, die den Steinweg zum Tempel entlangging, stellte fest, dass ihr Knie schmerzte, ein Zeichen, dass die Witterung unweigerlich schlechter wurde. Mit Grausen dachte sie an das lange Knie an der Quelle und hoffte, dass Cle diesmal imstande sein würde, die Orakelzeremonie allein zu Ende zu bringen. Etwas fiel ihr auf, und nachdem sie eine Weile angestrengt zur Stadt hingehorcht hatte, merkte sie, dass das dumpfe Trommelgeräusch zum ersten Mal seit Wochen verstummt war. Boadicea war in der Stadt, die Codhas der Anamae und Barayi waren gestern eingetroffen. Nun, bis alle versammelt

waren, konnte es noch Wochen dauern. Obwohl ja, wie sie gehört hatte, sogar Tomyris sich schon auf dem Weg befinden sollte. Aber der Weg von Kashra nach Kaien war weit, und Athea glaubte sich zu erinnern, dass jetzt schon fast zwei Jahre vergangen waren, seitdem sich die beiden Verehrten Königinnen zum letzten Mal getroffen hatten. Dafür hatten die Botinnen alle Hände voll zu tun gehabt - kein Monat, in dem nicht Nachrichten von Kashra nach Tehuan und zurückgingen.

Athea trat ins kühle Tempelinnere. Hinter dem Vorhang, der den hinteren Raum verbarg, hörte sie Schritte, Rascheln von Stoff auf dem steinernen Boden und Klarren. Cle und Hanea säuberten die Gläsernen Glocken. Seitdem Keno, die sich für Atheas Nachfolge vorbereiten musste, in die Einsiedelei gegangen war, hatten die beiden eine Menge mehr Arbeit zu leisten. Mit vorsichtigen Fingern glättete Athea das schwarze Altartuch, warf einen mehr gewohnheitsmäßigen Blick in das kleine, leere Holzkästchen auf dem Altar und wollte gerade hinter den Vorhang gehen, als sie vom Tempelhof her Stimmen vernahm. Sie blieb stehen, halb vom Vorhang verborgen, und die Frau, die zum Tempeleingang hereinkam, konnte die Priesterin nicht sehen. Sie schaute sich erst unschlüssig um, ging dann aber mit zielstrebigen Schritten auf den Altar zu und rief halblaut: "Priesterin!" Athea ließ den Vorhang zurückfallen und kam herbei.

"Ja? - Bei Heth, Ahiraquae!" Ihr Gesicht glänzte kurz auf, dann deutete sie missbilligend auf Ahiraquae Seite.

"Kein Schwert im Tempel", sagte sie kopfschüttelnd. "Wenn Du Königin bist, dann darfst Du das - aber noch ist es nicht soweit."

"Ich habe vergessen, es abzunehmen." Ahiraquae schnallte den Gürtel ab und schaute die alte Priesterin entschuldigend an.

"Wo ist sie?" fragte Athea.

"Draußen."

"Und warum kommt sie nicht herein?"

"Priesterin..." Ahiraquae dämpfte ihre Stimme.

"Was ist, Ahiraquae?"

"Bitte, sei freundlich zu ihr. Sie..."

"Spare Dir Deine guten Ratschläge, Ahiraquae!"

"Ja - "

Ahiraquae verbeugte sich zum Altar hin und verließ mit schnellen Schritten den Tempel.

"Wo ist Sleve?" fragte sie, als sie das Mädchen, das mit ihnen gekommen war, draußen nicht sah.

Candryi machte eine allgemeine Handbewegung über das Tempelgelände.

"Sie schaut sich um, hat sie gesagt. Es gefällt ihr anscheinend gut. Ist Athea da?" "Ja. Sie wartet auf Dich."

"Mmh." Eine Weile war Schweigen. Dann stieß Candryi sich von der Tempelmauer ab und sagte:

"Bevor ich nun zu ihr gehe - hast Du mir nichts zu sagen, Ahiraquae?"

Sie wartete eine Zeitlang und fuhr dann, als Ahiraquae beharrlich schwieg, fort:

"Du hast es mir versprochen. In Helos . . . wenn wir zu Hause sind . . . erinnerst Du Dich? Wir sind zu Hause. Ich will, dass du jetzt redest."

Ahiraquae machte ein Gesicht, als wolle sie gleich aufstöhnen, beherrschte sich aber.

"Vielleicht hast Du recht. Es ist noch ein bisschen Zeit, sich zu unterhalten - in den nächsten Tagen werden wir so gut wie keine freie Minute für uns haben. Ich will versuchen, es kurz zu machen, Candryi - Du weißt, dass ich nie lange und ausschweifend erzähle."

Sie dachte ein paar Minuten nach.

"Es wird Krieg geben, Candryi", sagte sie dann. "Die Frauen sind unzufrieden, wütend. Und ich bin eine von ihnen. In den Jahren, in denen Du fort warst, ist hier viel geschehen. Bei der

nächsten Ratssitzung wirst Du Dinge zu hören bekommen, bei denen Du Deinen Ohren nicht mehr trauen wirst. Die Händler entweihen unsere Tempelbezirke. Sie greifen die Frauen an. Die Selemiter plündern ständig die Herden der Thigune. Das sind nur einige Stichworte, ich könnte Dir eine endlos lange Aufzählung geben von dem, was heute, jetzt in dieser Stunde, in Helos passiert. Der Friedensvertrag, den wir mit Selem geschlossen haben, ist nicht mehr wert als ein Stück unbeschriebenes Papier. Die Mädchen, die sie uns damals raubten, wo sind sie jetzt? Haben wir uns jemals gerächt? Nein, wir nahmen ihre guten Worte für bare Münze, nahmen ihre Versicherung hin, dass so etwas nie mehr passieren würde - ein Werk von Verrückten. Aber ich war in Selem - und ich habe mir ein gutes Bild davon machen können, wie sie über Helos denken - und wie stark ihr Wunsch ist, uns zu vernichten. Und Kalas - ich kenne das Land gut, Candryi. Ich war schon früher sehr oft dort. Wir können uns auf Kalas nicht mehr verlassen. Nikas, den ich als Morgans Gesandte besuchte, übt einen starken Druck auf Kalas aus, und Morgan ist nicht der Mann, der sich Drohungen auf die Dauer widersetzen kann. Nael hat Kalas verlassen. Ich musste sie einweihen, erhoffte mir auch Unterstützung. Sie wird uns nicht hindern. Aber sie wird uns auch nicht helfen. Dabei braucht Kalas eine Königin!"

"Was heißt das alles, Ahiraquae? Ich verstehe Dich nicht!" "Selem und Kalas werden sich zusammenschließen. Nicht heute oder morgen. Aber irgendwann in den nächsten Jahren." "Aber Kalas . . .", wandte Candryi ein.

"Höre erst einmal weiter zu", schnitt ihr Ahiraquae das Wort ab. "Morgan ist ein Trottel. Es gehört ein gerütteltes Maß an Dummheit dazu, mich, ausgerechnet mich als Gesandte nach Selem zu schicken. Aber er rechnet mit keiner großen Gefahr durch uns. Boadicea schreibt ihm zornige Briefe, das ist alles. Meint er." "Und was war Dein Teil in diesem Spielchen?"

"Das ist kein Spielchen." Ahiraquae lehnte sich gegen die Mauer. "Ich ging fort von Helos, um mir alles anzusehen. Mir anzusehen, wie die Dinge wirklich sind, nicht, wie wir sie sehen wollen. Ich hatte Glück - dass Morgan mich gut kannte, dass ich ein guter Ritter bin, dass die Selemiter mich für einen Mann hielten. Ich habe dort nie behauptet, ich sei ein Mann - es war ihr Blickwinkel. Sie sehen die Welt so. Wer eine Waffe trägt, ist ein Mann. Oder eine Amaza. Und was dann passiert, hast Du ja selbst erlebt. In Kalas verlieren die Frauen ihre Macht. Bei einem Krieg gegen uns wird sich das Land in zwei Lager spalten. Sie werden sich untereinander bekriegen - bis eine Seite gewinnt." Candryi erinnerte sich an den Morgen, nachdem sie Merini gesehen hatte. Sie hatte es geahnt, gefürchtet. Dass eine Wahrheit auf ihrem Weg lag, die sie niemals vorausgesehen hatte. *Mit geöffneten Augen*, dachte sie.

"Frauen und Männer", sagte Ahiraquae. "Und ich möchte nicht darüber nachdenken, wer gewinnt."

"Nicht die Frauen", erwiderte Candryi. Wie ein Mosaik schoben sich die Teile in ihrem Bewusstsein zusammen. "Selems Männer werden ihren Brüdern zur Macht verhelfen", sagte Ahiraquae. Sie kaute auf der Unterlippe. "Und die nächsten werden wir sein, die nächsten, die sich unterwerfen sollen. Ich ging fort, Candryi, weil ich es hier in Helos nicht mehr aushiel - weil ich fürchtete, ahnte, dass um uns herum merkwürdige Dinge geschehen. Ich wollte Gewissheit - und ich bekam sie. Es ist die Fremde, um uns herum, die uns zermürbt. Nun - ich bin wieder zurück. Ich wusste, dass ich nur mit einer Entscheidung zurückkommen würde - oder nie mehr." "Und was ist die Entscheidung?"

"Ich sagte es Dir schon - es wird Krieg geben." Sie holte tief Luft, schaute Candryi fest an. "Wir werden, wenn es im Rat durchkommt - und es kommt durch! - Kalas besetzen. Und Selem . . .", sie machte eine vielsagende Bewegung mit dem Schwert. "Das kostet viel, Ahiraquae."

"Natürlich. All das kostet viel." Ahiraquae's Stimme war unwirsch. "Was hat es Dich gekostet, den Araquin zu finden? Genauso viel wie mich, zu dieser Entscheidung zu kommen. Ich will nicht hoherhobenen Hauptes der Sklaverei entgegengehen. Wir alle wollen das nicht."

"Und Tomyris? Boadicea? Was sagen sie dazu?" "Sie wissen Bescheid. Boadicea ist dafür - ja ... sie wird dafür stimmen. Und Tomyris", sie senkte den Kopf etwas, "Tomyris wird auch dafür stimmen. Aber sie wird uns nicht in den Krieg führen." "Warum nicht?"

"Sie sagt, sie sei nicht die Richtige. Zu weich." "Welch ein Unsinn", protestierte Candryi. "Sie hat seit vierzig Jahren nichts anderes getan, als uns in Kriege zu führen, Schlachten auszufechten."

"Ja - aber wenn wir angegriffen wurden. Wenn uns jemand um Hilfe bat. Diesmal ist es etwas anderes."

Candryi fragte sich, ob sie wirklich begriff, was Ahiraquae eigentlich sagte.

"Das heißt, wir werden eine andere Königin wählen müssen?" "Ja. Und Tomyris wird mich vorschlagen."

Schweigen.

"Du hast es die ganze Zeit gewusst, Ahiraquae?" "Ja. Ich wusste, dass es von meiner Entscheidung abhing - ich hatte nur die Wahl, die Wahrheit zu erkennen und zurückzukommen oder die Augen zu verschließen und fortzubleiben. Seitdem ich es weiß, Candryi, habe ich jede Nacht davon geträumt - von Toten, von Unschuldigen, die wir eventuell morden. Berge von Toten, bei uns und bei den anderen. Ich konnte es nicht vergessen. Ich glaube, wir sollten unser Vorhaben bald verwirklichen. Am besten im nächsten Frühjahr. Bevor der Hass auf unserer Seite zu groß wird. Noch können wir alles in Grenzen halten." Längere Zeit sagte keine von beiden ein Wort. Ein Windstoß kam über die Ebene und verfing sich in den Mauern des Tempelhofs. "Wir brauchten den Araquin", murmelte Ahiraquae plötzlich. "Ohne ihn . . . hätte ich Dir vorher alles erzählen sollen? Wäre es besser gewesen? Ich kannte Dich nicht, wusste nicht, wie Du reagieren würdest. Und Du brauchtest Deine Kraft. Es ging ja auch um Deine Heimkehr."

Candryi fing Ahiraquae's Blick auf, der mit der gleichen Intensität auf ihr ruhte wie neulich in Tess. Ihr Hals zog sich zu. "Reitest Du mit mir, Candryi? Im nächsten Frühjahr?" Candryi nickte.

"Ich liebe Dich", sagte Ahiraquae.

Sie strich vorsichtig mit der Hand über Candryis Kopf, beugte sich dann vor und küsste sie auf den Mund. Einen Augenblick lang standen sie dicht beisammen, zu kurz, um den Kuss leidenschaftlich werden zu lassen. Candryi spürte eine wohlbekannte Schwäche in den Knien und eine wohlige Wärme ihren Leib hinunterzüngeln. Sie schob Ahiraquae an den Schultern von sich weg und sagte: "Ich glaube, Athea wartet. Haben wir nachher Zeit? Wann willst Du zu Boadicea gehen?"

"Später. Vielleicht erst morgen. Wir haben Zeit. Ich warte vor dem Tempel auf Dich." Candryi räusperte sich.

"Da ist noch etwas, Ahiraquae . . . was ist mit den Herath?" "Das hast Du mich schon einmal gefragt." Ahiraquae blinzelte ihr zu. "Ich weiß nicht, ob wir ihnen trauen können. Natürlich, sie haben uns geholfen. Das meine ich nicht. Weiß Du, in Tess... es gibt viel Klatsch. Sie sagten, Astis' jüngste Tochter Takhan sei nicht ihr alleiniges Kind. Ich glaube diesen Klatsch nicht. So leicht stellt sich ein Körper nicht um. Aber es stimmt, dass sie es versucht . . . sie schäkert sehr viel mit den Männern herum. Ich weiß nicht, was sie tun werden, wenn ..." Candryi blieb fast die Spucke fort.

"Das ist ungeheuerlich! Sie selbst hat uns doch von der ganzen Misere erzählt!"

"Ja. Sie meinte es aufrichtig, sie bedauert diese Entwicklung. Aber sie unternimmt nichts, um sie aufzuhalten." Drinnen im Tempel rief eine ungeduldige Stimme etwas. "Ich muss hinein." Mit einer nervösen Gebärde strich sich Candryi die Haare aus der Stirn.

"Ich sehe nach, wo Sleve steckt", erbot sich Ahiraquae. Candryi wandte sich dem Tempeleingang zu. Ihre Hand griff nach dem Beutel, hielt ihn fest, um den Stein noch einmal, das allerletzte Mal zu spüren. Ihre Gedanken waren noch halb bei Ahiraquae, als sie den Tempel betrat. Die Shoragan und die Radna, dachte sie. Ein gutes Zeichen. Ein Anfang für

uns beide und für unsere Stämme untereinander. Ihre Schritte hallten auf dem harten Fußboden. Athea stand mit dem Rücken zu ihr und betrachtete den Altar. Die eisfarbenen, fast bodenlangen Haare bewegten sich leicht im Luftzug. "Komm näher, Radna", sagte sie mit ihrer lauten, etwas kratzigen Stimme. "Seit fünf Jahren warte ich auf Dich. Wie lange soll ich nun noch warten?"

Dieses Buch ist meiner Freundin Lionessa gewidmet, deren Leben, genau wie mein eigenes, in den letzten acht Monaten unlösbar mit dem Schicksal von Candryi, Sleve und Ahiraquae verstrickt und verwoben war. Es ist nicht übertrieben zu sagen, wir haben während dieser Zeit zu fünf gelebt. Ich danke ihr vor allem für ihre Geduld und für die vielen Gedanken und Anregungen, die jetzt alle ungenannt auf den Seiten des Buches stehen, und dafür, daß ich mir einen Raum schaffen konnte, in dem das Schreiben an erster Stelle stand.

Großen Dank auch an Gitta Mohrdieck, die das Buch redigiert hat, und an Hermine Fees für eine ganz spezielle Inspiration und an alle Frauen, die mehr oder weniger freiwillig auf meine Gesellschaft verzichtet haben, vor allem meine Mutter.

Marockh A. Lautenschlag

Erläuterungen:

Tomyris und *Boadicea*

sind die Namen von zwei keltischen Krieger-Königinnen, die im 6.Jh.vor Chr. bzw. im 1. Jh. nach Chr. lebten, (aus: Am Anfang war die Frau, Gould Davis, Seite 218 ff)

Amaza

von "A-maza" = ohne maza, d.h.: die ohne Gerstenbrot leben. Nach Sir Galahad der älteste griechische Name für Amazonen (aus: Mütter und Amazonen, Sir Galahad, Seite 299)

Die Anrufung der *Göttin Lhan* ist in Anlehnung an den Spruch der ägyptischen Ur-Göttin Neith (Nut) formuliert (aus: Mütter und Amazonen, Sir Galahad, Seite 12)